

Bohemia

Zeitschrift für Geschichte und Kultur
der böhmischen Länder
A Journal of History and Civilisation
in East Central Europe

Herausgegeben
im Auftrag des Collegium Carolinum
von Ferdinand Seibt und Hans Lemberg

in Verbindung mit Manfred Alexander, Peter Burian,
John M. Clifton-Everest, Winfried Eberhard, Horst Förster,
Jörg K. Hoensch, Rudolf Jaworski, Walter Schamschula,
Georg R. Schroubek, Helmut Slapnicka, Stanley B. Winters

Band 37

Heft 2

1996

INHALT

AUFSÄTZE

- Clifton-Everest, John M.: Slawisches Schrifttum im 10. und 11. Jahrhundert in
Böhmen 257
- Šmahel, František: Die königlichen Feste im mittelalterlichen Böhmen 271
- Seibt, Ferdinand: Die alten Kaiser: Neue Impulse der Spätmittelalterforschung . . . 291
- Thomas, Alfred: Frauen, Juden und Deutsche: Außenseiter im altschechischen *Un-
guentarius* 310
- Fejtoová, Olga/Pešek, Jiří: Martin Luther in den Bibliotheken böhmischer Bürger
um 1600: Zur Rezeption und Wirkung von Luthers Lehre 319

II

Müller-Funk, Wolfgang: Integration und Integrität: Die böhmischen Länder und die „reichische“ Idee in Adalbert Stifters „Witiko“	341
Braun, Karl: Der 4. März 1919. Zur Herausbildung sudetendeutscher Identität	353

MARGINALIEN

Peters, Jelko: „Postmodernes“ Mittelalter: Über neue Möglichkeiten, alte Texte zu lesen	381
Baier, Herwig: Die deutsche Hilfsschule in den böhmischen Ländern: Ein exemplarisches Kapitel der Schulpolitik	391
Pustejovsky, Otfried: Tomáš Staněk über die Deutschen in den böhmischen Ländern nach 1948	402

DISKUSSION

Fořtlová, Růžena: Hätte nur der Autor	409
Maidl, Václav: Über die Bilder der anderen in uns	412
Kučera, Jaroslav: Die sudetendeutschen Vertreibungsverluste: Zum neuesten Beitrag von Fritz Peter Habel	417

CHRONIK

Deutschland und seine Nachbarn (Anne Bazin)	423
Der Erste Weltkrieg als Wendepunkt in den Beziehungen zwischen Tschechen, Slowaken und dem Deutschen Reich (Frank Hadler)	427
Das wissenschaftliche und künstlerische deutsche Erbe Mährens (Wilfried Fiedler)	429
Das „Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“ in Leipzig (Winfried Eberhard)	431
Das „Hannah-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung“ in Dresden (Christoph Boyer)	435

NEUE LITERATUR

Vlček, Pavel: Encyklopedie českých zámků (Michaela Marek)	438
Beneš, Zdeněk: Historický text a historická skutečnost. Studie o principech českého humanistického dějepisectví (Walter Schamschula)	440
Řád cisterciáků v českých zemích ve středověku (Kurt A. Huber)	444
Müller, Norbert: Johannes von Nepomuk. Mitpatron des Landes Tirol (Ferdinand Seibt)	446
Nieder Korn, Jan Paul: Die europäischen Mächte und der „Lange Türkenkrieg“ Kaiser Rudolfs II. (Reinhard Baumann)	447
Beránek, Jiří: Tajemství lóží. Svobodné zednářství bez legend a mýtů (Antonín Měšťan)	450
Urban, Otto: Die tschechische Gesellschaft 1848–1918 (Manfred Alexander)	451
Syllaba, Theodor: August Schleicher und Böhmen (Ferdinand Seibt)	453

T. G. Masaryk: Juvenile. Studie a stati 1876–1881 (Martin Schulze Wessel)	455
Nový, Lubomír: Filosof T. G. Masaryk (Martin Schulze Wessel)	456
Masarykův sborník VIII (Martin Schulze Wessel)	457
Kural, Václav: Místo společenství konflikt! Češi a Němci ve Velkoněmecké říši a cesta k odsunu (1938–1945) (Ralf Gebel)	458
Češi a sudetoněmecká otázka 1939–1945. Dokumenty. Hrsg. v. Jitka Vondrová (Detlef Brandes)	461
MacDonald, Callum/Kaplan, Jan: Praha ve stínu hákového kříže. Pravda o německé okupaci 1939–1945 (Václav Kural)	463
Kindl, Sláva: Oběti druhé světové války z okresu Trutnov (Rudolf M. Wlaschek)	465
Mandl, Herbert Thomas: Durst, Musik, Geheime Dienste (Rudolf M. Wlaschek)	466
Kaplan, Karel/Tomášek, Dušan: O cenzuře v Československu v letech 1945–1956 (Vladimír Ulrich)	467
Prečan, Vilém: V kradeném čase (Christiane Brenner)	469
Hledání naděje (1978–1987). Výběr z ineditních sborníků. Hrsg. v. Miroslav Vaněk (Martin Schulze Wessel)	471
The End of Czechoslovakia. Ed. by Jiří Musil (James Felak)	472
Pynsent, Robert B.: Questions of Identity. Czech and Slovak Ideas of Nationality and Personality (Alfred Thomas)	473
Kulturen an der Grenze – Kultury na hranici: Waldviertel, Weinviertel, Südböhmen, Südmähren (Hannelore Burger)	475
Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Hrsg. v. Kurt Dröge (Susanne Mauer-Horn)	480
Wandel durch Repräsentation – Repräsentation im Wandel. Entstehung und Ausformung der parlamentarischen Demokratie (Eva Tenzer)	482
Osteuropa im Umbruch. Alte und neue Mythen. Hrsg. v. Clemens Friedrich und Birgit Menzel (Karl Braun)	483
Kollektive Identitäten in Ostmitteleuropa: Polen und die Tschechoslowakei (Eva Tenzer)	485
L'Allemagne Vue D'Ailleurs. Hrsg. v. Michel Korinman (Berit Pleitner)	488
Deutschlandbilder in Polen und Rußland, in der Tschechoslowakei und in Ungarn. Hrsg. v. Hans Süßmuth (Michael Imhof)	491
KURZANZEIGEN	495
SUMMARIES	506
RÉSUMÉS	512
RESUMÉ	518
ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS	523
MITARBEITER DES HEFTES	525

IV

BOHEMIA. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder erschien von Jahrgang 1 (1960) bis 20 (1979) als: BOHEMIA. Jahrbuch des Collegium Carolinum. Begründet und bis Jahrgang 25 (1984) herausgegeben von Karl Bosl.

Redaktion: Eva Hahn, Collegium Carolinum, Hochstraße 8/II, 81669 München.

Für Form und Inhalt der einzelnen Beiträge tragen die Verfasser die Verantwortung.

Rezensionsexemplare und Zuschriften sind an die Redaktion zu richten.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck – auch von Abbildungen –, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege oder im Magnettonverfahren, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – ist nur mit Genehmigung des Herausgebers gestattet. Werden von einzelnen Beiträgen oder Teilen von ihnen einzelne Vervielfältigungsstücke im Rahmen des § 54 UrhG hergestellt und dienen diese gewerblichen Zwecken, ist dafür eine Vergütung gem. den gleichlautenden Gesamtverträgen zwischen der Verwertungsgesellschaft Wissenschaft GmbH (ehemals Inkassostelle für urheberrechtliche Vervielfältigungsgebühren GmbH), 60311 Frankfurt/Main, Großer Hirschgraben 17–21 und dem Bundesverband der Deutschen Industrie e. V., dem Gesamtverband der Versicherungswirtschaft e. V., dem Bundesverband deutscher Banken e. V., dem Deutschen Sparkassen- und Giroverband und dem Verband der privaten Bausparkassen e. V., an die VG Wissenschaft zu entrichten. Die Vervielfältigungen sind mit einem Vermerk über die Quelle und den Vervielfältiger zu versehen. Erfolgt die Entrichtung der Gebühren durch Wertmarken der VG Wissenschaft, so ist für jedes vervielfältigte Blatt eine Marke im Wert von DM 0,40 zu verwenden.

Bezugsbedingungen: Pro Jahr erscheint ein Band in zwei Heften. Einzelheft DM 45,-, Jahresabonnement DM 76,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein Jahr, wenn es nicht spätestens zwei Monate vor Ablauf des Kalenderjahres gekündigt wird. Die Lieferung geschieht auf Kosten und Gefahr des Empfängers. Kostenlose Nachlieferung in Verlust geratener Sendungen erfolgt nicht.

Zahlungen erbitten wir an den Verlag R. Oldenbourg (Abt. Zeitschriften) München, auf unsere Konten beim Postscheckamt München Nr. 64950-809 oder bei der Bayerischen Vereinsbank München 2 Nr. 6405215.

Hinweis gemäß § 26 Absatz 1, Bundesdatenschutzgesetz: Die Bezieher der BOHEMIA sind in einer Adreßkartei gespeichert, die mit Hilfe der automatisierten Datenverarbeitung geführt wird.

Verlag: R. OLDENBOURG VERLAG GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München. Alleiniger Gesellschafter des Verlages ist die Firma R. Oldenbourg GmbH & Co. KG unter der gleichen Anschrift. Sie wird durch die persönlich haftende Gesellschafterin R. Oldenbourg Verwaltungs GmbH, Rosenheimer Straße 145, 81671 München, vertreten.

Außerdem sind nachstehende Kommanditisten beteiligt: Elisabeth Alber, Hausfrau, Rieden/Tirol; Hedwig Geupel, Hausfrau, Oberhaching; Baronin Silvia von Maydell, Hausfrau, München; Christian Krafft von Dellmensingen, Parsippany/USA; Gabriele von Bomhard, Kindergärtnerin, München; Christa von Bomhard, Sekretärin, München; Maria Freifrau von Meyern-Hohenberg, Hausfrau, München; Gräfin Inge Schönborn, Geschäftsführerin, München; Nelly Reichhold, Hausfrau, Iching; Dr. Roswitha Sieper, Oberstudienreferentin, München; Dr. John C. Oldenbourg, Übersetzer, München; Andreas D. Oldenbourg, Rechtsreferendar, München; Thomas A. Oldenbourg, Dipl.-Kfm., München; Hanna Sychily, Hausfrau, Bad Reichenhall; Dr. Rolf-Dieter Schmid, Nürnberg; Axel Schmid, München; Wilhelm Schmid, Major a. D., Regensburg; Barbara Müller, Hannover; Emmy Oldenbourg, Private, München; Hans A. Fieser, Dipl.-Ing., Steinebach; Irmgard Fieser, Hausfrau, Steinebach; Hans Herbert Fieser, Dipl.-Kfm., Lindenfels; Heidi Fieser, Sekretärin, Salem; Reinhard Fieser, Heimleiter, Esslingen; Dr. Rudolf Oldenbourg, Verleger, München; Johannes Oldenbourg, Dipl.-Math., München; Christoph Oldenbourg, Restaurator, München; Louise Oldenbourg, Grafikerin, München; Walter Oldenbourg, Verleger, München; Eva Lange, Hausfrau, München; Dr. Helene Hahn, Ärztin, Bremen; Edith Müller, Hausfrau, Hamburg; Brigitte Reiner, Hausfrau, Haar; Heinz Reiner, Arzt, Haar; Eberhard Oldenbourg, Kaufmann, München; Eva May, Studienrätin, München; Paul Oldenbourg, Ingenieur, München; Wolfgang Oldenbourg, Kaufmann, München; Doris Kühnhaackl, Lehrerin, München; Regine Oldenbourg, Geschäftsinhaberin, München; Albrecht Oldenbourg, Student, München; Gertrud Oldenbourg, Archivangestellte, Bremen; Paul Schröder sen., Den Haag; Anne Schröder, Den Haag; Thomas Schröder, Verlagskaufmann, Hamburg; Nicola Schröder, Den Haag; Paul Schröder jun., Den Haag; Brigitte Fertl, Hausfrau, München; Inge von Negelein, Kindergärtnerin, München; Dr. Friedrich Rosenkranz, Physiker, München; Ilse Edelstein, Berlin; Dr. Karl von Cornides, Verleger, Wien; Dr. Thomas von Cornides, Verleger, München; Dr. Elisabeth Garms, Hausfrau, Rom; Hedwig Kloepper, Private, Söchtenuau; Cécilie von Cornides, Therapeutin, Rieden/Tirol; Dr. Rudolf von Cornides, Amtsarzt, Innsbruck; Margit von Cornides, Hausfrau, Bonn; Christoph von Cornides, Volkswirt, Bonn; Gabriele Hommes, Aachen; Bankhaus H. Aufhäuser, München.

Satz, Druck und Einband: Verlagsdruckerei Michael Laßleben, 93183 Kallmünz.

ISSN 0523-8587

Das Collegium Carolinum widmet dieses Heft Herrn

UNIVERSITÄTSPROFESSOR DR. HELMUT SLAPNICKA

in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistung und
mit großem Dank für seinen Rat und für seine Einsatzbereitschaft
als langjähriges Mitglied seines Vorstands

mit allen guten Wünschen

zu seinem 80. Geburtstag

SLAWISCHES SCHRIFTTUM IM 10. UND 11. JAHRHUNDERT IN BÖHMEN

Von John M. Clifton-Everest

Die Kontroverse über das slawische Schrifttum im Böhmen in den zweihundert Jahren nach etwa 880 dauerte ebenfalls fast zwei ganze Jahrhunderte. Noch bis vor etwa zwanzig Jahren liefen die Ansichten der Historiker in zwei entgegengesetzte Richtungen. Da gab es einerseits die Enthusiasten, die unerschütterlich und treu zu dem Gedanken eines regen und seit der großmährischen Epoche ununterbrochenen literarischen Lebens in slawischer Sprache hielten; im Kern ihrer Vorstellungen lag der Gedanke einer „einheimischen“ Kirche, welche innerhalb der römischen Obedienz gerade in sprachlichen Angelegenheiten ein hohes Maß an Selbständigkeit genoß und eine eigene slawische Liturgie verwenden durfte. Die Stimme dieser Enthusiasten, die sich zuerst in den frühen Arbeiten Gelasius Dobners noch aus dem 18. Jahrhundert unbefangen hören ließ, wurde angesichts der unaufhörlichen Einwände der Skeptiker im Laufe der Zeit immer stärker, selbstbewußter und überzeugter, bis sie in den Beiträgen eines Václav Chaloupecký¹ oder eines Oldřich Králík² einen Höhepunkt erreichte. Andererseits klingen die Stimmen der Skeptiker, zwar immer weniger an der Zahl, aber für das Ohr des modernen Kritikers nüchterner und im allgemeinen überzeugender. Schon Dobners Argumente wurden von seinem Zeitgenossen Josef Dobrovský³ scharf kritisiert, wenn auch erst die sorgfältige Arbeit von František Graus den entscheidenden Höhepunkt auf dieser Seite der Debatte in neuerer Zeit lieferte⁴. Die eigentliche Wende brachten erst die letzten Jahrzehnte, durch die Beiträge der philologischen (und teilweise auch der archäologischen) Wissenschaft, die einen neuen Schwerpunkt in der Kontroverse setzten.

Im Brennpunkt dieser so lang andauernden Debatte stand seit ihrem Beginn die sog. slawische Liturgie. Die Frage, warum dies der Fall war, könnte selbst den Gegenstand einer faszinierenden historiographischen Studie bilden. Ohne hier weiter auf diesen Punkt eingehen zu wollen, als zum Verständnis des Folgenden nötig ist, verweise ich nur auf das Vorbild der russischen Kirche und ihrer Liturgie. Daß die russische Kultur eigene Wege gehen durfte und sowohl nationale als auch „slawische“ Eigenschaften

¹ Chaloupecký, Václav: Slovanská bohoslužba v Čechách [Der slawische Gottesdienst in Böhmen]. Věstník České akademie 50 (1950) 65–80.

² Králík, Oldřich: Sázavské písemnictví XI. století [Das Sázaver Schrifttum des 11. Jahrhunderts]. Rozpravy ČSAV (1961).

³ Dobrovský, Josef: Kritische Versuche, die ältere böhmische Geschichte von späteren Erdichtungen zu reinigen. Tl. 1: Bořivojs Taufe. Prag 1803.

⁴ Graus, František: Slovanská liturgie a písemnictví v přemyslovských Čechách 10. století. ČsČH 14 (1996) 473–495; es erübrigt sich wohl, hier die ganze Literatur aus der langen Debatte neu anzuführen, die Graus sehr vollständig beschreibt.

entwickeln konnte, verdankte sie nach den Vorstellungen der Romantik in großem Umfang der Selbständigkeit ihrer Liturgie. Auch den böhmischen Historikern des letzten Jahrhunderts mit ihrer nationalistischen Gesinnung ging es darum, eine frühe Selbständigkeit der böhmischen Kultur nachzuweisen. Von ihrer Beschäftigung mit der Liturgie, die für den heutigen Beobachter manchmal das Ausmaß einer Besessenheit anzunehmen scheint, konnten sie sich jedenfalls nur schwer befreien. Auch Graus, bei aller Stärke und Beweiskraft seiner Argumente, war im Grunde nur darum bemüht, das Luftschloß einer slawischen Liturgie in Böhmen zu vernichten. Dies führte ihn dazu, den Wert der philologischen Zeugnisse ernsthaft zu unterschätzen, indem er sich mit der Feststellung begnügte, die Ergebnisse der Philologie lieferten keinen Beweis für die Existenz einer slawischen Liturgie⁵. Dies ist aber kaum mehr als eine Binsenweisheit, da solche historischen Beweise von Natur aus nicht im Feld der philologischen Wissenschaft liegen. Was die Philologie jedoch in den letzten Jahren beitragen konnte, war der Beweis einer kontinuierlichen sprachlichen Tradition religiösen Charakters, die bis zum Ende des 11. Jahrhunderts schriftlich nachweisbar ist und mündlich wohl über diese Zeit hinaus wirksam war. Diese neue philologische Zielsetzung, die eine sprachliche anstelle einer liturgischen Tradition ins Auge faßte und besonders in den Arbeiten von František Mareš und Radoslav Večerka Erfolge verzeichnete, hat die Suche nach der Liturgie nun so weit verdrängt, daß die Frage berechtigt erscheint, ob sie nicht von vornherein ein Irrweg gewesen sei⁶.

Zu bejahen wäre diese Frage aber nur, insofern man sich während der ganzen Kontroverse nie grundsätzlich die Frage gestellt hat, was genau hier unter dem Begriff „Liturgie“ zu verstehen ist. Die slawische Liturgie bleibt dennoch von Bedeutung, denn auch die wenigen historischen Quellen rücken sie immer wieder in der einen oder anderen Form in den Vordergrund; die Beschäftigung mit ihr ist also älter als die vom Nationalismus geprägte Historiographie der Romantik.

Die entsprechenden Quellen waren zugegebenermaßen immer extrem dürftig. Sieht man einmal von den philologischen Zeugnissen ab, so ergeben sich im Grunde nur drei Kernpunkte für die Erkenntnis eines slawischen Schrifttums im Böhmen des 10. und 11. Jahrhunderts:

1. Das Zeugnis der Legenden, Chroniken usw., teilweise in slawischer Sprache, über die Taufe Bořivojs und Ludmilas gegen Ende des 9. Jahrhunderts und über den Märtyrertod Ludmilas und ihres Enkels, des Heiligen Wenzels.

⁵ Graus: *Slovanská liturgie* 478.

⁶ Večerka, Radoslav: *Slovanské počátky české knižní vzdělanosti* [Die slawischen Anfänge der tschechischen literarischen Bildung]. Praha 1963. – Ders.: *Velkomoravská literatura v přemyslovských Čechách* [Die Großmährische Literatur im přemyslidischen Böhmen]. *Slavia* 32 (1963) 399–416. – Ders.: *Jazykovědný příspěvek k problematice stsl. písemnictví v Čechách* [Ein sprachwissenschaftlicher Beitrag zur Problematik des altslawischen Schrifttums in Böhmen]. *Slavia* 36 (1967) 421–428. – Ders.: *Problematika staroslovanského písemnictví v přemyslovských Čechách* [Die Problematik des altslawischen Schrifttums in Böhmen]. *Slavia* 39 (1970) 223–237. – Mareš, František: *Pražké zlomky a jejich původ v světle lexikálního rozboru* [Die Prager Fragmente und ihr Ursprung im Licht der lexikalischen Analyse]. *Slavia* 19 (1951) 219–232. – Ders.: *Česká redakce církevní slovanštiny v světle Besed Řehoře Velikého (Dvojeslova)* [Die tschechische Redaktion des Kirchenslawischen im Licht der Dialoge von Gregor den Großen (Dvojeslova)]. *Slavia* 32 (1963) 417–451.

2. Die lateinische Wenzelslegende des Mönches Christian, die für den zweiten Bischof von Prag, den Heiligen Adalbert, geschrieben wurde und die Einführung des slawischen Schrifttums durch Konstantin-Kyrill in Mähren ziemlich detailliert beschreibt.
3. Die Chronik des Mönches vom Kloster Sázava aus dem 12. Jahrhundert, die die Gründung des Klosters durch den Heiligen Prokop und die endgültige Vertreibung der slawischen Mönche im Jahre 1096 beschreibt. Nach seinem Bericht wurden slawische Bücher bis zur Vertreibung dort aufbewahrt und verwendet.

Ergänzt werden diese Quellen von ein paar weiteren Hinweisen, wie etwa der abweisenden Antwort Papst Gregors VII. aus dem Jahre 1080 auf eine nicht erhaltene Bitte von Herzog Vratislav, die Messe in böhmischen Kirchen auf Slawisch feiern zu dürfen.

In der Debatte der letzten zwei Jahrhunderte blieb keine der drei obengenannten Quellen unangefochten und ohne Kontroversen. So herrscht sogar in den entsprechenden Legenden schon Uneinigkeit darüber, ob Bořivoj in der Tat der erste christliche Přemyslidenfürst war. Heute wird jedoch im allgemeinen akzeptiert, daß er zusammen mit seiner Frau Ludmila tatsächlich in Mähren getauft wurde, vielleicht sogar von Erzbischof Method selber, wie Christian es wissen will. Dies muß wohl geschehen sein, als Bořivoj nach einem Aufstand aus dem Land fliehen mußte. Wie Dušan Třeštík gezeigt hat, machte Svatopluk von Mähren eine Stärkung des Christentums im Lande zur Bedingung für die Hilfe, die Bořivoj wieder an die Macht brachte. Dabei ging es dem Mährenfürst wohl eher darum, Böhmen in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu zwingen. Die kirchliche Abhängigkeit hatte eindeutig den unmittelbaren Bau einer Kirche in Prag zur Ehre der hl. Jungfrau zur Folge und sorgte, zumindest zu Lebzeiten Methods, wohl auch für eine weitere Verbreitung der kyrillischen Schriften im Lande. Möglicherweise hatten diese aber schon früher ihren Eingang ins Land gefunden.

An der Authentizität Christians wurde besonders lang gezweifelt; bis heute fehlt noch ein endgültiger, positiver Beweis seiner Echtheit, so daß lediglich die Entkräftung aller Gegenbeweise zur Akzeptanz seines Zeugnisses führte.

Im Falle des Klosters Sázava schließlich läßt sich keineswegs mit Sicherheit sagen, ob die slawische schriftliche Kultur im Ursprung „einheimisch“ war oder von außerhalb des Landes, etwa aus Ungarn, eingeführt wurde.

Es war in der Tat ein eitles Unterfangen, anhand dieser spärlichen Elemente eine slawische Liturgie, die sog. kyrillisch-methodische Tradition, als kontinuierliche Tradition bis zum Ende des 11. Jahrhunderts aufdecken zu wollen, einen liturgischen Brauch also, der in einem gewissen Sinne der römischen Liturgie gleichgestellt war und mit ihr parallel verlief. Eine solche Tradition, wenn man darunter spezifisch das Feiern der Heiligen Messe in slawischer Sprache versteht, wäre völlig gegen den Brauch der Kirche der Zeit und angesichts des Mangels an Beweisen schon aus diesen Gründen auszuschließen. Gerade in den zwei Jahrhunderten nach der slawischen Mission Kyrills hat die Benutzung des Lateinischen in der Liturgie der westlichen Kirche Wesentliches zu ihrer Einheit beigetragen, sowohl was Inhalt als auch Form betrifft. In scharfem Gegensatz zum Brauch der Ostkirche war diese sprachliche

Regelung ein Teil des Einheitsbestrebens Roms; und das Land Böhmen war schon vor der Ankunft der beiden Slawenapostel in Mähren an die bayerische Kirche und durch sie an die römische Obedienz gebunden. Diese Bindung hat zumindest nach dem Tod Methods und dem Niedergang seines Erzbistums Sirmium niemand mehr in Zweifel gezogen.

Zwei Briefe von Papst Stephan V. aus dem Jahr 885 verbieten den Gebrauch der slawischen Sprache ausdrücklich für die *Missas et sacratissima ministeria*⁷. Auch wenn man in dem Wortlaut und besonders in der scharfen Kritik an Method den Einfluß des feindlich gesinnten Bischofs Wiching von Neutra sehen will, kann kein Zweifel bestehen, daß das Verbot auch für Böhmen galt⁸. Daran änderte sich auch nichts bis zum 14. Jahrhundert, als Kaiser Karl IV. endlich die päpstliche Erlaubnis erhielt, Mönche des slawischen Ritus aus Kroatien für sein Kloster Emaus zu holen. Dies war aber ein Ausnahmefall. Das Verbot für Böhmen wurde sogar im 11. Jahrhundert ausdrücklich wiederholt, wie noch zu besprechen sein wird. Um den eigentlichen Sinn und die Reichweite dieses Verbots zu verstehen, das für Mähren beabsichtigt war, ist es jedoch erforderlich, zu den eigentlichen mährischen Quellen zurückzugehen.

Für die beiden Brüder aus Byzanz bei ihrer Ankunft bei Rostislav von Großmähren galt das Feiern der Eucharistie in der Landessprache gemäß dem unumstrittenen Brauch der Ostkirche als eine Selbstverständlichkeit. Erst unter dem Angriff der sog. Dreisprachler wurde die Sache in Rom zur Streitfrage. Papst Johann VII., dem sehr daran lag, angesichts der etwas überheblichen Territorialpolitik der bayerischen Kirche, die slawische Mission zu unterstützen, verdammt laut dem altkirchenslawischen Leben Kyrills die Thesen der Dreisprachler kompromißlos. Konfrontiert mit den überzeugenden Argumenten und Bibelzitatzen Kyrills, hätte er kaum anders handeln können, selbst wenn er diese Politik der Unterstützung nicht hätte verfolgen wollen. Daß er jedoch darauf die Bücher auf den Altar niederlegte und eine feierliche Messe auf Slawisch feiern ließ, ist keineswegs als Billigung der slawischen Messe für den regelmäßigen Gebrauch im fernen Mähren anzusehen; das behauptet sogar die altkirchenslawische Legende nicht, so sehr sie als Apologie für das Lebenswerk Kyrills zu verstehen ist. Da der Papst daraufhin die beiden Brüder und ihre Anhänger von einem ihnen feindlich gesinnten Bischof zum Priester weihen ließ, kann man auch die Weihe der Bücher als symbolische Geste ansehen, die den Sieg über diese Feinde ganz absichtlich und öffentlich zur Schau tragen sollte. Wir wissen natürlich nicht genau, was für Zugeständnisse der Papst an Method machte, als dieser nach dem Tod des Bruders in das neu gegründete Erzbistum zurückkehrte. Doch die slawische Messe gehört sicherlich nicht dazu, denn schon im Jahre 879 schreibt der Papst an den Erzbischof: *Audimus etiam, quod missas cantes in barbara, hoc est in Sclavina lingua, unde iam litteris nostris per Paulum episcopum Anconitanum tibi directis prohibuimus ...*⁹ Er befahl ihn nach Rom, wo Method sich anscheinend ohne Mühe freisprechen konnte.

⁷ MGH Epistolae VII, 353, 13 ff. – Siehe auch e b e n d a 357, 32.

⁸ Für die mögliche Rolle Wichings vgl. die Argumente von Lubomír E. Havlík: *Kronika o Velké Moravě* [Die Chronik über Großmähren]. Brno 1992, 207.

⁹ MGH Epistolae VII, 161, 13 ff.

Der Vorwurf, er habe die slawische Sprache für die Messe verwandt, war eindeutig ein Element der wiederholten Verleumdung durch die bayerischen Bischöfe, deren Zweck es war, ihn zu vertreiben. Aus der Geschichte seiner späteren Gefangennahme wird dieses Bestreben ganz deutlich. Hier lassen sich zwei Gründe erkennen, warum der Gedanke einer slawischen Messe in Mähren immer wieder im Vordergrund der entsprechenden historischen Quellen steht: Erstens wurde die theoretische Verteidigung der Messe durch Kyrill als Höhepunkt seiner Leistung in Mähren betrachtet. Zweitens sahen die bayerischen Kirchenmänner darin mehr als einmal die Chance, die ihnen unerwünschte slawische Mission in Rom zu verleumdern. Der im altkirchenslawischen *Leben Methods* wiedergegebene Text einer angeblichen Bulle von Hadrian II. erlaubt dennoch keineswegs das Singen der Messe auf Slawisch. Obwohl der nur slawisch erhaltene Wortlaut dort regelrecht als Sieg gefeiert wird, bewilligt er ausdrücklich nur das Vorlesen der Perikopen in dieser Sprache (nachdem sie auf Latein gelesen worden waren!)¹⁰. Hätte der Papst zugleich das Feiern der eigentlichen Messe auf Slawisch erlaubt, der Eucharistie also, hätte man es in diesem apologetischen Kontext kaum verschwiegen. In einem seiner schonerwähnten Schreiben, dem sog. *Communitorium* an die nachfolgenden Bischöfe, bezieht sich Papst Stephan auf ein früheres Verbot von Papst Johann¹¹. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich um einen Brief Papst Johanns an Svatopluk von Mähren, wo es wörtlich heißt: *Iubemus tamen, ut in omnibus ecclesiis terre vestre propter maiorem honorificentiam evangelium Latine legatur et postmodum Scлавinica lingua translatum in auribus populi Latina verba non intellegentis adnuntietur*¹². Angesichts des Inhalts scheint es auch keineswegs unwahrscheinlich, daß wir hier den Text haben, den die altkirchenslawische Vita Methods unter falscher Zuschreibung an Hadrian kennt. Auch hier scheint durch die ausdrückliche Bewilligung der slawischen Sprache für das Evangelium ihr Gebrauch für die Messe selbst ausgeschlossen zu sein.

Auch die viel spätere ablehnende Antwort Gregors VII. auf die Bitte Vratislavs von Böhmen betrifft ebenfalls ausdrücklich nur das *divinum officium* (Singular!) auf Slawisch¹³. Der Brief Gregors zeugt freilich von einem gewissen Verlangen danach im Lande, das man am leichtesten im Zusammenhang mit dem Kloster Sázava sieht. In Sázava wie hundert Jahre früher bei Christian hielt sich das Andenken an Kyrill und seine theoretische Verteidigung der Liturgie noch lebendig. Die Bitte Vratislavs läßt sogar vermuten, daß man in Sázava diese Theorie sogar in die Praxis umsetzen wollte, sie schließt aber gleichzeitig aus, daß dies schon legal geschehen war. Nichts, was der Chronist von Sázava sagt, deutet auf das Gegenteil. Dieser schrieb schon mehrere Jahrzehnte nach der endgültigen Vertreibung der slawischen Mönche aus dem Kloster; er sagt, und wußte wohl auch, im Endeffekt extrem wenig vom slawischen Schrifttum dort. Er erzählt lediglich, daß der Gründer Prokop in der slawischen

¹⁰ In deutscher Übersetzung bei Josef Bujnoch: *Zwischen Rom und Byzanz. Slawische Geschichtsschreiber*. Bd. 1: Graz 1972, 91.

¹¹ MGH Epistolae VII, 353, 15.

¹² E b e n d a 224, 9.

¹³ MGH Epistolae selectae, Tom II, Fasc. II. Hrsg. v. Erich Caspar. Berlin 1955, 474. Gleich im nächsten Satz des Papstbriefes heißt es, „liquet non immerito sacram scripturam omnipotenti Deo placuisse quibusdam locis esse occultam“.

Schrift bewandert war, daß die Mönche durch das Schrifttum Vorwürfen der Häresie ausgesetzt waren – ... *eos multipharius vituperius publicant, scilicet dicentes, per Sclavonicas litteras heresis secta ypochrisisque esse aperte ac omnio perversos*¹⁴ – und daß die slawischen Bücher schließlich verlorengegangen seien. Überhaupt ist das Bild eines ausschließlich slawischen Sázava-Klosters eine Täuschung. Die Stelle, an der der Chronist den Verlust der slawischen Texte beklagt, wurde oft mißverstanden: *Idem abbas libros quos non invenit loco sibi commisso praeter sclavonicos ipsemet nocte et die immenso labore conscripsit quosdam emit quosdam scriptores scribere conduxit et omnibus modis adquisivit*¹⁵. Das bedeutet keineswegs, daß der Abt ausschließlich slawische Bücher am Ort fand und daß Sázava daher ein ausschließlich slawisches Haus war¹⁶. Vielmehr heißt es, daß gewisse von ihm benötigte Bücher nur in slawischer Sprache vorhanden waren. Ein böhmisches Kloster im 11. Jahrhundert ohne ein lateinisches Meßbuch ist aber schwer vorstellbar. Damit wären wohl die deutschen Mönche der „römischen“ Obedienz viel schneller fertig geworden¹⁷.

Einzig und allein der Mönch Christian (und die ihm darin teilweise wörtlich folgende lateinische Legende *Diffundente sole*) wollte ausdrücklich wissen, daß der Gebrauch des Slawischen auch für die *missa* genehmigt wurde, und zwar in Rom, als Kyrill dort ankam¹⁸. Jedoch muß bedacht werden, daß erstens Christian, so gut er sonst über den Stand der damaligen Dinge informiert zu sein scheint, erst hundert Jahre später schreibt, und zweitens, daß die zeitgenössischen Quellen, insbesondere die päpstlichen Briefe, seinem Zeugnis widersprechen. Auf alle Fälle kann das, was er über den Brauch seiner eigenen Zeit sagt, kaum dahingehend ausgelegt werden, daß damals die Messe in Böhmen noch slawisch gefeiert werden durfte: *Missas preterea ceterasque canonicas horas in ecclesia publica voce resonare statuit, quod et usque hodie*

¹⁴ *Monachi sazavensis continuatio Cosmae*. MGH Scriptorum IX. Hannover 1851, 151 f.

¹⁵ *E b e n d a* 154, 41; siehe auch 153, 48: „et libri linguae eorum deleti omnio et disperditi, nequaquam, ulterius in eodem loco recitabuntur“.

¹⁶ Vgl. etwa *B a u m a n n*, Winfried: Die Literatur des Mittelalters in Böhmen. Deutsch-Lateinisch-Tschechische Literatur vom 10. bis zum 15. Jahrhundert. München 1978, 56, Anm. 6. Der Gebrauch des Relativsatzes, *libros quos non invenit*, wird im Latein der Zeit vielmehr zur Qualifizierung des Substantivs verwendet: „diejenigen Bücher, die er außer im Slawischen nicht vorfand“. Hätte der Chronist behaupten wollen, daß nur slawische Bücher dort waren, so hätte er viel einfacher und normaler ein Partizip Präsens verwendet: „*Idem abbas inveniens loco sibi commisso nullos libros praeter sclavonicas*“.

¹⁷ Nach dem Chronisten war der Abt „*generis teutonicum*“ (*B a u m a n n*: Die Literatur des Mittelalters 152). – *J e l í n e k*, Karel: *Slovanská a latinská Sázava* [Das slawische und lateinische Sázava]. *Slavia* 34 (1965) 123–131, möchte die erhaltene Prokopslegende nicht, wie meist angenommen, kurz nach dem Tod des Heiligen datieren, sondern hält sie für das Produkt eines nationalistischen Gefühls im 12. Jahrhundert, das die Heiligsprechung Prokops zur Folge hatte. Demnach sollten die Aussagen der Legende und des Chronisten aus Sázava mit um so größerer Vorsicht als Quellen über den slawischen Charakter des Hauses verwendet werden.

¹⁸ *Legenda Christiani. Vita et passio sancti Wenceslai et sancte Ludmilleve eius*, edidit Jaroslav *L u d v í k o v s k ý*. Prag 1978: *At illi hec audientes et admirantes tanti viri fidem, auctoritate sua statuunt et firmannt suprascripto sermone partibus in illis missarum sollempnia ceterasque canonicas horas ymnizari*. Christians Quelle für die Wenzellegende war eine frühe Version der lateinischen Legende *Crescente fide*. Für die Kyrill-Erzählung benutzt er jedoch eine andere, uns unbekannt Vorlage. Ihm folgt darin, teilweise wörtlich, die lateinische Legende *Diffundente sole*.

*in partibus Sclavorum a pluribus agitur, maxime in Bulgariis, multeque ex hoc anime Christo domino acquiruntur*¹⁹. In diesem Zusammenhang wäre Bulgarien kaum einer solchen Erwähnung wert gewesen, hätte Christian stolz sagen können, die Liturgie sei auch noch in seinem eigenen Lande in Gebrauch.

Was jedoch die päpstlichen Dokumente fast alle gemein haben, ist eine, auch beim strengsten Verbot der slawischen Messe, mehr oder weniger explizite Anerkennung der Argumente Kyrills gegen die Dreisprachler. Die Phrase *omnis lingua laudet Deum* wiederholt sich, wohl weil man meistens vom Vorgänger abschreibt²⁰. Von diesen Argumenten wird aber nicht die Erlaubnis zur slawischen Messe abgeleitet, sondern die Befürwortung, gar die Empfehlung, die Volkssprache zu anderen religiösen Zwecken zu verwenden. Am deutlichsten ist das im Brief Johanns VII. an Svatopluk, der mit dem wiederholten Wort *iubemus* einen deutlichen Befehl enthält²¹. Hier wird die Argumentation im Text besonders klar. Dem Wort voran geht eine ausführliche Behandlung der gesamten sprachlichen Frage mit mehreren Bibelziten und einem eindeutigen Hinweis auf die Dreisprachler (... *neque enim tribus tantum, sed omnibus linguis* ...). Diese Reihenfolge der Argumente erweckt unmittelbar den Eindruck, eine Antwort auf eine Bitte um Unterstützung gegen solche Irrtümer im Lande zu bilden; leider wissen wir jedoch vom eigentlichen Anlaß des Briefes gar nichts. Das Argument schließt dann mit einer eindeutigen, kanonischen Stellungnahme – *nec sane fidei vel doctrine aliquid obstat sive missas in testamentis bene translatas et interpretatas legere aut alia horarum officia omnia psallere, quoniam, qui fecit tres a linguis principales, Hebraeam scilicet Greecam et Latinam, ipse creavit et alias omnes ad laudem et gloriam suam* (S. 224, 5ff.) –, worauf der oben zitierte Befehl *iubemus tamen* ... unmittelbar folgt. Dadurch erscheint der päpstliche Befehl in bezug auf die Sprache für die Perikopen als direkte Konsequenz der Argumente Kyrills. Für die zweisprachige Lösung (sie sollen zuerst Latein, dann aber Slawisch vorgelesen werden, hier im päpstlichen Brief zwar nur das Evangelium, im altkirchenslawischen *Leben Kyrills* aber auch die *epistola*) läßt sich als Vorbild der Ritus der Ostkirche vermuten. Dort war es nämlich üblich, Teile der Messe zweimal zu lesen, zuerst auf Griechisch, dann auf Latein. Das wird nicht nur den beiden Brüdern aus Byzanz bekannt gewesen sein, sondern vor allem dem einflußreichen griechischsprachigen *bibliothecarius* Anastasius in Rom, der, wie meistens angenommen wird, die beiden im Lateinischen wohl weniger bewanderten Slawenapostel dort unter seine Fittiche nahm und sich für ihre Sache einsetzte²². Anastasius war ein guter und vor allem engagierter Kenner der Sprachen. Sicherlich aus seiner Feder stammt ein empörter Brief des Papstes Nicolas I. aus dem Jahre 865 an den Kaiser Michael, der den Vorwurf des Barbarentums der lateinischen Sprache mit ironischen Andeutungen auf gerade diese Zweisprachigkeit in der griechischen Kirche zurückweist²³. Es scheint

¹⁹ E b e n d a 12ff., (S. 12, Z. 15).

²⁰ Vgl. den Brief Stephans, MGH Epistolae VII, 358, 1 und den Brief Johanns, e b e n d a 224, 2; im allgemeinen auch e b e n d a 161, 19.

²¹ Nicht nur wie oben Fn. 12, sondern auch e b e n d a 223, 38.

²² D v o r n í k, František: *Byzantine Missions among the Slaves*; SS. Constantine-Cyril and Methodius. New Jersey 1970.

²³ MGH Epistolae VI, S. 459, 25ff.

keineswegs unwahrscheinlich zu sein, wenn auch letztlich nur Spekulation, daß hinter dem Kompromiß, auch in der mährischen Kirche die Perikopen zweisprachig vorlesen zu lassen (selbstverständlich mit Vorrang des Lateinischen), der Einfluß des wortgewandten Anastasius zu sehen ist.

Aber auch sonst wird das Verbot der Messe auf Slawisch immer wieder mit der Erlaubnis des sonstigen Gebrauchs der Sprache verbunden. So schreibt Papst Johann, als er Method nach Rom einlädt: *Predicare vero aut sermonem in populo facere tibi licet*²⁴. Im Brief Stephans V., wo Empörung über die vermeintlichen Vergehen des verstorbenen Methods deutlich ausgedrückt wird, ist die Ausnahme nicht weniger eindeutig: *excepto quod ad simplicis populi et non intelligentis aedificationem attinet...*²⁵

Der Gebrauch von Wörtern wie *sacratissima* macht den Sinn dieser Trennung von der *missa* und jedem anderen religiösen Gebrauch der Sprache klar. In dem späteren Brief Gregors bei der Begründung seiner Ablehnung wird er explizit: Es gibt Stellen in der Heiligen Schrift, so schreibt der Papst, die nicht von jedem verstanden werden können, die *prave intellecta a mediocribus in errorem induceret*²⁶. Daraus geht hervor, daß die Messe selbst, d. h. die Eucharistie, ein Heiligtum und ein Mysterium sei, das man nicht zu verstehen, sondern zu erleben habe. Dagegen dürfe oder sogar solle alles andere, was zum christlichen Glauben gehört, dem einfachen Volk lehrhaft beigebracht werden, wozu dann auch die Volkssprache erforderlich sei.

Unter solchen Umständen wird das Verbot der slawischen Messe weder die Entwicklung der slawischen Sprache unter dem Einfluß des Christentums noch eine damit zusammenhängende sprachliche und schriftliche Kultur ernsthaft beeinträchtigt haben. Auch in Böhmen wurde wohl in der Folgezeit die slawische Sprache zu den verschiedensten Zwecken bei der christlichen Belehrung und der Erbauung des Volkes verwendet²⁷. Dabei sorgte die allgegenwärtige Rolle des Christentums im täglichen Leben für eine allgemeine Wirkung auf die Entwicklung der Volkssprache, genau wie bei den westlichen Sprachen.

Ein Großteil dieses Einflusses ist vermutlich mündlich erfolgt. So hat Karel Horálek in einem kurzen, aber sehr wertvollen Beitrag betont, wie wichtig die mündliche Überlieferung für das Fortleben des kyrillischen Erbes gewesen sein kann²⁸. Dagegen wies Franz Zagiba in einer Reihe philologischer Aufsätze anhand der sogenannten Freisinger Denkmäler insbesondere auf den deutlichen Unterschied hin, der zwischen einer altslawischen liturgischen Sprache, wie sie z. B. in den Kiewer Fragmenten

²⁴ E b e n d a 161, 36.

²⁵ Epistolae VII, 357, 36.

²⁶ E b e n d a 474, 33.

²⁷ Auf der anderen Seite hat die Bestimmung Johanns, das Evangelium zuerst lateinisch, dann aber slawisch vorzulesen, wohl nie für Böhmen gegolten. Die rätselhafte Erwähnung bei Kosmas von Prag von einem Privilegium Moraviensis Ecclesiae (MGH Scriptores IX, 10) ist wohl in diesem Zusammenhang als ein besonderes Zugeständnis für die Mährer zu sehen. – Vgl. auch K r á l í k, Oldřich: Privilegium Moraviensis Ecclesie. Byzantinoslavica 21 (1960) 219–237, der die Bedeutung des Privilegiums positiv einschätzt. Es bleibt jedoch letzten Endes ungeklärt.

²⁸ H o r á l e k, Karel: Literatura a ústní tradice v české kultuře 10. století [Die Literatur und die mündliche Überlieferung in der tschechischen Kultur des 10. Jahrhunderts]. Slavica Pragensia XIII – Acta UC Philologica 2–3 (1971) 83–85.

erhalten ist, und einer slawischen Missionssprache (der sog. *lingua quarta*) besteht²⁹. In der Sprachform der Freisinger Denkmäler vermutet man heutzutage eher slowenisches als böhmisches Gebiet, und sie sind auch nicht unbedingt früher als 1000 anzusetzen.

Doch soll ihr wertvolles Zeugnis nicht zu sehr in Zweifel gezogen werden. Denn sie zeigen beispielhaft, wie auch die bayerischen Missionare im Laufe ihrer Tätigkeit natürlichen Gebrauch von der slawischen Volkssprache machten, und in Böhmen wird es auch nicht viel anders gewesen sein. Die kurzen Gebete und katechetischen Stücke, die vom einfachen Volk auswendig zu lernen waren, mußten natürlich den Priestern und Missionaren ebenso geläufig sein und wurden daher nur ausnahmsweise auf teures Pergament gebracht. Die Freisinger Denkmäler, mit ihren einfachen Beichtformeln und ihrem Aufruf zur Reue, bilden ein zufälliges, schriftliches Zeugnis für eine Anwendung der slawischen Sprache, das z. B. in den althochdeutschen Katechismen aus Weißenburg seine Entsprechung findet.

Welche Rolle aber die kyrillischen Sprachformen und Schriften, sowohl die liturgischen als auch die biblischen, bei diesem Vorgang gespielt haben, ist extrem schwer festzustellen, obwohl es mir kaum vorstellbar ist, daß sie überhaupt keinen Einfluß hatten. Dieser Einfluß muß nicht von großer Dauer gewesen sein, um Entscheidendes bewirkt zu haben; waren einmal die glagolitischen Schriften, zusammen mit Klerikern, die sie lesen konnten, in den ersten Jahren nach der Taufe Bořivojs ins Land gekommen, so standen sie immerhin für die Interpretation der Heiligen Schrift oder der Messe zur Verfügung. Die Feindlichkeit der bayerischen Kirchenmänner dem slawischen Erzbistum Mähren gegenüber, die mit dem Untergang Mährens bald ihre eigentliche Rechtfertigung verlor, wird hier wohl kein absolutes Hindernis gewesen sein.

Die Tatsache, daß sich in Sázava noch im 11. Jahrhundert eine Sammlung glagolitischer Schriften befand und daß der Chronist im 12. Jahrhundert sich in diesem Zusammenhang auf den Ursprung dieses Schrifttums bei Konstantin/Kyryll berufen kann, wie schon Christian im 10. Jahrhundert, erlaubt uns, von einer kyrillomethodischen Tradition zu sprechen. Aber ein umfangreiches böhmisches Schrifttum religiösen Inhalts ist uns nur aus sehr früher Zeit erhalten, als daß wir darin deutliche Spuren dieses kyrillischen Erbes erkennen können. In den sog. Prager Fragmenten, dem einzigen erhalten gebliebenen glagolitischen Text, der zweifelsohne aus Böhmen stammt, hat Mareš sehr viele „kyrillomethodische“ Elemente im Wortschatz festgestellt. Das bedeutet aber nur, daß die entsprechenden Wortstämme auch in authentischen, anderswo überlieferten altkirchenslawischen Texten belegt sind, nicht, daß sie in irgendeinem ausschließlichen Sinn dieser Tradition zuzuordnen sind. Eindeutig kyrillischen Ursprungs ist bei den Fragmenten nur die glagolitische Schrift. Der erhalten gebliebene Stoff bietet uns einfach zu wenig Anhaltspunkte, um das Ausmaß des kyrillischen Einflusses auf die Sprache zu ermessen.

²⁹ Vgl. als Zusammenfassung Zagiba, Franz: Das Slawische als Missionssprache (*lingua quarta*) und das Altkirchenslawische als *lingua liturgica* im 9./10. Jahrhundert. *Studia palaeoslovenica* (1971) 401–414.

Wertvoller wäre es, den Umfang des slawischen Schrifttums im Land während dieser Zeit überhaupt zu ermessen, auch wenn das „Kyrillische“ dabei nur ein verschwommenes Element bleibt. Die Ergebnisse der Philologie lassen deutlich erkennen, daß es dieses Schrifttum mit einer ziemlichen Kontinuität gegeben hat. Feste Spuren dieses Schrifttums bleiben jedoch, trotz unermüdlicher Bemühungen während der langen Debatte um die slawische Liturgie, äußerst gering. Auf diesen Mangel an direkten Zeugnissen haben die Skeptiker immer wieder hingewiesen. So lassen die altkirchenslawischen Legenden über Wenzel und Ludmila, die sich nur in Handschriften aus anderen Ländern erhalten haben, zwar etwas vom Anfang des Schrifttums erkennen; sie sind aber wahrscheinlich früh entstanden und sagen über den Stand der Dinge nach der Mitte des 10. Jahrhunderts nichts aus. Die slawische Kultur in Sázava war während des 11. Jahrhunderts sicher lebhaft genug; jedoch läßt sich die Möglichkeit keineswegs ausschließen, daß sie einer Neueinfuhr des Schrifttums, etwa aus Ungarn, um 1030 zufolge entstanden ist. Was die erhalten gebliebenen Texte betrifft, stammen die Prager glagolitischen Fragmente, ins 11. Jahrhundert datiert, vielleicht aus Sázava, während die Bohemismen in den undatierbaren Dialogen Gregors des Großen zwar von einem böhmischsprachigen Schreiber stammen, nicht aber unbedingt aus Böhmen selbst. Hier scheint eine Lücke zwischen etwa 940 und 1030, einem Zeitalter von drei Generationen, zu klaffen, in dem einzig und allein der Text Christians auch nur die Kenntnis eines früheren Schrifttums bezeugt. Mit Recht hat man sich gefragt, ob das spurlose Verschwinden einer solchen Tradition glaubhaft ist.

Doch ist das Argument gerade in diesem Punkt unvollständig. Denn um die Wahrscheinlichkeit des Überlebens von Texten einzuschätzen, muß man einen Vergleich mit anderen volkssprachlichen schriftlichen Traditionen der Zeit anstellen – am besten mit der relativ guterhaltenen althochdeutschen Literatur oder der reichen Kultur Englands unter Alfred dem Großen. Die Bedingungen in Böhmen waren aber ganz anders als im übrigen ostfränkischen und ottonischen Reich oder auch im angelsächsischen Königreich und die Überlebenschancen für slawische Handschriften unverhältnismäßig schlechter.

Jene deutschsprachige Literatur vom 8. und 9. Jahrhundert verdankt ihr Überleben vor allem den guterhaltenen Klosterbibliotheken Deutschlands. Eine ähnliche Situation herrschte in England. Wären die Bibliotheken Deutschlands aus irgendeinem katastrophalen Anlaß während des Hoch- oder Spätmittelalters verlorengegangen, wie in Sázava am Ende des 11. Jahrhunderts, würde die heutige Wissenschaft von der bloßen Existenz der meisten deutschen Texte nichts ahnen, da sie nirgends erwähnt werden. In Böhmen gab es zunächst überhaupt keine Klöster zur Aufbewahrung des zarten und bedrohten Schrifttums, das aus Mähren kam. Das Nonnenstift von Sankt Georg auf der Prager Burg, 973 gegründet, wurde erst im 13. Jahrhundert zu einem Entstehungsort für liturgische Bücher; prinzipiell galt das Schreiben im 10. Jahrhundert noch als ein Männerberuf. Das erste männliche Kloster war aber das vom Heiligen Adalbert gegründete Břevnov, dessen erste Jahre sehr unruhig verliefen: schon kurz nach der Gründung flohen die Mönche nach Polen. Die slawische Bibliothek in Sázava war unseres Wissens einmalig, wobei wir nicht einmal sagen können, von welchen slawischen Büchern der Chronist von Sázava anscheinend nicht ganz ohne Nostalgie berichtete, daß sie *deleti omnino et dispersiti*

waren³⁰. Wenn sonst noch irgendwo im 11. Jahrhundert slawische Texte aufbewahrt und benutzt wurden, verschwanden sie spurlos³¹. Hinzu kommt das Desinteresse, ja manchmal die Feindlichkeit der kirchlichen Obrigkeit im Lande, wohlgermerkt einer deutschen Obrigkeit, dem slawischen Schrifttum gegenüber. Die Geschichte Sázavas, wonach die deutschen Priester die slawischen Mönche wegen ihres Gebrauchs des Slawischen verleumdeten, um sich des begehrten Klosters zu bemächtigen, ist ein verhältnismäßig gut dokumentiertes Beispiel dieser Feindseligkeit, das das spurlose Verschwinden slawischer Handschriften auch an anderen Stellen glaubwürdiger macht.

Noch wichtiger für die Geschichte des slawischen Schrifttums aber war eine kulturelle Entwicklung in ganz Westeuropa, die fast überall den Sieg der lateinischen Sprache zur Folge hatte. Auch hier ist der Vergleich mit dem übrigen fränkischen Reich wertvoll, denn Böhmen war im Bereich des volkssprachlichen Schrifttums ein relativer Nachzügler und hatte daher um so weniger Chancen gegen den Siegeszug des Lateins. Die kirchliche Kultur Böhmens im 10. und 11. Jahrhundert steht in eindeutigem Gegensatz zu derjenigen der Klöster Deutschlands zwei Jahrhunderte früher, wo die althochdeutschen Texte entstanden. Das deutsche Schrifttum jener Frühzeit hatte seinen Ursprung, wie die ersten Glossen und Wortlisten aus dem 8. Jahrhundert zeigen, in den Versuchen der ersten deutschen Mönche, sich das Lesen und Schreiben in der lateinischen Sprache anzueignen. Ihre Lehrer, zunächst Ausländer, irische Mönche und dergleichen, hatten absolut unpolitische Absichten; zur Zeit Karls des Großen bildete die kirchliche Organisation noch nicht den wesentlichen Teil der politischen Struktur des Reiches, zu dem sie im Laufe der nächsten zwei Jahrhunderte werden sollte. Das Land mußte vorerst in den primitiven Klassenzimmern jener Klöster die eigenen Priester stellen, und das verlief zunächst nur mit Hilfe der Deutschen. Während aber aus diesen Anfängen eine deutschsprachige Literatur kurz aufblühte, einen Platz in den Regalen der Klosterbibliotheken fand, aber wieder verwelkte, entstand im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts eine gutorganisierte, durchaus lateinische Reichskirche. Aus den Klassenzimmern der Klöster wurden nun regelrechte Schulen, wo die angehenden Priester systematisch Latein lernten; kulturell wurde das Reich im allgemeinen zunehmend und gründlich latinisiert. Als die glagolitische Schrift und ihre Texte nach Böhmen kamen, war dieser Vorgang schon weit fortgeschritten, und der kurze Einfluß Mährens hatte nicht verhindert, daß das Land schnell in diese Westkirche eingegliedert wurde. Das Slawische fand keinen bedeutenden Platz im kirchlichen Leben des Landes, zumal die Priester, die im Land schon früher missionierten, als Angehörige jener Westkirche den Vertretern der mährischen Tradition wenig Chancen boten. Kulturell als Lateiner anzusehen, politisch jedoch als Vertreter des deutschen Reiches, dachten die ostfränkischen Missionare (oder zumindest ihre Herren

³⁰ *Monachi sazavensis* 153, 49.

³¹ Die Tatsache, daß Kosmas von Prag, bei weitem die wichtigste zeitgenössische Geschichtsquelle, den Fall von Sázava stillschweigend übergeht, hat viele Diskussionen unter den Historikern hervorgerufen. *Pr a ž á k*, Emil: *Kosmas a Sázavský letopis* [Cosmas und die Sázaver Annalen]. *Slavia* 55 (1986) 19–38, betont aber, daß der Chronist viele andere Ordenshäuser im Lande auf gleiche Weise unerwähnt läßt. Die Möglichkeit, daß slawische Bücher im 11. Jahrhundert noch an anderen Orten aufbewahrt wurden, kann nicht ausgeschlossen werden.

in Regensburg und Salzburg) kaum an die Ausbildung einheimischer Priester. Es ging ihnen nicht im geringsten darum, die Infrastruktur einer Landeskirche aufzubauen, wie 100 Jahre früher in Deutschland geschehen, und der Gedanke eines slawischen Schrifttums schien ihnen überflüssig. Wo Slawen später doch zur Priesterschaft erzogen wurden, wie etwa der Heilige Adalbert, gingen sie nach Sachsen oder Bayern in die Schule und lernten dort die lateinische Sprache. Unter den Spätkarolingern war die Kirche zu einer politischen Macht geworden, wo Äbte und Erzbischöfe zu den Mächtigsten des Landes zählten und Kaiser und Könige bei ihren Kämpfen mit den Stammesherzogtümern auf die Unterstützung der Kirche angewiesen waren. Als Teil dieser Kirche sahen die bayerischen Ecclesiasten in erster Linie die Möglichkeit, den eigenen Machtbereich auszudehnen. Ein solches politisches Moment ist nicht grundsätzlich vom damaligen missionarischen Eifer zu trennen, aber wie gewichtig es war, zeigen sowohl die skandalöse Gefangennahme von Method im 9. Jahrhundert als auch die starken bayerischen Proteste über die Errichtung des Bistums Prag ein Jahrhundert später.

Die Situation in Deutschland selbst läßt weiter erkennen, wie schlecht die Aussichten für das volkssprachige Schrifttum am Ende des 9. Jahrhunderts waren. Höhepunkte des althochdeutschen Schrifttums, das die sich bezeichnenderweise nicht mit der Liturgie befaßte, so eklektisch sie sonst war, war wohl Otfried von Weissenburg, für dessen Schaffen die Germanistik einen *Terminus ad quem* im Jahre 871 setzt, also sehr kurz nach der Erfindung der slawischen Schrift und dem ersten Erscheinen Kyrills in Mähren. Nach Otfried wurde kaum noch etwas auf Deutsch geschrieben. Auch im übrigen Reich bildet das 10. Jahrhundert fast ein Vakuum hinsichtlich in deutscher Spracher überlieferter Handschriften, abgesehen von den ohne Nachhall bleibenden Werken Notkers von Sankt Gallen. Zwischen ca. 900 und 1000 läßt sich der Sieg des Lateins nicht nur in der deutschen Kirche, sondern auch in der deutschen Literatur konstatieren. Die bedeutendste bekannte deutsche Quelle dieser Zeit, die Dichterin Hrotswita von Gandersheim, schrieb ausschließlich auf Latein; sogar die Heldenepik dieser Zeit wurde lateinisch verfaßt: Waltharius, Ruodlieb. Auch die Ausnahme ist vielsagend: Notker verfaßte Übersetzungen von Martianus Capella, Boethius usw. – klassische Texte, die damals als christlich galten – als Hilfsmittel für die Klosterschüler, die das Latein noch nicht beherrschten. Niemand, nicht einmal Notker von Sankt Gallen, kam auf den Gedanken, auf Deutsch ein originelles Gedicht zu schreiben, wie Otfried es getan hatte. Das westliche Christentum hatte nun die kulturelle Form angenommen, die für die nachfolgenden Jahrhunderte bestimmend war: Der Universalkirche, die der Menschheit den einzigen Weg zum Heil bot, entsprach eine einheitliche Kultur. Das Schrifttum war ihr Instrument, Latein ihre Sprache.

Es kann nicht verwundern, daß unter diesen Umständen der altkirchenslawischen Literatur Böhmens, die mit den Wenzels- und Ludmilalegenden einen so verheißungsvollen Anfang gemacht hatte, kein günstigeres Los beschieden war und daß die hinterlassenen Spuren nicht einmal ihren Umfang ermessen lassen. Die Tatsache, daß man diesen Anfang schon um 880 in der Jugend Ludmilas ansetzt, das Ende aber erst in den letzten Jahren des 11. Jahrhunderts, erlaubt uns wohl doch, von einer schriftlichen Tradition zu sprechen. Denn ihre Kontinuität, wenn auch nicht beweisbar,

scheint zumindest wahrscheinlich. Die Tatsache, daß der Heilige Prokop eine Gruppe Interessierter um sich sammeln konnte und über einen so langen Zeitraum die Gunst des Herzogs genoß, läßt eindeutig einen dauernden Rückhalt im Lande vermuten. Über den genauen Inhalt dieser Tradition kann jedoch wenig gesagt werden. Reichhaltig war sie nie, und sie hinterließ nur wenige Spuren.

Aber auch der mündlichen Tradition, durch die christliches Gedankengut in die frühe tschechische Sprache Eingang fand, ist im einzelnen schwer nachzugehen. Wo jedes kontemporäre schriftliche Zeugnis fehlt, sieht sich auch die Philologie gezwungen, mit Rückschlüssen aus späteren Texten zu arbeiten, die bestenfalls ein sehr vages Bild ergeben. Eine vereinzelte, dennoch deutliche Spur dieses Vorgangs, wie sich ihn Zagiba vorgestellt hatte, ist uns dennoch erhalten. Es handelt sich um eines der bekanntesten frühen Texte in tschechischer Sprache, das Lied *Hospodine, pomiluj ny*, das im Grunde eine achtzeilige Übersetzung des *Kyrie eleison* darstellt. Zusammen mit der Hymne *Svatý Václav* gilt es als eines der ältesten Zeugnisse tschechischer Dichtung. Die älteste erhaltene Handschrift stammt aus dem 14. Jahrhundert, und zwar aus einer Gebetsammlung von Militsch von Kremsier, bezeichnenderweise einem der ersten, deren tschechische Gebete aufgeschrieben wurden. Wenige Jahre später, jedoch noch im 14. Jahrhundert, bringt ein Traktat von Jan z Holešova nochmals den Text, diesmal aber auch die Melodie und eine Zuschreibung des Liedes an den Heiligen Adalbert³². Von einer Zuschreibung, die erstmals nach dem Verlauf beinahe eines halben Jahrtausends auftaucht, sollte man prinzipiell etwas Abstand nehmen. Doch haben die Bemühungen der Wissenschaft, die diesen Ursprung plausibel machen wollen, mit einer Datierung der Sprachform ins 10. Jahrhundert das hohe Alter des Liedes eindeutig festgelegt³³. Zugleich läßt sich die relativ späte Überlieferung (tschechische Schriften gab es zu Militsch' Zeit schon über hundert Jahre!) jedoch klar erkennen, daß es sich im Grunde um ein mündlich überliefertes Stück handelt, wie es bei den meisten volkssprachlichen Kirchenliedern dieser Zeit der Fall war. Dies schließt aber die Möglichkeit von verlorenen schriftlichen Fassungen vor dem 14. Jahrhundert keineswegs aus. Denn Holešova spricht sowohl von der weiten Verbreitung des Textes als auch von dem hohen Ansehen, das der Heilige Adalbert dadurch genoß³⁴. Man war sich also am Ende des 14. Jahrhunderts bewußt, daß das Lied seit Generationen gesungen worden war.

Eine Stelle beim Chronisten Kosmas von Prag gewährt uns nun einen Einblick in den Vorgang einer solchen mündlichen Überlieferung. Er berichtet, wie beim feierlichen Einzug des ersten Prager Bischofs im Jahre 973 die „primates“, Herzog Boleslav selber eingeschlossen, „Christus keinado! Kyrie eleison und die Heiligen, alle helfen uns, Kyrie eleison“ sangen, während aber die „idiote“ nur „Krllessu“ (*Kyrie eleison*)

³² Nejedlý, Zdeněk: *Dějiny husitského zpěvu*. Sv. 1: *Zpěv předhusitský* [Die Geschichte der Hussitengesänge. Bd. 1: Der vorhussitische Gesang]. Praha 1954, 409ff.

³³ Mareš, František: *De lingua et versu et origine hymni Hospodine pomiluj ny* („Domini miserere nostri“). In: *Das heidnische und christliche Slaventum*. *Annales Instituti Slavici* II/2 (1970). – Racek, Jan: *Das älteste tschechische Bittlied Hospodine pomiluj ny* [Herr erbarme Dich unser]. In: *Geschichte der Ost- und Westkirche in ihren wechselseitigen Beziehungen*. Wiesbaden 1967.

³⁴ Text bei Nejedlý: *Dějiny husitského zpěvu* I, 413.

intonierten³⁵. Dietmar, der erste Bischof, war Sachse, und sein ganzes Kapitel wohl ebenfalls deutschsprachig. Möglich ist, daß Kosmas unter diesem von den Tschechen gerufenen „Krlisu“ eine Fassung unseres *Hospodine, pomiluj ny* verstand, das mit einem dreifachen „krlis“ ausklingt und zu seinen Lebzeiten schon so gut bekannt gewesen sein mag, daß man es mit diesem einzigen Wort bezeichnen konnte. Aber auch wenn er und sein Gewährsmann wörtlich zu nehmen sind und das einfache Volk tatsächlich nur das eine Wort rufen konnte, so zeigt doch der Kontrast mit dem deutschen Lied, wie sehr auch eine tschechische Fassung des *Kyrie eleison* entweder bekannt oder benötigt war. Die Bitte um Gnade für Sünden gehörte doch zu den wichtigsten Gebeten, die man einem analphabetischen Volk beibringen mußte. Vielleicht war es in der Tat der Heilige Adalbert, zwanzig Jahre darauf selber zum Prager Bischof ernannt, der diese Lücke erkannte und sie mit einer eigenen Übersetzung füllte; doch bleibt das Spekulation.

In dem kurzen Lied, das insgesamt über weniger als zwanzig Wortstämme verfügt, konnte Mareš trotz der offensichtlichen Altertümlichkeit der Sprache auf kein einziges, eindeutiges kyrillomethodisches Element hinweisen. Die stets fortschreitende Sprachentwicklung macht einen zeitlich so bedingten Begriff wie das Kyrillomethodische unfaßbar, so daß Mareš von einem „pure et proprie Bohemo-Slavonicus (Czech Church Slavic)“ schreiben mußte. Mit diesem Terminus „Bohemo-Slavonicus“ ist jene sprachliche Einheit im Grunde zu Ende, die den Erfolg der beiden Brüder aus Makedonien im fernen Mähren ermöglichte. Das Westslawische trennt sich nun endgültig vom Südslawischen, und wo tradierte Elemente der kyrillischen Liturgie nicht durch den stets wiederholten Wortlaut eines geschriebenen Ritus geschützt werden, wie in Kroatien und Bulgarien, lösen sie sich im unaufhaltsamen Fortschritt der lebendigen mündlichen Sprache auf.

Eine slawische Liturgie, wie man etwa vom gallikanischen oder vom ambrosianischen Ritus spricht, ein Ritus für die Messe in slawischer Sprache, der in regelmäßigem Gebrauch war, gab es außer in jener kurzen Episode vor der ersten Romreise Methods für Böhmen und Mähren wohl nie. Eine schriftliche Tradition, schwach ausgeprägt, in der slawischen Sprache existierte jedoch, deren letzte Blüte und letzte Stunde in Sázava war. Sie ist nur teilweise und in beschränktem Sinne als kyrillomethodisch zu bezeichnen, wird jedoch nicht ganz ohne Einfluß auf die spätere Sprache gewesen sein. Am Schluß teilte sie das Schicksal des ersten christlichen Schrifttums in deutscher Sprache. Zu einer Zeit, wo das Lesen und Schreiben auf lateinkundige, kirchliche Kreise beschränkt war und das bewußt slawische Haus Sázava sich nicht gegen diese lateinische Welt behaupten konnte, war sie unvermeidlich dem Untergang geweiht. So war es der mündlichen Tradition vorbehalten, christliches Gut und christlichen Wortschatz in der Volkssprache weiterzugeben.

³⁵ Cosmae Pragensis chronica boemorum. Hrsg. v. Berthold Bret h o l z. Berlin 1923, 45f.

DIE KÖNIGLICHEN FESTE IM MITTELALTERLICHEN BÖHMEN*

Von *František Šmahel*

Feiertage und Feste sind nicht nur ein konstantes Bedürfnis des menschlichen Seins, sondern auch – mehr oder weniger – eine Manifestation und Affirmation gesellschaftlicher Bildung¹. Die erste Königskrönung in Böhmen am 9. Juni 1086 macht darin keine Ausnahme. Die Hochämter, prunkvolle Ornate, bedeutende Gäste, Geschenke an die kirchlichen Würdenträger und Gastmähler waren bereits in der Fürstenzeit feste Bestandteile der Inthronisation tschechischer Herrscher. An diese erste königliche Festlichkeit auf böhmischem Boden erinnern – einvernehmlich mit dem Zeugnis des Chronisten Kosmas² und dem prachtvoll illuminierten Evangeliar von Vyšehrad³ – auch die latenten Verbindungen, die über die Brauchtumsriten der Přemysliden (bis 1306) zu den ausgefeilten Krönungsordnungen Karls IV. führen. Der Ursprung einiger Rituale läßt sich in den ältesten deutschen Krönungsordnungen aufspüren⁴. Der allseitige Einfluß der deutschen Nachbarschaft äußerte sich seit dem 13. Jahrhundert fast im gesamten Spektrum der böhmischen Hoffeste. Im 14. Jahrhundert kamen Impulse der romanischen Welt stärker zur Geltung, zu erwähnen wäre aber auch der Einfluß der ungarischen und polnischen Höfe, der in Prag insbesondere zur Zeit der Herrschaft der Jagellonendynastie (1471–1526), mit der die mittelalterliche Etappe der böhmischen Geschichte ihr Ende fand, hervortrat.

* Eine verkürzte Fassung dieser Studie wurde in den Akten der 26. „Settimane di Studi“ von Pratro veröffentlicht: *Il tempo libero, economia e società (Loisirs, Leisere, Tiempo Libre, Freizeit)* secc. XIII–XVIII. Hrsg. v. Simonetta Cavaciocchi. Firenze 1995, 189–202.

¹ Im Hinblick auf die territoriale Begrenzung meines Beitrags genügt hier ein Hinweis auf die Abhandlung von Heers, Jacques u. a.: Feste. In: *Lexikon des Mittelalters* (im weiteren abgekürzt LMA) 4, Sp. 399–408. Neuere Literatur bei Maurer, Michael: Feste und Feiern als historischer Forschungsgegenstand. *HZ* 253 (1991) 101–130. Ferner vgl. Heers, Jacques: *Vom Mummenschanz zum Machttheater. Europäische Festkultur im Mittelalter*. Frankfurt/Main 1986; Bumke, Joachim: *Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter*. Bd. 1–2. (6. Aufl.) München 1992, Einleitung 9–32 und die jüngsten Sammelwerke über höfische und städtische Repräsentation: *Stadt und Fest. Zu Geschichte und Gegenwart europäischer Kultur*. Hrsg. v. Paul Huger. Zürich 1987, *Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen*. Hrsg. v. Hedela Ragotzky u. Horst Wenzel. Tübingen 1990 und *Feste und Feiern im Mittelalter*. Hrsg. v. Detlef Altenburg, Jörg Jarnut u. Hans-Hugo Steinhof. Sigmaringen 1991.

² *Die Chronik des Cosmas von Prag*. Hrsg. v. Bertold Bretzold. Berlin 1923, 140 (MGH-SRG, Nova series II).

³ Mehr zu dieser prachtvollen Handschrift Spunar, Pavel: *Kultura českého středověku [Die mittelalterliche Kultur in Böhmen]*. Praha 1985, 113–122.

⁴ Eine Übernahme altdeutscher zeremonieller Regeln in der Krönungsordnung der Přemysliden mutmaßte Cibulka, Josef: *Český řád korunovační a jeho původ [Der böhmische Krönungsordo und sein Ursprung]*. Praha 1934, vgl. bes. 161–176.

Die fremde Infiltration wurde nicht immer in Böhmen als Bereicherung des heimischen Brauchtums akzeptiert. Die besser entwickelten Rechtsordnungen, die technologischen Innovationen und auch die abweichenden Gebräuche, die die fremden, vornehmlich deutschen Kolonisten, mitbrachten, lösten des öfteren im Milieu der böhmischen Länder Bekundung sprachlich-nationaler Gehässigkeit und latenter Xenophobie aus. Für die böhmischen Herrscher war allerdings der ökonomische Beitrag der Kolonisation und besonders der Silberstrom aus den neu entdeckten Erzlagern entscheidend. Von da ab konnte die königliche Kasse in weitaus stärkerem Maße als früher sowohl die expansive Politik in den Nachbarländern als auch die prestigeträchtige Repräsentation der herrschenden Dynastie absichern. Die zunehmende Machtrolle der böhmischen Herrscher fand alsbald ihren Niederschlag auch in Wandlungen des höfischen Lebensstils, bei dem oft die Herrschergattinnen den Ton angaben⁵. Dazu wäre noch zu bemerken, daß kein König aus der Přemyslidendynastie eine Adelige tschechischer Herkunft als seine Ehefrau auserwählte. Die sonst ganz üblichen, auf Allianz gerichteten dynastischen Bande hatten so in Böhmen weitreichende Bedeutung für das Leben und die Atmosphäre des königlichen Hofes, dessen Festlichkeiten immer mehr die schon etwas veralteten Formen des westlichen Rittertums profilieren⁶.

Die Verteidigung der heimischen Tradition und politischen Interessen des tschechischsprachigen Adels nahm am Beginn des 14. Jahrhunderts der Autor der gereimten sog. Dalimil-Chronik auf sich, dessen antideutsche Ausfälle einige Jahrhunderte hindurch zum Arsenal des tschechischen Protonationalismus gehörten. Dalimil war vor allem der Expansionsdrang der Ausländer ein Dorn im Auge. Man übernehme hier nur schlimmes Brauchtum, kümmere sich nicht um das gute. Wenn schon jemand im Ausland Belehrung holen wolle, rät der Autor ironisch, möge er ein Land suchen, wo man den Zugewanderten einen Platz in einer Körperschaft oder Behörde zuerkennt. Die Adelligen gefielen sich in ritterlichen Festen und hätten dann, da sie all ihr Geld für kindische Rüstungen und Turnierreisen ausgaben, keine Mittel für „nutzbringende Kriege“⁷. Die warnende Aufforderung „Laß Dich, tschechischer Kopf, nicht um Deine Ehre bringen!“ wiederholte zweihundert Jahre nach Dalimil der

⁵ Allgemein zur Rolle der höfischen Frau R ö s e n e r, Werner: Die höfische Frau im Hochmittelalter. In: *Curialitas: Studien zu Grundfragen der höfischen-ritterlichen Kultur*. Hrsg. v. Josef F l e c k e n s t e i n. Göttingen 1990, 171–230. Zu den wenigen Beispielen einer positiven Darstellung der Frauenherrschaft gehört die Herzogin Bene (= Königin Guta, Gemahlin König Wenzels II.) in der höfischen Dichtung Ulrichs von Etzenbach „Wilhelm von Wenden“. Siehe dazu B u m k e: Höfische Kultur 488–489, dort wird auch über den Widerstand berichtet, den im Jahre 1184 die Herzogin Elisabeth von Böhmen zusammen mit den Prager Bürgern gegen die Angriffe Wladislaws von Böhmen leistete.

⁶ Die Implantation der ritterlichen Ideale in der tschechischen Literatur des 14. Jahrhunderts verfolgte I w a ŋ c z a k, Wojciech: *Tropem rycerskiej przygody. Wzorec rycerski w piśmiennictwie czeskim XIV wieku*. Warszawa 1985. Unter dem Blickwinkel des Turnierwesens vgl. M a c e k, Josef: Das Turnier im mittelalterlichen Böhmen. In: *Das ritterliche Turnier im Mittelalter*. Hrsg. v. Josef F l e c k e n s t e i n. Göttingen 1985, 371–389.

⁷ Vgl. Nejstarší česká rýmovaná Kronika tak řečeného Dalimila [Die älteste tschechische Reimchronik des sog. Dalimil]. Hrsg. v. Bohuslav H a v r á n e k und Jiří D a ň e l k a. Praha 1957, 141 und 163.

Autor der kleinen Agitationsschrift gegen die Wahl eines anderssprachigen Herrschers⁸. Die Mißstände der „abscheulichen Neuheiten“ (*novitatum destestabilium*) in Kleidung, Brauchtum und Sitten störten aber zusammen mit Dalimil auch den deutschen Chronisten Peter, Abt des Klosters in Zbraslav (Königssaal). Peter beendete seine Kritik mit einer Zustimmung zum allgemein verbreiteten Sprichwort, wonach „Böhmen (*Bohemia*) alles nachäfft“⁹.

Beide neuheitsfeindlichen Tendenzen werden in den folgenden Jahrhunderten immer wieder auftauchen und sich überlagern. Stellvertretend für andere genügt hier der Hinweis auf den Stoßseufzer des Chronisten Benesch Krabice von Weitmühl am Ende der sechziger Jahre des 14. Jahrhunderts: „In diesen Zeiten übernahmen die Menschen wie Affen das perverse und schädliche Brauchtum anderer Länder und verließen in der Art der Bekleidung die Spuren ihrer Ahnen und fertigten sich kurze und ganz verkürzte, ja tatsächlich unsittliche Gewänder an, so daß sehr oft Schenkel und Hinterteile zu sehen waren.“¹⁰ Drittens genügt es an dieser Stelle einen Moralisten aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts zu erwähnen, dem die neue Mode der schreiend bunten Röcke und humpenförmigen Stiefel ganz und gar nicht gefiel¹¹. Im Land des frühreformatorischen Puritanismus darf allerdings eine derart übertriebene Sittenstrenge nicht überraschen¹². Bezeichnend ist, daß bloß im altschechischen das Wort „dvorný“ als Äquivalent des deutschen „höflich“, des französischen „courtois“, des englischen „courtly“, des italienischen „cortese“ oder des polnischen „dworny“ auch negative semantische Konnotationen im Sinne von „unordentlich, unschicklich, verdammenswert, schlimm“ hat. Die positiven semantischen Nuancen im Sinne von „schön, nett, interessant, bemerkenswert“ wurden zeitweilig vom plebejischen Husitismus in den Hintergrund gedrängt, das mißstrauisch zum höfischen Milieu der sakralen und profanen Hochadeligen aufblickte¹³.

Überraschend geringe Aufmerksamkeit wurden den höfischen Festen in den direkt oder indirekt für die böhmischen Herrscher bestimmten, sogenannten Fürstenspiegeln gewidmet. Der Fürstenspiegel, der im Umfeld Kaiser Karls IV. entstand und einen Reflex auf den Protohumanismus Petrarca im böhmischen Milieu darstellt, fordert ihn andererseits jedoch zur Freigebigkeit und zur Unterdrückung von Geiz,

⁸ Sog. *Kratké sebranie z kronik českých k výstraze věrných Čechův* [Kurze Zusammenstellung aus böhmischen Chroniken zur Warnung getreuer Tschechen]. Hrsg. v. Jaroslav Kolář. In: *Urbánek, Rudolf* (Hrsg.): *O volbě Jiřího z Poděbrad za krále českého* [Über die Wahl Georgs von Podiebrad zum böhmischen König am 2. März 1458]. Praha 1958, 33.

⁹ *Chronicon Aulae Regiae*. Hrsg. v. Josef Emler. In: *Fontes rerum Bohemicarum*. Bd. 4. Praha 1884, 301–302.

¹⁰ *Chronicon Benessii de Weitmil*. Hrsg. v. Josef Emler. In: *Fontes rerum Bohemicarum*. Bd. 4. Praha 1884, 365.

¹¹ *Staré letopisy české z rukopisu křížovnického* [Die Alten tschechischen Annalen aus der Bibliothek der Kreuzherren]. Hrsg. v. František Šimek. Praha 1959, 323.

¹² Stellvertretend für die anderen Reformmoralisten genügt hier ein Hinweis auf die Aussprüche aus den Predigten des hussitischen Erzbischofs Jan Rokycana, die Šimek, František: *Učení M. Jana Rokycany* [Die Lehre des Mag. J. R.]. Praha 1937, 172–174 zusammengetragen hat.

¹³ Zu dieser Problematik siehe Macek, Josef (unter dem Namen M. Nedvěďová a kol.): *Dvorný a zdvořilý* [Höfisch und höflich]. *Naše řeč* 62 (1979) 190–200.

diesem „Todfeind der Königswürde“, auf. Ob und wie sich die Freigebigkeit nach außen sichtbar bei den höfischen Festlichkeiten äußern sollte, hielt der Anonymus nicht für nötig mitzuteilen¹⁴. Der tschechische Schriftsteller adeliger Herkunft, Thomas von Štítné († nach 1400), hielt König Wenzel IV. und dessen Nachfolgern einen beispielhaften Spiegel im Büchlein vom Schachspiel (*Knížky o hře šachové*) vor, das er freizügig auf der Grundlage des lateinischen Schachbuches des Jacobus de Cessolis verfaßt hatte. Die Empfehlung dieses Literaten, der sonst die idealen Tugenden seines Ritterstandes hervorzuheben pflegte, läßt sich in folgenden Worten zusammenfassen: „Der Majestät des Königs gebühren nicht nur schöne Gewänder, sondern auch schöne Sitten, edler Umgang und eine adelige Suite“¹⁵.

Weitaus mehr an die Erfordernisse der königlichen Repräsentation im höfischen Milieu dachte ein weiterer Sprecher des böhmischen Adels, Smil Flaška von Pardubitz († 1403). In seiner weitläufigen, in Verse gesetzten Allegorie mit dem bezeichnenden Titel „Der Neue Rat“ (*Nová rada*) ließ Smil den König als Löwen eine Tierversammlung einberufen, um die Empfehlung eines jeden Teilnehmers anzuhören. Der Leopard riet dem König unter anderem, vor allen Höflingen in einem geräumigen Saal und nicht in einem kleinen, engen Gemach zu tafeln. Beim Mahl sollte jeder der Geladenen seinen Platz je nach seiner Standeswürde einnehmen, einen besonderen Ehrentisch sollte man den Bischöfen, Prälaten und Priestern vorbehalten. Dem Pfau lag – wie denn anders – ein schönes Gewand am meisten am Herzen, um auf den ersten Blick kundzutun, wer der König und wer der Untertan ist. Auch das Pferd wollte seine Anliegen gewahrt wissen und erbat sich daher vom König Tänze und Turniere unter Beteiligung schöner Frauen und weltgereister Ritter nicht zu vernachlässigen. Schließlich konnte sich die Nachtigall kurzweilige Gelage nicht ohne Meistersinger, Pfeifer, Musikanten und Saiteninstrumentenspieler vorstellen¹⁶.

Der Fürstenspiegel mit dem tschechischen Titel „*Spravovna*“, den Magister Pavel Židek († etwa 1471) im Auftrag des utraquistischen Königs Georg von Podiebrad verfaßt hatte, belehrt in 89 kurzen Kapiteln über alles mögliche. Gerade über höfische Festlichkeiten erfährt man bei ihm aber nicht sehr viel. Nach dem Beispiel der biblischen Könige konzidiert Židek insgesamt sieben Arten von Festgelagen, und zwar: am eigenen Geburtstag, bei der Krönung, bei Friedensverträgen, Heiraten und Geburten von Söhnen und endlich im Fasching zur Ergötzung der Hofdamen und des

¹⁴ Vgl. Steinerherz, Samuel: Ein Fürstenspiegel Karls IV. Prag 1925 (Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte 3). Zur Datierung und Autorschaft zuletzt Ludvík K o v s k ý, Jan: Anonymní zrcadlo knížecí přičítané Karlu IV. [Fürstenspiegel – ein anonymes Werk Karl IV. zugeschrieben]. In: Studie o rukopisech 14 (1975) 125–127, dort auch weitere Literatur.

¹⁵ Tomáš ze Štítného, *Knížky o hře šachové a jiné* [Büchlein über das Schachspiel u. a.]. Hrsg. v. František Šim ek. Praha 1957, 365–366. Mehr zu diesem „mittelalterlichen Soziologen“ I w á n c z a k, Wojciech: Tomáš Štítný. Esquisse pour un portrait de la sociologie médiévale. *Revue historique* 113/282 (1989) 3–28.

¹⁶ Smil Flaška z Pardubic, *Nová rada* [Die Neue Ordnung des Smil Flaška von Pardubitz]. Hrsg. v. Jiří D a ň h e l k a. Praha 1950, 31 (Leopard), 41–42 (Pfau, Pferd) und 68–69 (Nachtigall). Die Literatur zu dieser Allegorie bei B a u m a n n, Winfried: Die Literatur des Mittelalters in Böhmen. München-Wien 1978, 118–119.

gemeinen Volkes. Bei diesen und vielleicht auch bei weiteren Gelegenheiten empfiehlt er Hahnen- und andere Tierkämpfe, sowie weniger gefährliche Turnierwettkämpfe abzuhalten, die der Kurzweil zuträglich sind. Alle Hasardspiele seien eines Königs unwürdig, das Schachspiel hielt Židek für Zeitvergeudung ähnlich wie das Kegeln¹⁷. In gewisser Hinsicht supplierte dieser späte Fürstenspiegel nichtexistierende, vergessene oder verlorengegangene Hofordnungen¹⁸.

Von den böhmischen Hofordnungen der Luxemburger-Ära blieben bloß die eingehenden lateinischen Vorschriften *ad coronandum regem Bohemorum* und *ad benedicendum reginam* erhalten, die bald in das Tschechische übersetzt wurden¹⁹. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit kann auch die Entstehung einer geschriebenen Begräbnisordnung im Zusammenhang mit der Bestattung Kaiser Karls IV. vorausgesetzt werden²⁰. Die Bedeutung, die dieser römische Kaiser und böhmische König der Repräsentation seiner Majestät beimaß, wird deutlich von der Bestimmung der Goldenen Bulle aus dem Jahre 1356 erhellt, die von feierlichen kaiserlichen oder königlichen Reichsversammlungen handelt²¹. In nur lockerer Verbindung mit diesem Quellenkreis steht die sog. *Summa recreatorum* (auch *recreationum*) aus dem dritten Viertel des 14. Jahrhunderts, die in fünf Traktaten Anleitungen zur Hebung des Niveaus der Unterhaltung bei Festgelagen liefert. Neben völlig sachlich medizinischen Instruktionen finden wir hier Fabeln, unterhaltende Histörchen, geistige und auch weltliche Lieder und nicht zuletzt auch Exempel mit edlen Herrscherbeispielen²².

Neben den höfischen Ordnungen stellen Promemoria-Notizen in Amtsbüchern eine wertvolle Erkenntnisquelle dar. Der Protonotar Johann von Weilburg z. B. ließ in das Privilegienbuch der Prager Altstadt eine Anmerkung über die Krönung der Königin Sophie am 15. März 1400, woran er selbst teilgenommen hatte, verzeichnen²³. Einen ähnlichen Eintrag über die Krönung König Georgs von Podiebrad und

¹⁷ M. Pavla Židka *Spravovna* [Fürstenspiegel des Mag. Paulus Židek]. Hrsg. v. Z. V. T o b o l k a. Praha 1908, 30–31.

¹⁸ Zu den mittelalterlichen Tauf-, Hochzeits- und Begräbnisordnungen in Deutschland und Frankreich Bulst, Neithard: *Feste und Feiern unter Auflagen. Mittelalterliche Tauf-, Hochzeits- und Begräbnisordnungen in Deutschland und Frankreich*. In: *Feste und Feiern im Mittelalter* 39–51.

¹⁹ Die kritische Edition beider Krönungsordnungen bei Cibulka: *Český řád korunovační 76–98, die altschwechischen Fassungen* gab Josef Emler (*Spisové Karla IV.* [Schriften des Karls IV.]. Praha 1878, 71–108) heraus.

²⁰ Vgl. Šmahel, František: *Zur politischen Präsentation und Allegorie im 14. und 15. Jahrhundert*. München 1994, 9.

²¹ Die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. 1356. Lateinischer Text mit Übersetzung. Hrsg. v. Konrad Müller (2. Aufl.). Bern 1964, siehe bes. Cap. XXVI–XXVIII, 84–92 (Quellen zur neueren Geschichte 25).

²² Mehr zu *Summa recreatorum* Viličkovský, Jan: *Latinská poesie žakovská v Čechách* [Lateinische Scholarposie in Böhmen]. Bratislava 1932, 135–145 (Sborník Filosofické fakulty University Komenského v Bratislavě 8, Nr. 61), neue Literatur bei Vidmanová, Anežka: *Sestra Múza. Světská poezie latinského středověku* [Schwester Muse. Die profane Poesie des lateinischen Mittelalters]. Praha 1990, 554.

²³ Beschreibung der Krönungsfeier der böhmischen Königin Sophia. In: *Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae*. Hrsg. v. Vincenz Brandl. Bd. 13. Brünn 1897, 27–28, Nr. 19.

seiner Gattin Johanna im Mai 1458 machte im *Liber decanorum* der Prager Artistenfakultät der Dekan Johannes aus der Prager Neustadt²⁴. In der Regel muß sich aber der Historiker auf die Zeugenschaft der Annalisten und Chronisten verlassen. Ohne Aufzeichnungen eines Augenzeugen in den *Annales Otakariani* würden uns manche wertvolle Einzelheiten über die Gelage und Turniere während der Hochzeit der Künigunde von Brandenburg mit dem ungarischen Prinzen Bela d. J. entgehen, die unweit von Bratislava (Preßburg) der böhmische König Přemysl II. im Oktober 1264 veranstaltete²⁵. Dasselbe kann von der farbigen Schilderung der berühmten Feierlichkeiten bei der Krönung Wenzels II. im Jahre 1297 in der Königssaaler Chronik gesagt werden²⁶. In begrüßenswerten Details kommt dieser Aufzeichnung die Schilderung der mehrtätigen Trauerfeierlichkeiten gleich, deren Zeuge zufällig ein Augsburger Bürger im Dezember 1378 während des Prager Begräbnisses Karls IV. gewesen war²⁷.

Ähnlich informativen Wert hat auch die Schrift *Coronatio Adalberti regis Romanorum Ungarie et Boemie* mit einer Beschreibung der Prager Krönung des römischen und böhmischen Königs Albrechts II. im Juni 1438²⁸. Erwähnung verdient auch die Beschreibung der festlichen Augenblicke bei der Ankunft des Sohnes Albrechts, Ladislaus Posthumus, in den böhmischen Ländern im Herbst 1453²⁹ sowie die kürzeren Anmerkungen über den feierlichen Einzug König Wladislaws II. in Prag in den Alten tschechischen Annalen³⁰. Wesentlich geringeren Aussagewert haben die fiktiven Festschilderungen in Versdichtungen und in Erzählungen in Prosa, aber auch sie geben einen Einblick in die Kulissen und die Atmosphäre der damaligen Krönungen, Turniere oder Gelage³¹. Beispielhaft kann hier die Darstellung der Festlichkeiten

²⁴ Vgl. Monumenta historica Universitatis Carolo-Ferdinandee Pragensis Tom. I–2, sine dato et loco 59–60.

²⁵ Vgl. Příběhy krále Přemysla Otakara II. [Die Ereignisse des König Ottakars II]. In: Fontes rerum Bohemicarum. Hrsg. v. Josef Emler. Bd. 2. Praha 1874, 320–321. Die weiteren weniger wichtigen ergänzenden Quellen unterzog einer kritischen Sortierung Novotný, Václav: Rozmach české moci za Přemysla II. Otakara (1253–1271) [Der Aufschwung Böhmens unter Přemysl Ottakar II.]. Praha 1937, 126–129 (České dějiny I 1–4).

²⁶ Siehe Chronicon Aulae Regiae. Cap. LXI, 72–73 (= *De solemnitate coronacionis gloriosi Wenceslai regis Bohemiae*).

²⁷ Augsburger Chronik von 1368–1406. In: Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jahrhundert IV. Die Chroniken der schwäbischen Städte I. Hrsg. v. J. Frensdorff. Leipzig 1865, 59–63 (= „Wie caiser Karl starb“). Ausführlich dazu Šmahel: Zur politischen Präsentation 9.

²⁸ Coronatio Adalberti regis Romanorum Ungarie et Boemie 1438. In: Scriptores rerum Silesiacarum. Hrsg. v. Franz Wächter. Bd. 12. Breslau 1883, 21–28. Vgl. dazu Urbánek, Rudolf: Věk poděbradský 1 [Das Zeitalter Georgs von Podiebrady 1]. Praha 1915, 338–343 (České dějiny III–1).

²⁹ Staré letopisy české z vratislavského rukopisu [Die alten tschechischen Annales aus der Breslauer Hadschrift]. Hrsg. v. František Šimek. Praha 1937, 115–116.

³⁰ Staří letopisové čeští od roku 1378 do 1527 [Die alten tschechischen Annales vom Jahre 1378 bis 1527]. Hrsg. v. František Palacký. Praha 1829, 242, Nr. 637, 253–254, Nr. 671 und 298–239, Nr. 791.

³¹ Für die Zeit bis Ende des 13. Jahrhunderts Bodensohn, H.: Die Festschilderungen in der mittelhochdeutschen Dichtung. Münster 1936 und Marquardt, R.: Das höfische Fest im Spiegel der mittelhochdeutschen Dichtung (1140–1240). Göppingen 1985 (GAG 449). Ferner vgl. Ehler, Trude: Die Funktionen des Hochzeitsfestes in deutscher erzählender

beim Einzug des Kaisers in die Stadt Trithonia im Anhang zu Ulrich von Etzenbachs „Alexander“³² oder die ähnliche Begrüßung eines antiken Helden in Babel in der altschechischen, in Verse gesetzten Bearbeitung der Alexandreis gelten³³.

Die erzählenden Quellen können manchmal durch Angaben aus Urkunden, Briefen und Akten ergänzt werden. Jede Krönung oder sonstige Festlichkeit unter Beteiligung ausländischer kirchlicher und weltlicher Aristokratie erforderte im Vorgriff diplomatische Vorbereitungen. Wiederum nur beispielhaft genügt ein Hinweis auf die Korrespondenz in Verbindung mit der Krönung Přemysl Otakars im Dezember 1261³⁴ oder auf die außerordentlich wichtige Urkunde vom 1. September 1347, mit der Karl IV. auf den Prager Metropolit den *ius coronandi regem Bohemie* übertrug, das vordem dem Mainzer Erzbischof zustand³⁵. Einige Urkunden wiederholten sich während der königlichen Epoche von Zeit zu Zeit und wurden daher in Formularsammlungen eingetragen. Die *Summa cancellariae Caroli IV.* enthält z. B. einige Schriftstücke mit der Bekanntgabe der Geburt eines Kaisersohnes oder mit einer Einladung zur Taufe³⁶. Die Bedeutung der Urkunden für die allseitige Erläuterung des betreffenden Festaktes findet ihre Bestätigung im Komplex der herausgegebenen Dokumente über die Wahl König Georgs von Podiebrad³⁷. Nicht weniger wertvoll sind die Rechnungen im Staatsarchiv in Brüssel, die eingehend die Ausgaben in Verbindung mit den diplomatischen Reisen nach Böhmen darlegen, die der Eheschließung der Elisabeth von Görlitz mit Herzog Anton von Brabant am 16. Juli 1409 vorgegangen waren. Wir erfahren hier unter anderem von Geschenken für die Hofbeamten Wenzels IV.³⁸. Eine ebenso eingehende Abrechnung hat sich auch für die Krönungsreise des Jagellonen Wladislaw nach Böhmen in den Jahren 1471–1472 erhalten³⁹. Die Ankünfte von Herrschern in einer Stadt und umgekehrt wiederum

Dichtung vornehmlich des 12. und 13. Jahrhunderts. In: Feste und Feiern im Mittelalter 392–395 und B u m k e : Höfische Kultur I, 290–299 (der festliche Einzug).

³² Nach B u m k e : Höfische Kultur II, 295–297.

³³ Vgl. die gekürzte Fassung in: Výbor z české literatury od počátku po dobu Husovu [Die Anthologie der tschechischen Literatur vom Anfang bis Hussens Zeit]. Hrsg. v. Bohuslav Havránek und Josef Hrabák. Praha 1957, 139–142.

³⁴ Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae. Tomus V–1. Hrsg. Jindřich Šebánek und Saša Dušková. Praha 1974, 452–454, Nr. 304–305.

³⁵ Vgl. Archivum Coronae Regni Bohemiae. Tomus II. Hrsg. v. Václav Hrubý. Praha 1928, 8–12, Nr. 9.

³⁶ Summa cancellariae (Cancellaria Caroli IV.). Hrsg. v. Ferdinand Tadra. Praha 1895, 166–167, Nr. 271–274.

³⁷ Vgl. Urbánek: O volbě Jiřího z Poděbrad, bes. 49–65.

³⁸ Auf diese Rechnungen verwies Graus, František: Několik zpráv z bruselského Státního archivu k čes. dějinám z let 1402–13 [Einige Nachrichten aus dem Brüsseler Staatsarchiv zur böhmischen Geschichte in den Jahren 1402–1403]. ČSPSČ 57 (1949) 107–108. Einen ähnlichen Aussagewert haben die Berichte der französischen königlichen Rechnungen über den Aufenthalt des jungen Karl IV. in Frankreich, darüber Mezník, Jaroslav: Berichte der französischen königlichen Rechnungen über den Aufenthalt des jungen Karl IV. in Frankreich. In: Mediavalia Bohemica 2 (1969) 291–295.

³⁹ Rachunki królewskie z lat 1471–1472 i 1476–1478. Hrsg. v. Stanislaw Gawęda, Zbigniew Perzanowski, Anna Strzelecka. Wrocław-Kraków 1960, 3–103. Vgl. dazu Macek, Josef: Jagellonský věk v českých zemích [Das Jagellonische Zeitalter in den böhmischen Ländern]. Praha 1992, 226–241.

die städtischen Gesandtschaften an den Königshof bedeuteten stets einen beträchtlichen Eingriff in die Gemeindefinanzen. In den Stadtrechnungen lassen sich hie und da sogar Teilangaben vorfinden, die einzelne Hoffeste näher beleuchten⁴⁰.

Am Schluß dieser flüchtigen Übersicht noch einige Quellen ikonographischer Natur. Die Miniatur des thronenden Königs Wenzel II. von Böhmen in der Manessischen Liederhandschrift des frühen 14. Jahrhunderts zeigt in der unteren rechten Ecke einen knienden Ritter, der aus der Hand des Schwertträgers den weißen Rittergurt empfängt. Die Szene wird symmetrisch durch die Zweiergruppe der höfischen Amtsträger mit Herrschaftszeichen links ergänzt, unter dem Thron huldigen zwei Musikanten mit Schalmei und Fidel dem König⁴¹. Aufmerksamkeit verdienen weiterhin drei Bilderzyklen. Verhältnismäßig wenige Festszene finden sich in der künstlerischen Ausschmückung der Handschriften mit der Autobiographie Karls IV.⁴² Weit aus mehr Aussagekraft haben diesbezüglich die Illuminationen der Goldenen Bulle aus dem Jahre 1356. Die Miniaturen in der Prachthandschrift aus der Bibliothek König Wenzels IV. veranschaulichen u. a. den kaiserlichen Reiterzug und den Kaiser mit Kaiserin beim Festmahl⁴³. Ganz außergewöhnlich ist im europäischen Maßstab der Miniaturenzyklus zur ausführlichen Beschreibung der Reise Karls IV. im Winter 1377/78 nach Paris in *Grandes Chroniques de France*. Wenngleich sich einige Szenen nur auf das französische Hofmilieu beziehen lassen, geht es doch auch hier um ein Zeugnis kaiserlicher Repräsentation⁴⁴. Ein Kapitel für sich sind die Illuminationen in den Handschriften Wenzels IV. mit höfischer Szenerie und geheimnisvoller Symbolik⁴⁵. Die Hussitenkriege brachten für lange Zeit das künstlerische Schaffen in Böhmen zum Stillstand. Erst in der Regierungszeit der Jagellondynastie erfolgte eine allseitige Belebung der künstlerischen Tätigkeiten. Die höfischen Szenen gelangten damals von

⁴⁰ Vgl. bes. Hlaváček, Ivan: König Wenzel IV. und Görlitz. Beziehungen zwischen Zentral- und Lokalgewalt im Spiegel der Verwaltungsgeschichte des ausgehenden 14. Jahrhunderts. In: Beiträge zur Archivwissenschaft und Geschichtsforschung. Hrsg. von Reiner Groß und Manfred Kobuch. Weimar 1977, 379–396 (Görlitz). Hlaváček, Ivan: Dvě zastavení u vztahu Václava IV. a českých měst [Zwei Sonden in die Beziehungen zwischen Wenzel IV. und den böhmischen Städten]. In: Pocta Josefu Petráňovi. Hrsg. v. Zdeněk Beneš, Eduard Maur und Jaroslav Pánek. Praha 1991, 55–78 (Budweis und Prager Neustadt) und Tecl, Rudolf: Tábor a zemská hotovost za tažení Vladislava Jagellonského do Uher v létě 1490 [Tabor und das Landesaufgebot während des Feldzugs König Wladislaw Jagiello nach Ungarn im Sommer 1490]. Husitský Tábor 6–7 (1983–1984) 193–214 (Sobieslau, Neuhaus).

⁴¹ Vgl. Wenzel, Horst: Repräsentation und schöner Schein am Hof und in der höfischen Literatur. In: Höfische Repräsentation 191–194 und Abb. 1; zur Problematik siehe Šusta, Josef: Soumrak Přemyslovců a jejich dědictví [Die Dämmerung der Přemysliden und ihr Erbe]. Praha 1935, 491 (České dějiny II–1).

⁴² Siehe dazu Krása, Josef: Zur künstlerischen Begleitung der Selbstbibliographie Karls IV. In: Karl IV. Selbstbibliographie [Vita Caroli IV.]. Praha 1979, 202–223.

⁴³ Vgl. die vollständige Faksimile-Ausgabe im Originalformat (Graz 1977) oder die Ausgabe von Seibt, Ferdinand: Die Goldene Bulle. Nach König Wenzels Prachthandschrift. 3. Aufl. Dortmund 1989.

⁴⁴ Komplex dieser Abbildungen siehe in: Kaiser Karl. Staatsmann und Mäzen. Hrsg. v. Ferdinand Seibt. München 1978, Abb. 61–70.

⁴⁵ Mehr dazu Krása, Josef: Rukopisy Václava IV. [Die Handschriften König Wenzels IV.]. 2. Aufl. Praha 1974, 59–103.

den Seiten der Handschriften auf die Wände sakraler und weltlicher Säle. In der St. Wenzels-Kapelle des Prager Doms konnten die Besucher Fresken mit der Transposition von Szenen aus dem Leben dieses böhmischen Schutzheiligen in zeitgenössischen Kulissen und Kostümen sehen, während die großflächigen Wandmalereien in den Schloßsälen in Pisek oder Žirovnice Ritterfeste und -turniere veranschaulichten⁴⁶. Einen Hinweis auf die neue Dimension des höfischen Lebens an der Wende der Spätgotik und der Frührenaissance liefern auch die monumentalen Räume des königlichen Palas auf der Prager Burg.

Das Fest aller Feste war die Krönung. Das stärkste Echo von allen, die auf böhmischem Boden stattfanden, hatte offenbar die Krönung Wenzels II. und seiner Ehegattin Guta von Habsburg am 2. Juni 1297. Ein so bedeutendes Fest erforderte, wie ein Zeitgenosse bemerkte, langfristige Vorbereitungen, um unter anderem „alles rechtzeitig in Hülle und Fülle herbeizuschaffen“⁴⁷. Kaum war das Krönungsdatum verkündet, sandte der König seinen Kanzler Peter von Aspelt mit der Bitte um den päpstlichen Segen nach Rom. Bonifaz VIII. erteilte die Einwilligung samt seinem Segen am 31. März 1297 und betraute am gleichen Tag die Zisterzienseräbte in Sedlec und Zbraslav, dem Königspaar, sollte es der Exkommunikation verfallen sein, davon und von allen anderen Sünden die Absolution zu erteilen⁴⁸. Auf der Reise nach Italien machte die Gesandtschaft Station in Mainz, wo sie den dortigen Erzbischof Gerhard um die Weihe des Königs ersuchte. Gerhard war zwar hocheifrig über die versprochene Belohnung, die jedoch im Hinblick auf seine vorherige Suspendierung durch den päpstlichen Stuhl nicht in Frage kam. Auch diesbezüglich war die Gesandtschaft in Rom erfolgreich und konnte bei der Rückreise dem Mainzer Erzbischof mitteilen, er habe den Gnadenerweis erhalten, am Tag der Krönung sein Amt ausüben zu dürfen. Sobald diese Hindernisse weggefallen waren, sandte die Kanzlei König Wenzels nach allen Seiten Boten mit den offiziellen Einladungen aus. Inzwischen brachten Kaufleute die erforderlichen Waren samt Pferdefutter und viel Wein nach Prag. Kurz vor Pfingsten zogen in Prag die werten Gäste mit ihren Suiten in Prag ein und erbauten prunkvolle Zelte auf den Freiplätzen an der Peripherie der Stadt. Jeder der sieben Fürsten, zwei Erzbischöfe, acht Bischöfe und der vielen weiteren Würdenträger mußte feierlich willkommen heißen werden. Damals wurde bereits am linken Moldauufer unter dem Laurenziberg ein gezimmerter Bau für das Gastmahl und ein eingefriedeter Platz für die Turniere angelegt⁴⁹.

Am Sonntag, den 2. Juni 1297, wurde in der St. Veitskathedrale das Königspaar nach dem Weiheakt und der Salbung mit Krone und Szepter geschmückt. Ein feierliches *Te Deum* und Hochrufe beendeten die kirchlichen Riten, und die hohen Gäste begaben

⁴⁶ Vgl. dazu Krása, Josef: *Nástěnná malba* [Die Wandmalerei]. In: *Pozdně gotické umění v Čechách*. Praha 1978, 255–314.

⁴⁷ Grundlegende Quelle ist die oben erwähnte Schilderung in der Königsaller Chronik, Cap. LXI–LXV, 73–79. Diese Aufzeichnung eines Augenzeugen wurde von der bisherigen Literatur nur teilweise ausgewertet.

⁴⁸ Regesten beider päpstlichen Bullen vom 31. März 1297 siehe in: *Regesta diplomatica nec nec epistolaria Bohemiae et Moraviae*. Pars II. Hrsg. v. Josef Emler. Praha 1882, 748–750, Nr. 1745–1747.

⁴⁹ *Chronicon Aulae Regiae 75–77* (Cap. LXIII).

sich zum Festschmaus in das königliche Zelt und das benachbarte gezimmerte Gebäude. Die weniger bedeutenden Teilnehmer der außergewöhnlichen Darbietung konnten aus einem Zierbrunnen ungehindert Wein trinken und die ritterlichen Kämpfe oder Faustkämpfe verfolgen. Dabei produzierten sich auch Artisten und Musikanter, nackte Wettläufer, und im Palas auf den Gassen wurde eifrig getanzt. In den dichtgedrängten Menschenmassen kamen auch Taschendiebe und sonstige Betrüger auf ihre Rechnung. Am nächsten Tag nach der Krönung begaben sich die meisten Gäste nach Königsaal, wo König Wenzel den Grundstein für eine neue Kirche zu Ehren Gottes und der Jungfrau Maria legte. Im Anschluß an den Gottesdienst wurden massenweise 240 Adelige aus den böhmischen und aus anderen Ländern zu Rittern geschlagen. Kurzfristig verdüsterte das Ableben der sechszwanzigjährigen Guta am 18. Juni 1297 die Erinnerung an diese großartigen Festlichkeiten⁵⁰.

Insgesamt erlebte Prag vom Jahre 1085 bis zum Jahre 1526 fünfzehn Krönungen böhmischer Könige und ebenso viele böhmischer Königinnen. Nicht jede dieser Krönungen verlief würdig und prunkvoll. Bei der Krönung von Beatrix von Bourbon, der zweiten Gattin Johannes' von Luxemburg, am 18. Mai 1337, konstatierte ein Augenzeuge mißmutig, daß der König bei diesem Akt keine Krone trug und unschicklich gekleidet war. Auch soll das Gastmahl recht frugal gewesen sein⁵¹. In der böhmischen Geschichte einzig dastehend, in ihrer Art skandalös, war die Krönung des zweijährigen Wenzels IV. am 15. Juni 1363. Es wurde sogar ruchbar, daß diesbezüglich der Prager Metropolit Ernst von Pardubice sich gegen den König aufzulehnen wagte. Bezeichnend für das heimtückische Milieu des Hofes ist ein fingierter Brief, in dem das Kleinkind selbst Zweifel über seine Krönung äußert⁵². Die dritte glanzlose Krönung verlief unter geringfügiger Teilnahme der Öffentlichkeit am 28. Juli 1420. Der römische und ungarische König Sigismund von Luxemburg ließ sich, kurz vor seiner Flucht aus Prag, nachdem er von den Hussiten besiegt worden war, auf dem Berg Vítkov in der St.-Veitskathedrale krönen und erteilte bei dieser Gelegenheit vielen seiner Krieger den Ritterschlag, die keine Tapferkeit bewiesen hatten. „Und so nannten sie dann das Volk nicht echte, sondern papierene Ritter.“⁵³

Die Krönung des Herrschers leitete seine Regierung festlich ein, das Begräbnis beschloß sie nicht minder feierlich. An diesem letzten Fest in seinem irdischen Leben beteiligte sich der König nur körperlich, sonst war alles ein schwarz verhüllter Revers des Antrittsaktes. Die Einladung der kirchlichen Würdenträger und bedeutenden Gäste, die Bereitstellung von Lebensmitteln, Pferdefutter, Textilien und Gelegenheitsbauten, die Präsentation der königlichen Majestät, die *Pompa funebris* und auch die abschließenden Zeremonien – dies alles verlief nach einem analogen, im voraus vorbereiteten Szenarium. Wenn einerseits diesbezüglich Ähnlichkeiten in den Vordergrund treten, einschließlich der mit der dynastischen Tradition verknüpften Schauplätze, dürfen andererseits auch die Abweichungen beider Akte nicht übersehen

⁵⁰ E b e n d a 77–79 (Cap. LXIV–LXV).

⁵¹ Chronicon Aulae Regiae 335.

⁵² Vgl. Cancellaria Caroli IV., 33, Nr. 55.

⁵³ Nach der Chronik des Laurentius von Březová. In: Fontes rerum bohemicarum. Bd. 5. Hrsg. v. Jaroslav Goll. Praha 1893, 396.

werden. Für Einzelheiten ist hier jedoch kein Platz⁵⁴, und daher wollen wir uns den Hoffesten zuwenden, die sich zwischen den Eckpunkten der Laufbahn des Herrschers abspielten. Obgleich jedes öffentliche Auftreten des Königs eine Präsentation der Majestät, ein Fest und eine Zeremonie sui generis war, hatten doch nicht alle dieser Akte dieselbe Bedeutung.

Geradezu staatsrechtliche Formen hatten die Belehnungen und die Entgegennahmen von Treue- und Lehnseiden. Bei günstiger Witterung bildete der Altstädter Ring den gehörigen Schauplatz. Auf einer mit Samt und bunten Stoffen ausgekleideten Tribüne stand ein massiver Thron samt Baldachin, mit der Teynkirche im Hintergrund. Die Legitimierung des Huldigungsaktes durch den göttlichen Willen fand ihren Niederschlag in der Anwesenheit der Prälaten in den Diensten des Königs und im Glockengeläut. Neben dem Thron, auf dem der Herrscher Platz genommen hatte, in Purpur eingehüllt und mit allen Insignien seiner *dignitas*, stand mit gezücktem Schwert der Hofmarschall. Nach den Intraden der Trompeter riefen die Herolde laut die Namen und Titel der einzelnen Vasallen, die vor den König hintraten und seinen Beamten die Banner ihrer Länder übergaben. Nachdem der Lehnseid und Treueschwur abgelegt war, wurden ihnen die Banner feierlich zum Zeichen der Rechtskräftigkeit ihrer Herrschaft wieder übergeben. Dieses zeremonielle Schema aus der Regierungszeit Karls IV.⁵⁵ gelangte in groben Zügen auch noch später zur Anwendung.

Eine triumphale Genugtuung sechzehn Jahre nach seiner Krönung erlebte am Sonntag, dem 26. August 1436, auf dem Altstädter Ring Karls Sohn, Sigismund von Luxemburg, als ihm hier die hussitischen Repräsentanten der Prager Städte Treue gelobten. Der Kaiser „saß dabei in seiner Majestät auf dem Thron“⁵⁶. Auch in Zeiten politischer Stabilisierung verliefen die Huldigungen einige Monate, ja sogar Jahre nach der Thronbesteigung des Herrschers. So nahm z. B. der minderjährige König Ladislaus Posthumus Huldigungen während der Krönungsfeierlichkeiten Ende Oktober 1453 entgegen, dann wiederum im Februar und in den Sommermonaten des folgenden Jahres. In den Wintermonaten bildete der königliche Palas auf der Burg oder in der Stadt das Altstädter Rathaus und ein anderer geeigneter Saal den entsprechenden Schauplatz⁵⁷. Jeder Huldigungsakt bedeutete für den Vasallen große finanzielle Auslagen, denn in die Reise- und Aufenthaltskosten in Prag mußte er die Geschenke einkalkulieren. Die Gesandtschaft der Stadt Dubrovnik (*Ragusa*) übergab im Sommer 1454 Ladislaus Posthumus neben wertvollen Gefäßen und anderen Geschenken fünftausend Florentiner Dukaten⁵⁸. Die hussitische Revolution erschütterte aber doch die Stellung des Königs. Der Herrscher mußte sich nicht nur mit den Forderungen der Stände abfinden, sondern auch die Landesfreiheiten und -privilegien beschwören. Albrecht II. akzeptierte noch vor seiner Annahme als König von Böhmen die Wahl-

⁵⁴ Mehr dazu mit zahlreichen Literaturhinweisen Šmahel: Zur politischen Präsentation 1–19.

⁵⁵ Vgl. die Schilderung des Huldigungsaktes Karls bei Kavka, František: Am Hofe Karls IV. Leipzig 1989, 96–97.

⁵⁶ Siehe Staré letopisy české z vaticlavského rukopisu 72.

⁵⁷ Zu den Krönungen des Ladislaus Posthumus siehe Urbánek, Rudolf: Věk poděbradský II [Das Zeitalter Georgs von Podiebrad II]. Praha 1918, 780 und 855 (České dějiny III–2).

⁵⁸ E b e n d a 779, Anm. 1.

kapitulationen und schwor bei seiner Krönung am 29. Juni 1438 mit der Hand auf dem Evangelium Treue der Böhmisches Krone als transpersonalem Symbol des gesamten Staatsgebildes. Die wirkliche Krone setzten ihm dann dreimal hintereinander die böhmischen Hochadeligen aufs Haupt, und zwar stets mit dem ausdrücklichen Hinweis darauf, daß dieser Akt ihrem Willen entspringt. Die Mitbeteiligung des Bischofs von Olomouc (Olmütz) war dabei nur ein Abglanz der einstigen Macht der Kirche⁵⁹. Sein Sohn Ladislaus Posthumus leistete den böhmischen Ständen einen dreifachen Eid gleich an der Grenze unweit von Jihlava (Iglau), wo er dann selbst von ihnen die Treue- und Mannschaftsgelöbnisse entgegennahm⁶⁰.

Die Wahlen der Könige und deren Krönungen waren eine passende Gelegenheit zur Einberufung von General- und sonstigen Landtagen, deren Eröffnung und Abschluß gleichfalls feierlichen Charakter hatten. Bei den Wahllandtagen war Prag Ziel von Gesandtschaften rivalisierender Könige und Fürsten aus den Nachbarländern, insbesondere am Beginn der vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts und dann vor der Wahl Georgs von Podiebrad am 2. März 1458⁶¹. Es muß nicht ausführlich erwähnt werden, daß die Anzahl der weltlichen und kirchlichen Würdenträger, die zu einer Königsfeier nach Prag kamen, von der Machtrolle des böhmischen Herrschers abhing. Während in der Regierungszeit Přemysl Otakars II. und auch Wenzels II. jeden Augenblick in der tschechischen Metropole die Elite der mitteleuropäischen Aristokratie auftauchte, wurden später die Besuche ausländischer gekrönter Häupter in Prag immer seltener. Dies war auch der Fall unter Kaiser Karl IV., der in den böhmischen Ländern nur etwas mehr als die Hälfte seiner Regierungszeit zubrachte und für den die Mobilität seiner Herrschaftsausübung bezeichnend war⁶². Im Zusammenhang damit ist erwähnenswert, daß nur eine der sechs Krönungen dieses Luxemburgers in Böhmen stattfand⁶³. Der Besuch des Polenkönigs Kasimir in Prag zur Zeit vom 26. April bis zum 6. Mai 1356 gehörte zu den diesbezüglich wichtigsten Ereignissen im ganzen 14. Jahrhundert⁶⁴, er wurde aber trotzdem im historischen Gedächtnis durch den Aufenthalt des Zypernkönigs Peter de Lusignan in den Schatten gestellt, der acht Jahre später hierher gekommen war, um Karl IV. zur Teilnahme am Kreuzzug zu bewegen.

Das unruhige Leben dieses Monarchen, einschließlich seiner festlichen Begrüßung in Prag, schilderte der berühmte französische Dichter Guillaume de Machaut in seiner Verskomposition *La Prise d'Alexandrie*. Wenn wir schon von erdichteten Feierlichkeiten antiker Helden in ihrer Transposition in mittelalterlichen Kulissen hörten, so haben wir es in diesem Fall mit einer andersgearteten Fiktion zu tun. Der damalige

⁵⁹ Zu den sog. Wahlkapitulationen König Albrechts II. *Urbánek*: *Věk poděbradský* 1, 269–273, den Ablauf der Krönung erfaßte Coronacio Adalberti 21–25.

⁶⁰ Vgl. *Staré letopisy české z vratislavského rukopisu* 116.

⁶¹ Mehr dazu *Urbánek*: *Věk poděbradský* 1, 502–650 und *O volbě Jiřího z Poděbrad* 23–67.

⁶² Vgl. Eberhard, Winfried: *Herrschaft und Raum. Zum Itinerar Karls IV.* In: *Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen* 102–107.

⁶³ Zu den Krönungen Karls IV. *Hilsch*, Peter: *Die Krönungen Karls IV.* In: *Kaiser Karl IV. Staatsmann und Mäzen* 108–111.

⁶⁴ Belege bei *Kavka*, František: *Vláda Karla IV. za jeho císařství (1355–1378)* [Die Regierung Karls IV. in seiner Kaiserzeit]. Bd. 1. Praha 1993, 82–83, Anm. 22–25 und 32.

Höfling Johanns von Luxemburg, in den Jahren 1325 bis 1340 Gefährte seiner ruhmgerigsten ritterlichen Reisen, bezog die dichterische Anregung für die Schilderung des Eintreffens Peters in Prag, der Begrüßung im königlichen Palas und des Festes zu seinen Ehren aus Erinnerungen an ähnliche Augenblicke, die er anderswo selbst erlebt hatte⁶⁵.

Überall dort, wo der König weit weg war, sank auch seine Macht. Die Rundreisen im eigenen Dominium, die Expeditionen in die Nebeländer der Böhmisches Krone und die regelmäßigen Stationen in den Städten, die an den in das Ausland führenden Wegstrecken lagen, verringerten die Entfernung zwischen dem Herrscher und den Untertanen. Mit ihren eigenen Augen konnten sie so die *maiestas regis* sehen. Dies geschah in der Regel unter festlichen Umständen, die allerdings einander täuschend ähnelten. Der Einzug der Könige in die Städte hatte überall in Europa seine festen Regeln, die durch lokale Traditionen etwas abgewandelt wurden⁶⁶. Auch in den böhmischen und mährischen Städten gehörte es zu den üblichen Ritualen, daß dem Herrscher beim Einzug in eine Stadt das Geleit von der Stadtgrenze abgegeben wurde⁶⁷, sowie die Schlüsselübergabe⁶⁸ und die liturgische Prozession. Im Juli oder August 1311 begrüßte auch ein Zug lokaler Juden König Johann von Luxemburg mit Gesängen vor der Stadt Brünn und trug dabei ehrfürchtig die in Battist eingehüllten Zehn Gebote. Nach dem Chronisten, der sich in der Begleitung des Königs befand, ging es um ein ungewohntes, denkwürdiges Ereignis⁶⁹. In Prag bildeten später die Juden unter ihrem Banner den Abschluß der Begrüßungsprozessionen⁷⁰. Einem altherwürdigen Prager Brauchtum entsprechend, schritten die Altstädter Ratsherren dem hohen Gast unter einem Baldachin entgegen, während die Neustädter und die Kleinseitner Ratsherren Silberstücke trugen⁷¹. Vom 13. Jahrhundert an wurden die hohen

⁶⁵ Vgl. Guillaume de Machaut, *La Prise d'Alexandrie*. Hrsg. v. L. M. De Mas Latrie. Genève 1877, 30–47. Zuletzt dazu Kavka: *Vláda Karla IV.* Bd. 2. Praha 1993, 28–29, Anm. 24.

⁶⁶ Zu nennen wäre hier besonders Drabek, A. M.: *Reisen und Reisezeremoniell der römisch-deutschen Herrscher im Spätmittelalter*. Wien 1964 (Wiener Dissertationen aus dem Gebiet der Geschichte 3). – Guennée, Bernard/Lehoux, Françoise: *Les Entrées royales françaises de 1328 à 1515*. Paris 1968. – Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte. Bd. 8. Stuttgart 1987, Sp. 1417–1510. – Strong, R.: *Feste der Renaissance 1450–1650*. Freiburg-Würzburg 1991, 15–24. – Dotzauer, Winfried: *Die Ankunft des Herrschers. Der fürstliche „Einzug“ in die Stadt (bis zum Ende des Alten Reiches)*. Archiv für Kulturgeschichte 55 (1973) 245–288. – Bumke: *Höfische Kultur I*, 294–299.

⁶⁷ In Prag herrschte der Brauch, hohe Gäste im Vorstadtdorf Krč zu erwarten. Dies geschah z. B. 1448 bei der Begrüßung des Legaten Johann Carvajal. Vgl. *Staré letopisy české z vratslavského rukopisu* 104–105.

⁶⁸ Übergeben wurden die echten, nicht die symbolischen Schlüssel. Im Oktober 1453 übergaben die Bürgermeister der Prager Städte beim Begrüßungszeremoniell an Ladislaus Posthumus die Schlüssel, und dieser gab sie ihnen sofort durch Vermittlung des Landesverwesers Georg von Podiebrad zurück. Siehe *Staré letopisy české z vratslavského rukopisu* 104–105, 116.

⁶⁹ Vgl. *Chronicon Aulae Regiae* 178.

⁷⁰ Nach Hoffmann, František: *České město ve středověku* [Die böhmische Stadt im Mittelalter]. Praha 1992, 246.

⁷¹ Unter dem Baldachin schritt oder tritt der Jubilar bei der Rückkehr in die Stadt. Vgl. dazu *Staré letopisy české z vratslavského rukopisu* 104–105.

Gäste vor Prag mit dem Hymnus *Advenisti desiderabilis* begrüßt⁷². Dem König Wladislaw aus dem Hause der Jagellonen und seinem Sohn Ludwig kam im Februar 1509 eine Schar von hundert Berittenen entgegen⁷³. Nicht immer bescherten die Ankünfte der Herrscher den Bürgern angenehme Empfindungen. Nahezu hinter jedem festlichen Einzug des abenteuerlustigen Königs Johann von Luxemburg in die Stadt Prag folgte eine Flut von hohen Geldforderungen, die dann „für nichts und wieder nichts in fremde Länder vertan wurden“⁷⁴.

Ein ganzes Kapitel sollte man wiederum den feierlichen Einzügen Kaiser Karls IV. in die verschiedensten europäischen Städte bei seinen häufigen Auslandsreisen widmen⁷⁵. Einige von ihnen wurden ziemlich getreu von zeitgenössischen Illuminatoren festgehalten⁷⁶. Auf eine genaue Rangordnung der sieben Kurfürsten bei Aufzügen zu bedeutenden Reichsversammlungen achtete in zwei Bestimmungen die Goldene Bulle Karls⁷⁷. Zu den altherwürdigen Gebräuchen der böhmischen Fürsten und Könige gehörte die Einrichtung, die Einreise in die Stadt durch ein mächtiges Feuer an zwei Stellen anzukündigen. Dies tat auch Wenzel IV., bevor er in Nürnberg am 11. August 1370 einzog⁷⁸. Bei besonders wichtigen Anlässen, wie es z. B. die teils festliche, teils kriegerische Reise des böhmischen Königs Wladislaw aus dem Hause der Jagellonen im Sommer 1490 war, bei der er die ungarische Krone einholte, bildete die uniformierende Farbe der Reiseteilnehmer, in diesem Fall das siegbringende Rot, den Gegenstand der Aufmerksamkeit⁷⁹.

Zahlreiche Hoffeste hatten mehr oder weniger familiären Charakter. Jede Geburt, jede Hochzeit in der Herrscherfamilie war zumindest Anlaß zu einem Festgelage⁸⁰. Üblicherweise wurden auch die Geburtstage gefeiert. Wie eng die prestigeträchtige Präsentation der Dynastie mit der Allianzpolitik zusammenhing, deuten die festlichen Botschaften für in- und ausländische Prinzessinnen an. Als Beispiel dienen hier die aufwendigen Expeditionen aus Anlaß der Heirat der Luxemburger Prinzessin Anna

⁷² Der Hymnus *Advenisti desiderabilis* wurde bereits bei der Begrüßung Wenzels II. in Prag am 7. Januar 1285 gesungen. Siehe dazu Johannis de Marignola Chronicon. In: Fontes rerum Bohemicarum. Bd. 3. Hrsg. v. Josef Emler. Praha 1882, 575. Von den späteren Belegen genügt hier ein Hinweis auf den Bericht über die Begrüßung des Legaten Jan Carvajal im Jahre 1448. Siehe Staré letopisy české z vatislavského rukopisu 104–105.

⁷³ Staré letopisy české z křižovnického rukopisu 337–338.

⁷⁴ Diesen Stoßseufzer lesen wir gleich zweimal im Chronicon Aulae Regiae 285 (Einzug im Jahre 1327) und 314 (1332). Über König Johann von Luxemburg und seine Zeit neuestens Spěváček, Jiří: Jan Lucemburský a jeho doba 1296–1346 [Johann von Luxemburg und seine Zeit]. Praha 1994.

⁷⁵ Zur Quellenlage für Festeinzüge Kaiser Karls IV. siehe Reallexikon zur Deutschen Kunstgeschichte VIII, Sp. 1440–1444: Rom 1356, Zürich 1353, Straßburg 1365, Lübeck 1375, Cambrai 1377. Vgl. auch Kavka: Am Hofe Karls IV. 90–95.

⁷⁶ Neben der oben erwähnten Serie von Szenen in den Grandes Chroniques de France wären die Illustrationen zur Chronik des Giovanni Sercambi zu erwähnen. Vgl. Kaiser Karl. Staatsmann und Mäzen, die farbigen Abbildungen XXII–XXIII hinter der Seite 144.

⁷⁷ Die Goldene Bulle Kaiser Karls IV. 74–77.

⁷⁸ Chronicon Benessii de Weitmühl 541–542.

⁷⁹ Vgl. Těcl: Tábor a zemská hotovost 210. Zu den bescheidenen Einzügen dieses Herrschers in seine Städte Maček: Jagellonský věk I, 239.

⁸⁰ Zu den Taufen und Hochzeiten am Hofe Karls IV. Kavka: Am Hofe Karls IV. 106–108.

mit dem englischen König Richard II. in den Jahren 1381–1382⁸¹ oder jene der böhmischen Stände im Jahre 1457 nach Frankreich, um die Braut des Ladislaus Posthumus zu ihrem zukünftigen Gemahl zu geleiten. Die Gefolgschaft zählte damals mehr als 700 Berittene, von denen mindestens ein Zehntel in einheitlichem rotem Gewand auf Schimmeln ritt⁸². Die Teilnahme der Herrscher und ihrer Familien wurde durch den festlichen Charakter auch der durchweg kirchlichen Rituale und Feiertage gesteigert. Die Beteiligung Karls IV. und seiner Frau Eliška (Elisabeth) an den Ostergottesdiensten im Jahre 1371 war dem Hofchronisten eine Erwähnung wert⁸³. Am stärksten überlagerte sich das Hofzeremoniell mit den kirchlichen Riten bei den Pontifikalmessen in der St.-Veitskathedrale⁸⁴.

Intimeren Charakter hatten größtenteils die Audienzen ausländischer Diplomaten und kleinerer Gesandtschaften. Karl IV. pflegte die Gesandten in den großen Sälen seiner Residenzen in Anwesenheit hoher Beamter und anderer Höflinge zu empfangen. Nach den Intraden der Trompeter verkündeten die Herolde die Namen und Würden der Diplomaten, die vor den majestätisch auf seinem Thron sitzenden König hintraten⁸⁵. Dasselbe Zeremoniell wahrte auch Wenzel IV., der sich nach der offiziellen Audienz ungewollt mit seinen Gästen unterhielt; allerdings nur, wenn er gut gelaunt war, wie der Chronist Edmund de Dynter aus Brabant erwähnt, dem Wenzel IV. auf Karlstein u. a. die Ahnengalerie zeigte⁸⁶. Ein kleineres Hoffest dieser Art war die Überreichung eines fertiggestellten Buches⁸⁷. Als Beweis für die Audienz, die bei dieser Gelegenheit Georg von Podiebrad dem Hochadeligen Ctibor Tovačovský von Cimburk gewährte, mag die Vorrede mit dem Dedikationsbild zum Druck Hádání Pravdy a Lži (d. h. Wettstreit zwischen Wahrheit und Lüge) aus dem Jahre 1539 dienen.

Sozusagen exklusiven oder geschlossenen Charakter hatten die Hofgesellschaften. Eher erahnen als verlässlich belegen lassen sie sich bereits an den Höfen der späten Přemysliden, wo ihnen führende deutsche Minnesänger das entsprechende Kolorit verliehen⁸⁸. Sehr rätselhaft bleibt noch immer die geschlossene Gesellschaft Wen-

⁸¹ Grundlegend dazu P e r r o y, Edouard: L'Angleterre et le Grand Schisme d' Occident. Étude sur la politique religieuse de l'Angleterre sous Richard II (1378–1399). Paris 1933, 145–156.

⁸² Belege bei U r b á n e k: Věk poděbradský III [Das Zeitalter Georgs von Podiebrady 3]. Praha 1930, 194, 198 (České dějiny III–3).

⁸³ Chronicon Benessii de Weitmil 542.

⁸⁴ Zu den Pontifikalmessen unter Teilnahme Kaiser Karls IV. K a v k a: Am Hofe Karls IV. 112–113.

⁸⁵ E b e n d a 96.

⁸⁶ Nachrichten Edmunds de Dynter aus dem Jahre 1412 in B a r t o š, F. M.: Čechy v době Husově 1378–1415 [Böhmen zur Zeit Hussens]. Praha 1947, 480 (České dějiny II–6).

⁸⁷ Allgemein dazu C r a m e r, Thomas: brangend und brogent. Repräsentation, Feste und Literatur in der höfischen Kultur des späten Mittelalters. In: Höfische Repräsentation 269.

⁸⁸ Eine eingehende Bearbeitung dieses Problems fehlt. Notiert sei hier wenigstens W o l k a n, Rudolf: Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern. Augsburg 1925, 6–12. – Č e r n ý, Václav: Staročeská milostná lyrika [Altschechische Liebeslyrik]. Praha 1948, 93–132. – B a u m a n n: Die Literatur des Mittelalters 59–61. – S p u n a r, Pavel: Kultura českého středověku [Die mittelalterliche Kultur in Böhmen]. Praha 1985, 230–231. – Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasserlexikon: Frauenlob, Friedrich von Sonnenburg (Bd. 2, 1980, Sp. 866–877, 962–965), Hartmann von Aue (Bd. 3, 1981, Sp. 500–520), Der Meissner (Bd. 6, 1987, Sp. 321–324), Ottokar von Steiermark, Reimer von

zels IV. mit dem Zeichen Knot und Eisvogel, die in den illuminierten Handschriften mehr Beweise hinterließ als in den schriftlichen Quellen⁸⁹. Kurios war der Versuch junger Prager Patrizier in Prag im Jahre 1319, eine 'Tafelrunde König Artus' zu veranstalten. Ihr Zeitgenosse auf dem böhmischen Thron, Johann von Luxemburg, ließ sich nicht lange überreden. Unter seiner Petschaft versandte er nach allen Seiten Einladungen und gebot, aus außerordentlichen Gebühren, im Wildgehege einen hölzernen Riesenbau für Turniere zu errichten. Von ausländischen Adelligen kam nicht ein einziger. *Parturiunt montes, est natus ridiculus mus* – Berge gebaren eine lächerliche Maus, bemerkte dazu schadenfroh ein den Neuerungen abgeneigter Chronist⁹⁰. Die jungen Leute hatten eben ihre Vorstellungen. Als im Februar 1454 der vierzehnjährige Kronprinz Ladislaus Posthumus dem Faschingstreiben verfiel, nahmen nach Beobachtungen eines ausländischen Gewährsmannes Tänze, Turniere und andere Unterhaltung kein Ende⁹¹.

Die königlichen Feste hatten viele gemeinsame Komponenten, die je nach den ritualisierten Gebräuchen, dem Hofprotokoll, dem Stand der Kasse und den klimatischen Bedingungen ins Programm gelangten. Eine regelmäßige und demnach ganz und gar häufige Komponente aller höfischen Zeremonien bildeten die Festessen. Ihre exklusive Bedeutung lag darin, daß mittels der Sitzordnung die inneradelige Macht-hierarchie und Ämterausübung zur Schau gestellt wurde⁹². Tagelange Gelage waren keine Seltenheit. Das Festessen nach der Krönung der Johanna von Bayern am 17. November 1370 dauerte ununterbrochen acht Tage⁹³. Bei so langem Tafeln, das sich einerseits auf der königlichen Burg, andererseits in der Prager Altstadt abspielte, war genug Zeit für Tänze, Spiele und Darbietungen jeglicher Art. Das Wort erhielten auch Sänger und Erzähler kurzweiliger Begebenheiten. Gerade bei dieser Gelegenheit kann man sich leicht in älteren Zeiten und auch noch später Wettstreite von Minnesängern (Sängerkriege) vorstellen. Auch Musik- und Theaterdarbietungen dürfen dabei nicht übersehen werden. Man mag es glauben oder nicht, Guillaume de Machaut zählte am Hofe Karls IV. 35 verschiedene Musikinstrumente auf⁹⁴. Wir wissen nicht, ob Karl IV. bei seinen Gelagen ähnliche dramatische Szenen veranstaltete, wie er sie bei seiner letzten Frankreichreise in den Jahren 1377–1578 erlebt hatte⁹⁵. Jedenfalls wurden in Prag bei königlichen Festen Schauspiele aufge-

Zweter (Bd. 7, 1989, Sp. 238–245, 1198–1207), Meister Sigeher (Bd. 8, 1992, Sp. 1233–1236) und in der ersten Auflage s. die Artikel Ulrich von Eschenbach, Ulrich von dem Türlin, Wenzel von Böhmen, König (Bd. 4, 1953, Sp. 572–582, 608–612, 896–898).

⁸⁹ Den jüngsten Gesamtüberblick über die Handschriften Wenzels IV. mit Einführung in die Forschungssituation bot Krá sa: Rukopisy Václava IV. 59–103.

⁹⁰ Chronicon Aulae Regiae 252.

⁹¹ Nachrichten aus Prag an die Görlitzer in Urkundliche Beiträge zur Geschichte Böhmens und seiner Nachbarländer im Zeitalter Georgs von Podiebrad (1450–1471). Hrsg. v. František Palacký. Wien 1860, 76, Nr. 64 (Fontes rerum Austriacarum XX).

⁹² Nach Cramer: „bangend und brogent“ 265. Allgemein zur festlichen Mahlzeit Buker: Höfische Kultur I, 247–271.

⁹³ Chronicon Benesii de Weitmil 542.

⁹⁴ Vgl. Černý: Staročeská milostná lyrika 206–207 und mit weiterer Literatur Kavka: Vláda Karla IV. II, 28–29, Anm. 24.

⁹⁵ Siehe die Initiale mit dem Festmahl zu Ehren Kaiser Karls IV. und seines Sohnes Wenzel IV. In: Kaiser Karl. Staatsmann und Mäzen, farbige Abbildung XXV nach der S. 344.

führt⁹⁶. Erwähnung verdient hier wenigstens die Theaterparodie nach der Krönung Albrechts II. Ende Juni 1438, die den erfolglosen Jagellonen Kasimir, den Gegenkandidaten Albrechts, karikierte⁹⁷. Eine ähnliche Rolle spielten zudem die königlichen Hofnarren, die auch in Böhmen auf eine lange Tradition zurückblicken konnten⁹⁸. Nicht immer mußten bei den Gelagen nur unterhaltsame Histörchen, Rätsel und Lieder ertönen, die wir aus der bereits erwähnten Kollektion mit dem Titel *Summa recreationum* und aus anderen Handbüchern kennen⁹⁹. Bei einem Gastmahl auf Burg Pürglitz (Křivoklát) irgendwann in den Jahren 1385–1386 löste König Wenzel IV. mit seiner Frage nach dem Fegefeuer einen heftigen Streit zwischen dem Metropolit von Jenstein und dem Scholastiker des St.-Veitskapitels Adalbertus Rankonis de Ericinio aus. Der Streit darüber, ob alle, die gerettet werden sollen, vorher vom Makel der Sünde befreit werden müßten, hatte ein Nachspiel vor dem Inquisitionstribunal und zog sich einige Jahre hin¹⁰⁰. Die Anwesenheit unter den geladenen Gästen konnte dasselbe politische Gewicht haben, wie die Abwesenheit. Der Umstand, daß am Sonntag, den 1. Oktober 1385 König Wenzel IV. bei dem vom Erzbischof Johann von Jenstein zur Feier der Fertigstellung des Hauptteiles des Prager Domes veranstalteten Festgelage nicht erschien, signalisierte der Hofelite den unversöhnlichen Charakter des Konflikts dieser beiden führenden Männer auf politischer Szene¹⁰¹.

Im Unterschied zu den Gelagen gehörten prunkvolle Umzüge nicht zu den Festen am böhmischen Königshof. Bei den Krönungen und Begräbnissen verstanden sie sich von selbst und hinterließen bei den Teilnehmern bleibende Erinnerungen. Nach der Krönung Johanns von Luxemburg am 2. Februar 1311 begab sich eine unabsehbare Menge (*turba*) in teuren Gewändern von der Prager Burg hinab in die Stadt, „und über den Häuptern des auf ausgewählten Pferden reitenden Königspaares schwebte wie ein strahlender Himmel ein auf vier Säulen gestützter Baldachin. Begleitet wurden sie durch das Zentrum beider Städte bis zur Jakobskirche der Minoriten von einer jubelnden Menge unter dem Lärm von Trompeten, Lauten und Pfeifen, Trommeln, unter Gesang und Musik aller Art“¹⁰². Staunen erregte einmal bei den Zuschauern der gol-

⁹⁶ Zur Entwicklung des profanen Theaters im mittelalterlichen Böhmen František Svej-
kovský in: *Dějiny českého divadla* [Geschichte des böhmischen Theaters]. Bd. 1. Praha
1968, 24–98.

⁹⁷ *Coronatio Adalberti* 23.

⁹⁸ Eingehend dazu Urbánek, Rudolf: Jan Paleček, šašek krále Jiřího, a jeho předchůdci
v zemích českých [Johann Paleček, der Hofnarr König Georgs und seine Vorgänger in
den böhmischen Ländern]. In: *Příspěvky k dějinám starší české literatury*. Praha 1958,
7–89.

⁹⁹ Vgl. dazu die Anthologie der gnomischen Texte, Scherze (*localis*) und Rätsel (*enigmaticus*)
bei Spunar, Pavel: *Smích a pláč středověku* [Das Lachen und das Weinen des Mittelalters].
Praha 1987.

¹⁰⁰ Ausführlich dazu Kadlec, Jaroslav: *Leben und Schriften des Prager Magisters Adalbert
Rankonis de Ericinio*. Münster 1971, 30–33 (Beiträge zur Geschichte der Philosophie und
Theologie des Mittelalters NF 4).

¹⁰¹ Siehe Bartoš: *Čechy v době Husově* 67.

¹⁰² *Chronicon Aulae Regiae* 177.

dene Wagen, in dem am 24. Oktober 1453 Ladislaus Posthumus in Prag einfuhr¹⁰³, ein anderes Mal die Königin mit einer Krone auf prachtvoll gekämmten Haaren, wie nach der Krönung der Johanna von Rozmítal am 8. Mai 1458¹⁰⁴. Regelmäßig wurde bei den Krönungsumzügen Geld unter die Menge geworfen¹⁰⁵. Als im März 1509 bei der Krönung des Jagellonen Ludwig dieser altehrwürdige Brauch nicht eingehalten wurde, vergaß der Chronist nicht, den Verstoß gegen die Tradition ausdrücklich zu vermerken¹⁰⁶. Der Dynastie war auch abträglich, daß damals nicht einmal Wein in Strömen floß, was bei festlichen Angelegenheiten ein übliches Trankopfer zugunsten der Volksmenge war. Besonders große Aufmerksamkeit erregten die künstlichen Quellen auf einem der Altstädter Marktplätze, in die bei der Krönung Wenzels II. im Jahre 1297 mittels unsichtbarer unterirdischer Rohre Wein zugeführt wurde¹⁰⁷.

Die mittelalterliche Bevölkerung rief zwar ihren Herrschern nicht *panem et circenses* zu, ihre Bedürfnisse hatten sich aber seit der Antike nicht geändert. Besonders die Ritterturniere und -spiele waren für alle eine Augenweide und eine großartige Darbietung¹⁰⁸. Wo, wenn nicht gerade bei dieser Gelegenheit, konnte der gemeine Mann die Tapferkeit und Kampftüchtigkeit des eigenen Königs und seiner Ritter beurteilen? Nicht immer verlief der Kampf als bloßes Spiel. Beim Turnier am Altstädter Ring im Fasching des Jahres 1321 wurde König Johann von Luxemburg aus dem Sattel gerissen, die Pferde ritten über ihn hinweg, und er blieb ohnmächtig liegen. Und wie spielte sich nach dem Chronisten die Reaktion des Publikum ab? „Während dieser traurigen Schau jammerten einige Zuschauer, andere aber applaudierten.“¹⁰⁹ Einen ähnlichen Vorfall mit glücklichem Ende erlebte König Albrecht II. im Februar 1439 beim Turnier in Breslau¹¹⁰. Die große Ära der Turniere unter den letzten Přemysliden und unter König Johann vom Luxemburg endete in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Erst nach dem Jahre 1450 kam es in Böhmen zur Erneuerung der ritterlichen Ideale, wobei diese zweite Welle ihren Höhepunkt in der Jagellonenzelt erlebte. Aber auch damals erfolgte dies verspätet im Vergleich mit Frankreich und den deutschen Ländern¹¹¹.

¹⁰³ Vgl. Urbánek: Věk poděbradský II, 744.

¹⁰⁴ Vgl. Liber decanorum in: Monumenta Universitatis Carolo-Ferdinandae Pragensis I–II, op. cit., 59.

¹⁰⁵ Belege sind für die Krönungen der Könige Albrecht II. im Jahre 1438, Ladislaus Posthumus im Jahre 1453 und Wladislaw Jagiello im Jahre 1471. Siehe Staré letopisy české z vratslavského rukopisu 82, 116, und Staří letopisové čeští 207.

¹⁰⁶ Staří letopisové čeští 300.

¹⁰⁷ Chronicon Aulae Regiae 76.

¹⁰⁸ Aus der neueren Literatur siehe vor allem Fleckenstein, Josef: Das Turnier als höfisches Fest im hochmittelalterlichen Deutschland. In: Das ritterliche Turnier im Mittelalter 229–256. Für das Turnier in den böhmischen Ländern grundlegend Macek, Josef: Das Turnier im mittelalterlichen Böhmen. Ebd. 371–389 und Iwańczak, Wojciech: Le tournoi chevaleresque dans le royaume de Bohême. Studi Medievali. 3a Ser. XXVIII–II (1987) 751–773.

¹⁰⁹ Chronicon Aulae Regiae 257.

¹¹⁰ Coronatio Adalberti 28.

¹¹¹ Mehr dazu Macek: Das Turnier im mittelalterlichen Böhmen 378–386.

Nicht nur Turniere und Wettkämpfe, sondern auch andere Gattungen sportlicher Rivalität riefen in den Zuschauern Emotionen hervor, wie patriotische Begeisterung oder Fremdenhaß. Spannend für die Teilnehmer von Festen waren auch die Pferdewettrennen. An einem von ihnen beteiligte sich in Breslau zum Jahresende 1454 Heinrich von Rosenberg, der dabei als Preis ein Roß gewann¹¹². Die schlesische Metropole verstand es damals, freizügiger zu leben als das puritanische Prag unter der Herrschaft der Utraquisten. Der junge König Ladislaus Posthumus unternahm hier z. B. im Winter 1455 lärmende Schlittenfahrten, die des öfteren in einem Bordell endeten¹¹³. Von Zeit zu Zeit tauchen in den Quellen Berichte über Wettkämpfe für volkstümliche Kraftprotzer und Sportler auf. Während der Krönungsfeierlichkeiten im Jahr 1297 vollführten schlichte Prager untereinander Faustwettkämpfe oder veranstalteten Wettläufe mit nacktem Oberkörper¹¹⁴.

Es sollten auch die Koordinaten von Zeit und Ort erwähnt werden. Schauplatz königlicher Feste waren gewöhnlich Säle¹¹⁵ und der Hof der Prager Burg¹¹⁶, Residenzpaläste in Prag und auf Karlstein, Pürglitz und Točnik, gegebenenfalls anderswo¹¹⁷, der Altstädter Ring samt dem Rathaus, die Steinerne Brücke, auf der bei ritterlichen Wettkämpfen im Oktober 1436 ein gewisser Jan Larva einige ungarische Krieger aus dem Gefolge Kaiser Sigismunds besiegte¹¹⁸, ferner die St.-Veitskathedrale, Klosterkirchen und Refektorien¹¹⁹ und nicht zuletzt auch provisorische Bauten, von denen einige bereits erwähnt wurden. Unter Wenzel II. erstellte man diese gezimmerten Bauten mit einer erhöhten Galerie auf einer Wiese an der Moldau¹²⁰, Umzäunungen für Turniere und diesbezügliche Hallen hatten ihren Standort in der Regel auf dem Altstädter Ring oder im königlichen Wildgehege¹²¹. Ein großes hölzernes „Tanzhaus“ auf Säulen mit einem erhöhten Fußboden, unter dem sogar Wagen durchfahren konnten und von wo aus stiegenartige Brücken in die einzelnen Häuser führten, wurde im November 1457 für die Hochzeit des Ladislaus Posthumus mit der französischen Prinzessin Magdalena erbaut. Wegen des plötzlichen Ablebens des jungen Königs kam es nicht zur Hochzeit, das aufwendige Bauwerk wurde demontiert,

¹¹² Belege bei U r b á n e k : Věk poděbradský II, 908, Anm. 2.

¹¹³ Historia Wratislaviensis von Mag. Peter Eschenloer. In: Scriptores rerum Silesiacarum. Bd. 7. Hrsg. Herrmann M a r k g r a f. Breslau 1872, 8.

¹¹⁴ Chronicon Aulae Regiae 77.

¹¹⁵ Im königlichen Palas der Prager Burg spielte sich z. B. das Krönungsmahl Albrechts II. im Jahre 1438 ab (Coronatio Adalberti, 22), zwanzig Jahre später tanzte man hier bei der Krönung der Königin Johanna (nach U r b á n e k : Věk poděbradský 3, 362, Anm. 1).

¹¹⁶ Bei Krönungen war es üblich, auf dem Burghof Fässer mit Bier und Wein aufzustellen, „damit jeder davon nach Belieben nehmen kann“ (Staří letopisové čeští 300).

¹¹⁷ Vgl. dazu die Nachricht des Edmund de Dyncer bei B a r t o š : Čechy v době Husově 480.

¹¹⁸ Staré letopisy české z wratislavského rukopisu 72.

¹¹⁹ Das Refektorium des Minoritenklosters zum hl. Jakob in der Prager Altstadt diente für das Gastmahl nach der Krönung der Königin Beatrix von Bourbon am 18. Mai 1337 (Chronicon Aulae Regiae 335).

¹²⁰ Dies war der Fall bei der Krönung König Wenzels II. im Juni 1297 und bei seiner Hochzeit mit seiner zweiten Frau Elisabeth von Polen-Kalisch im Mai 1305. Vgl. dazu Chronicon Aulae Regiae 75 und 86.

¹²¹ Vgl. oben Anm. 86 und allgemein dazu M a c e k : Das Turnier im mittelalterlichen Böhmen 387.

das Holz für den Dachstuhl der Teynkirche verwendet¹²². Bei der Unterbringung bedeutender Gäste gab es stets Schwierigkeiten. Sofern prunkvolle Bürgerhäuser dafür nicht ausreichten, mußten auf den Freiplätzen vor den Fortifikationen Zeltstädte errichtet werden.

Oftmals war auch der Zeitfaktor wichtig. Sofern das Datum des Festes genau festgelegt werden konnte, spielten hier auch Bräuche, Ergebnisse diplomatischer Verhandlungen und Voraussagen der Hofastrologen eine nicht unerhebliche Rolle¹²³. Turniere und Tanzunterhaltungen gehörten zum Fasching, die Zeit um Ostern und die Adventszeit wurden nur unter dem Zwang der Unausweichlichkeit dafür gewählt. Nur der Zeitpunkt der Trauerritualien konnte größtenteils nicht im voraus bestimmt werden. Wer organisierte die Feste? Zweifellos erteilten die Herrscher selbst und ihre Gattinnen den hohen Hofbeamten allgemein gehaltene Weisungen. Bei Krönungen und sonstigen Festlichkeiten größeren Umfangs reichte in der Regel das bestehende Hofpersonal nicht aus, deshalb mußte man ad hoc Spezialisten und Hilfskräfte anheuern. Voll ausgelastet war auch die königliche Kanzlei. Informationshalber genügt ein Hinweis darauf, daß der „große Hofstaat“ Karls IV. mindestens 350 Personen zählte¹²⁴. Nach den Hussitenkriegen waren die Höfe der böhmischen Könige wesentlich kleiner. Die Zahl der Höflinge des Jagellonenkönigs Wladislaw wurde annähernd auf hundert Personen geschätzt¹²⁵.

Zu all dem, was wir bereits hörten, dürfen die Ton- und Lichteffekte als kurze Ergänzung nicht unerwähnt bleiben. Abgesehen vom Glockengeläut, ertönten Salven aus Geschützen, die Atmosphäre der Krönungs- und sonstigen Umzüge oder auch Gelage fand eine feierliche Steigerung durch zahlreiche Lichtträger¹²⁶. Auch in Böhmen, wie überall anderswo, bedeuteten die mittelalterlichen königlichen Feste nicht nur eine öffentliche Repräsentation der Herrschermajestät, sondern auch eine großartige und für die Zeitgenossen unvergeßliche Darbietung mit betörender Sinneswirkung.

¹²² Nach Staré letopisy české z vratslavského rukopisu 120–122. Vgl. auch Urbánek, Rudolf: Konec Ladislava Pohrobka [Das Ende des Ladislaus Posthumus]. Praha 1924, 118.

¹²³ Zur Rolle der Astronomie und Astrologie am Hofe Wenzels IV. Krása: Rukopisy Václava IV., Kap. IV. Die Hofastrologen bestimmten genau die Zeit für die Krönung Georgs von Podiebrad, was u. a. bei der eigentlichen Zeremonie Schwierigkeiten bereitete, denn die Hochadeligen mußten eineinhalb Stunden vor dem König die Krone halten (Belege bei Urbánek: Věk poděbradský III, 360, Anm. 1).

¹²⁴ Nach Kavka: Am Hofe Karls IV. 39. Zur Hofgesellschaft Kaiser Karls IV. und König Wenzels IV. eingehend Patze, Hans: Die Hofgesellschaft Kaiser Karls IV. und König Wenzels in Prag. In: Kaiser Karl IV. 1316–1378. Forschungen über Kaiser und Reich. Hrsg. v. Hans Patze. Sonderdruck der Aufsätze aus Blätter für Deutsche Landesgeschichte 114 (1978) 733–773 und teilweise auch Hlaváček, Ivan: Wenzel IV., sein Hof und seine Königsherrschaft vornehmlich über Böhmen. In: Das spätmittelalterliche Königtum im europäischen Vergleich. Hrsg. v. Reinhard Schneider. Sigmaringen 1987, 201–232 (Vorträge und Forschungen 32).

¹²⁵ Siehe Macek: Jagellonský věk I, 235.

¹²⁶ Vgl. z. B. die Ton- und Lichteffekte bei der Krönung König Georgs von Podiebrad. Belege bei Urbánek: Věk poděbradský III, 362, Anm. 1.

DIE ALTEN KAISER:
NEUE IMPULSE DER SPÄTMITTELALTERFORSCHUNG

Von Ferdinand Seibt

I.

Die deutsche Mediaevistik war lange Zeit, das ist bekannt, im Gegensatz zur französischen, polnischen oder tschechischen auf das Hochmittelalter fixiert. Aus ihrer Terminologie entstand auch die Dreiteilung der Epoche, nach Früh-, Hoch- und Spätmittelalter, die unwillkürlich eine „Hochzeit“ suggeriert, nach dem nur erst einmal die Frühe entfaltet und die Entwicklung noch nicht ins Späte abgesunken war. Der Herbst des Mittelalters war schon im Geschichtsbild, noch ehe Huizinga ihm 1916 zur rechten Anschauung verhalf. Die Farbenpracht des burgundischen Niedergangs fand dabei allerdings in Deutschland kein Echo. Stattdessen setzte jahrzehntelang der Stauerfersturz den schwertklirrenden Schlußpunkt.

Die Stauferkaiser vermittelten also die hohe Zeit des Mittelalters vor seinem „Verfall“. Und was etwa an kulturellem Glanz diesseits der Alpen fehlte, das konnte die Stauerherrschafft im fortgeschrittenen Italien bieten. Daß man in Apulien *nostro Federico* sagt, das ist zum Glück in Deutschland nicht so gut bekannt.

Die Zwischenkriegszeit hat dann die Frühzeit neu sehen gelehrt. Hoffnungsvoll wie eine Frühzeit nun einmal stimmt, ging man ihr nach mit dem personengeschichtlichen Schlüssel. Auch die Herrschafts- und Wirtschaftsstrukturen zeigten sich fruchtbar, bei Alfons Dopsch wie bei Theodor Mayer, lange, ehe Strukturgeschichte im Trend war. Der Akzent lag zwischen dem 10. und dem 13. Jahrhundert. Da entdeckte Hermann Heimpel das deutsche Spätmittelalter, natürlich nicht im wörtlichen Sinn, sondern als eine fruchtbare Epoche nach dem Reichtum der Archive. Und gleichzeitig verhießen die Quellen zur Wirtschaftsgeschichte ein neues Bild, unter den Augen von Abel, Lütge, Kellenbenz. Baethgen und Grundmann stießen noch das Tor auf zur Wahrheit des Fiktiven. Die Geschichte der Prophetien und Vatzinien sollte die spätmittelalterliche Welt lebendig machen, während gleichzeitig die Häresieforschung neue Einblicke in die religiösen Kräfte der Zeit verhieß. Die Kirchengeschichte, etwa in der großen Darstellung von Josef Lortz, tat einiges dazu, so daß die Spätmittelalterforschung nicht zurückgreifen mußte auf die großen Arbeiten von Lindner, Bezold oder Höfler, als Herbert Grundmann der religiösen Frauenbewegung zu Ehren verhalf und Johannes Spörl die Mentalität der Weltchronisten des 12. Jahrhunderts enthüllte. Die deutsche Mediaevistik war bis 1945, mitgelaufen im Sog der Reichsideologie oder nicht, doch jedenfalls diffiziler geraten, als ein Holzschnitt von Dieter Berg 1993 vermuten läßt¹.

¹ Berg, Dieter: Mediaevistik – eine „politische Wissenschaft“. Grundprobleme und Ent-

Das soll keineswegs die Notwendigkeit bestreiten, auch einen Historikerstreit unter Mediaevisten zu inszenieren – oder besser: einen wirklichen Historikerstreit, nachdem der letzte unter den Zeitgeschichtlern vornehmlich als ein Politikum internationale Aufmerksamkeit fand, nicht etwa als eine Auseinandersetzung um Perspektiven und Methoden, die er nur in wenigen Beiträgen wirklich ansprach.

Einen neuen mediaevistischen Akzent gewannen die Diskussionen der Nachkriegsjahre. Baethgen, Grundmann, Heimpel und die im Interesse einer Reidentifikation Österreichs um die Epoche bemühten Alphons Lhotsky und Hermann Wiesflecker gaben das Thema in neue Hände, und dabei wuchs der Horizont. Karl Bosl, 1949 als Einundvierzigjähriger habilitiert und damit eigentlich zwischen den geprägten Generationen, klopfte mit seiner allmählich formierten Konzeption von „Gesellschaftsgeschichte“ an die Tore der klassischen Konventionen.

Spätmittelalter wurde nun eine Zeit der besonderen wirtschaftsgeschichtlichen Forschung, eine Zeit der besonderen Aufmerksamkeit für das Wachstum der Administrative, und zugleich ließ sich Tellenbachs Entschlüsselung personengeschichtlicher Zusammenhänge mit großem Erfolg auf die mittelalterliche Universitäts-, Handels- und Kanzleigeschichte übertragen, ähnlich wie sich die Kirchengeschichte trotz oder auch wegen eingeschränkter genealogischer Verbindungen als ein dankbares Feld in ihrer mittleren hierarchischen Struktur für die Einsicht in die Herrschaftsansprüche des niederen Adels und des städtischen Patriziats erwies. Technikgeschichte etablierte sich als ein neuer Zweig mit einer Quellenbasis, die nicht den Archiven, sondern eher den Fachhandschriften und den Realien zu entnehmen war. Der erste Lehrstuhl 1966 für Alfred Timm zog rasch eine neue Forschungsrichtung nach, und die Geschichte des Ständewesens fand einen modernen Anknüpfungspunkt im Parlamentarismus, ähnlich wie sich auch die Städteforschung auf einen Impuls zur Fundamentaldemokratie berief². Nun geht es hier nicht um Paralipomena zu einer Geschichte der Mediaevistik, so gelehrt das auch klingen mag, und so wichtig es auch sein wird, daß jemals jemand ein solches Unternehmen auf sich nimmt und es problemgeschichtlich orientiert, nicht personell und nicht institutionell, also nicht aus den Akten, sondern aus den Büchern, wofür es schon Vorläufer gibt³. Auch wenn eine solche Selbst-

wicklungstendenzen der deutschen mediaevistischen Wissenschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Edgar Schulin (Hrsg.): *Geschichtsdiskurs*. Bd. 1. Frankfurt/M. 1993, 317–331.

² Städteforschung wurde zu einem besonderen Leistungsnachweis der deutschen Historiographie in der Nachkriegszeit, mit interessanter und offenbar hier zuerst von Conze und Keyser erprobten sozialgeschichtlicher Fragestellung und quantitativen Analysen. Früh trat auch Edith Ennen in den Autorenkreis, deren *Abendländische Städtegeschichte* über Jahrzehnte zu den Standardwerken zählte, und Heinz Stoob, der an der Universität Münster ein eigenes „Institut für Städteforschung“ errichtete. Die Verbindung zu Fragestellungen des östlichen Mitteleuropa stieß in diesem Zusammenhang lange auf Schwierigkeiten, vergleichende Arbeiten zählen noch immer zu den Desideraten.

³ Die großen Historiographiegeschichten von Ludwig Fueterer oder Heinrich von Srbik aus der Zwischenkriegszeit vermittelten Gelehrtenbiographien. Der einzige auf die europäische Historiographie gerichtete tschechische Versuch dieser Art von Josef Šusta, 1936, fand bis heute noch keine Nachahmung. Wichtig wurde aber eine zweibändige Darstellung von František Kudrna. In Deutschland sucht man in dem in Anm. 1 zitierten Sammelband nach

kritik einer wissenschaftlichen Disziplin etwa in jeder Generation von großem Nutzen wäre, um ihre immanente, ihre unabhängige Entfaltung kritisch zu konstatieren, so zeigt sich nun eben auch die Rechenschaft von den Abhängigkeiten nötig, und in diesem Zusammenhang hat die Geschichtswissenschaft zweifellos eine besondere Position. Deshalb, weil sie Bilder macht, welche die Gesellschaft betreffen. Unser Geschichtsbild erregt, engagiert oder konfrontiert offenbar mehr als das Weltbild der Evolutionsbiologie in seinen Veränderungen, und es liegt uns erklärlicherweise näher als das Weltbild der Astronomie.

II.

Noch haben viele Historiker, und bemerkenswerterweise auch manche Historikerinnen, noch nicht genug fachliche Phantasie angesammelt, um zu beobachten, welcher ungeheurer Impuls durch die sogenannte Frauengeschichte gerade auf die Arbeit an Spätmittelalter und früher Neuzeit sich überträgt. Denn das Interesse an der weiblichen Welt an sich muß weder geweckt werden, wie man manchmal in „Frauenbewegungen“ glaubt, noch leidet das Frauendasein an Quellenmangel. Im Gegenteil: weil es auch früher schon so wichtig war, fand es gerade in jenen Jahrhunderten eines noch einfachen, aber bald fundamentalen gesellschaftlichen Diskurses bei wachsender Alphabetisierung in Wort und Bild ungemein reichen Niederschlag. Das aber wieder führt zu gesellschaftlichen Konstellationen, die man bislang in der männlich orientierten Gegenwart aus der ebenso männlich orientierten Vergangenheit tatsächlich oft noch gar nicht zu lesen oder zu sehen verstand⁴. Und Frauengeschichte ist dafür wichtig! Quellenmangel gibt es dagegen bei der Persönlichkeitsforschung in Unterschichten, die als Schlagwort noch Ende der vierziger Jahre auftauchten, und die Geschichte der Revolutionen, der ich mit dem hussitischen Beispiel mein erstes Buch widmete, will ich dabei gar nicht ausnehmen.

Es führt in Wahrheit ein mehrspuriger Weg bei der historischen Themenwahl von Hofdienst und Liebedienerei bis zur sachbewußten Teilnahme am Gegenwartsdialog, und weil Geschichte eine Gesellschaftswissenschaft ist, und zwar nach ihrer Selbstdefinition zweifellos die umfassendste, darf sie sich diesen Gegenwartsbezügen überhaupt nicht entziehen. Sie verlöre dann tatsächlich ihre Rolle in unserem kulturellen Selbstverständnis, das immer auch von der historischen Reflexion lebte. Kein Mensch wird dabei bestreiten, daß es im gesellschaftlichen Miteinander sowohl Pro-

„postmodernen“ Ansätzen, was das auch immer sein mag, aber dabei lassen sich recht brauchbare problemgeschichtliche Fragestellungen erkennen. Postmodern oder nicht, eine künftige Geschichte der Historiographie muß wohl mit bestem Nutzen problemgeschichtlich orientiert sein und dabei den inneren Diskurs in unserer Wissenschaft mit den jederzeit lebendigen Fragestellungen der gesellschaftlichen Entwicklung verbinden, wie ich das 1970 unter Berücksichtigung der Auseinandersetzung mit den sozialistischen Vorgaben für die tschechische Geschichtswissenschaft versucht habe. Winfried Schulzes Darstellung von 1980 zur Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft in der Nachkriegszeit ist dagegen institutionsgeschichtlich ausgerichtet und damit zweifellos aufschlußreich für die Organisation, aber nicht für das Gedankengefüge der historischen Arbeit.

⁴ Dazu die informative Forschungsübersicht von Bea L u n d t (Hrsg.): *Auf der Suche nach der Frau im Mittelalter*. Köln-Weimar 1991, 7–22.

stitution als auch Unabhängigkeitsstolz gibt, sowohl Nachläufertum als auch Führungsanspruch in der intellektuellen Diskussion, an der nun einmal alle gern beteiligt sein möchten, die eine Feder führen. So geht's also auch mit den alten Kaisern.

III.

Das Thema schließt biographische Zyklen ein und auch Generationenschritte. Damit kommt ein anderes Spezifikum der historischen Betrachtung ins Gespräch, das Klios Arbeit von jeher strukturiert: die Zeit⁵.

Die Zeit schafft eine besondere Verbindung und damit auch eine besondere, eine neue Versuchung zwischen dem Historiker und seinem Publikum. Es ist die Versuchung des chronologischen Ordnungsrasters, die jede historische Arbeit beeinflusst, der Sog der synoptischen Schablonen, wie sie etwa die Jahrhunderte anbieten. In solchen Säkularschablonen denken an sich die historisch mehr oder minder Bewanderten überall auf der Welt. Das wiederum begünstigt die Versuchung des Jubiläums. Allerdings entfaltet solch ein Jubiläum nicht nur eine fiktive, sondern eine gesellschaftlich wirklich aktive Aura eines zeitlichen Ordnungsbestrebens mit fast mysteriösen Rückbindungen. Wer weiß, aus welchem Grund waren Tausende in Prag gerade 600 Jahre nach dem Tod des heiligen Nepomuk⁶ an seinem Schicksal interessiert, war er auch an seinem Gedenktag im Mai 1993 bei den Medien „in“. Wohl dem, der da zur rechten Zeit das rechte Buch geschrieben hat!

Der flotte Ausruf erledigt das Thema nicht. Denn über Jubiläen schlägt die Vergangenheit sozusagen öffentlich Brücken zur Gegenwart, sie wird Zeitgeschichte. Auf einmal hat der Mediaevist mit seinen Reflexionen ein wenig von den Aufgaben der Gegenwartsinterpretation übernommen, wenn er trotz seiner Vertiefung in einen fernen Zeithorizont auch mit der Gegenwart reden und denken kann.

Manches Jubiläum trägt den Wert einer runden Zahl an sich, und das Jahrtausend gilt dabei dann sicher mehr im Mediengeschäft als ein paar ungerade Hunderter. Aber auch fünfzig Jahre beweisen eine besondere Zugkraft, weil sie noch Miterlebende mobilisieren. Man kann der Zahlensprache freilich auch aufhelfen: Und so mußte man gerade 1965 daran denken, daß vor 1150 Jahren Karl der Große das Zeitliche gesegnet hatte. Mit diesem Erinnerungsjahr, zugegeben, nicht ganz valid an der Zahlenbörse, begann die Geschichte der alten Kaiser in unserem gegenwärtigen, oder wie wir gerade heuer in einem 50er Jubiläum behaupten können, im Geschichtsbild der Nachkriegszeit.

1150 Jahre jedenfalls waren Anreiz genug, um in Karl dem Großen, der sozusagen auf seinem Dom zu Aachen rittlings sitzt zwischen dem heutigen Frankreich und der

⁵ Dazu der Sammelband *Die Zeit – Dauer und Augenblick* (Schriftenreihe der Siemens-Stiftung 2, 1989) und darin besonders mein Beitrag über *Die Zeit als Kategorie der Geschichte und als Kondition des historischen Sinn* (S.145–188). Zur Sache auch Hayden White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Dt. Frankfurt/M. 1991.

⁶ Eine gute Einführung in die historischen Einsichten durch Legendenkritik am Beispiel der Nepomuklegenden lieferte soeben Vít Vlnas, dazu *BohZ* 35 (1994) 182f.

Bundesrepublik, einen ersten großen Europäer zu sehen; tatsächlich den machtpolitischen Schöpfer eines Ordnungsgefüges im nordalpinen Europa, das sich nach ein paar älteren „Fehlentwicklungen“ etwa in Spanien, in Westmitteleuropa, in Oberitalien und in Pannonien dann wirklich zu behaupten wußte und mit manchen „karolingischen“ Eigenheiten für die nächsten Jahrhunderte den gesellschaftspolitischen Aufbau Europas prägte. Gleichzeitig war derselbe Karl aber auch zum Brennspiegel für die kulturellen Strömungen aus dem südalpinen Europa geworden, zwar nur als dürftige Oberschichtenkultur, aber doch geschichtswirksam, an seinem Hof und in seiner Klosterreform revitalisiert. Das sollte eine große Ausstellung zeigen, am historischen Ort in Aachen, und zugleich ein mehrbändiger Katalog, der die deutsche Frühmittelalterforschung mit der französischen zu gelungenen Synthesen vereinte und mehr noch: der zum ersten Mal in großem Umfang vor der deutschen Mediaevistik die Fruchtbarkeit der interdisziplinären Kooperation mit der Literatur- und Kunstgeschichte zeigte. Denn ein nicht unerheblicher Teil der Aussagen zum Selbstbild, zum politischen Verständnis und zur historischen Orientierung dieser Epoche war einfach nur bildlichen Quellen zu entnehmen. Diese Ausstellung unter Regie von Wolfgang Braunfels blieb bis heute vorbildlich auch nach Exponatenwahl, Design und Katalog für historische Ausstellungen in Deutschland.

Man muß Mut haben zu solchen Reminiszenen. Der Mut fehlte noch kurz zuvor, 1962, nämlich als es freilich auch nicht um eine europäisch konveniente Erinnerung ging, sondern um das wenn auch runde Millennium der ersten „deutschen“ Kaiserkrönung. Mit Otto dem Großen waren 962 die Sachsen in die große europäische Geschichte getreten, und man hätte vielleicht mit gutem Anstand diesen entscheidenden Schritt zu ihrer Zivilisierung feiern können, ohne dem europäischen Gedanken etwas ab- oder der deutsch-französischen Erbfeindschaft neuerlich etwas zuzutragen. Man hätte womöglich gleichzeitig mit gutem Anstand darauf verweisen können, daß dieser Zivilisationsschub für die bis heute relativ bei aller Nachkriegsturbulenz noch am wenigsten gestörte germanische Siedelzone zwischen dem nördlichen Rhein und der nördlichen Elbe zugleich ein europäischer Gewinn gewesen sei, ein bemerkenswertes Stück christlicher Expansion, das Karl der Große, „der Sachsenschlächter“, in einem 30jährigen Krieg erreicht hatte und das nun durch den Übergang des Entwicklungszentrums von der fränkischen Zentrallandschaft auf eine neue, auf eine Region zwischen Ruhr und Unstrut, erheblich beitrug zur Entfaltung der christlichen Zivilisation in Mitteleuropa. Es gab damals nur zwei Gedenkreden. Die verblüffende Schwerpunktbildung in der künftigen sächsischen Zentrallandschaft zwischen Essen und Quedlinburg, also jene bemerkenswerte Verschiebung nicht nur nach Osten, sondern auch nach Norden, im Hinblick auf die bayerischen Entwicklungen zwischen Augsburg, Salzburg und Regensburg fast ein Hiatus in der deutschen Geschichte, ließ sich erst in etwas weiterem Zusammenhang unter dem Ausstellungstitel „Mittelalter im Ruhrgebiet“ 1990 demonstrieren⁷.

Das nächste große Memorium galt den Staufern. Es verband sich wieder mit einer Ausstellung, aber auf die Dynastie bezogen und daher ohne personale Jubiläums-

⁷ Seibt, Ferdinand u. a. (Hrsg.): *Mittelalter im Ruhrgebiet*. 2 Bde. Essen 1990.

brücke. Natürlich wurden der erste und der zweite Friedrich dabei zu Protagonisten. Und wieder war die Verbindung zwischen der gestalteten und der geschriebenen Botschaft aus einer fernen Zeit von Belang für die Gesamtdeutung, wieder also war die bislang seltene systematische Ausdeutung kunsthistorischer Quellen für die Historiker wichtig.

Das 600. Todesjahr Karls IV. stand dann 1978 vor uns. Hier offerierte sich ein Jubiläum, das man in Deutschland vielleicht ohne den Anteil bewußter „Böhmen“ durch die Nachkriegsereignisse im deutschen Geistesleben nicht besonders hervorgehoben hätte. Man mußte es allein in Deutschland feiern, in eigener Initiative, weil sich Karls „Mutterland“, die sozialistische tschechoslowakische Republik von ehemals, erst unter diesem Konkurrenzdruck zu einem Jubiläum veranlaßt sah⁸. Das Karlsjubiläum hatte aber, fern von Unfreundlichkeiten über die große Mauer, in Deutschland ein großes Spätmittelalterinteresse angeregt. Unmittelbar oder mittelbar mit seiner Person und der Epoche befaßten sich im Jubiläumsjahr mehr als 300 Publikationen, und eine ebenso große Zahl folgte nach⁹. Dazu erschienen auch drei einschlägige Biographien, abgesehen von drei koordinierten, themenorientierten Sammelbänden, und auch abgesehen von großer und zuvor unbekannter Aufmerksamkeit für die luxemburgische Dynastie.

Als Zusammenfassung von Kunst-, Kultur- und Personengeschichte hätte eine Ausstellung über Karl IV. allerdings jeden räumlichen Rahmen gesprengt. So ging die Kunstgeschichte eigene Wege und eröffnete, unmittelbar nach der biographischen Ausstellung über Karl IV. auf der Nürnberger Kaiserburg, ihrerseits in Köln eine große Schau mit dem Titel: „Die Parler und der Schöne Stil“. Die Verbindungen waren eng, die Katalogausbeute ist kaum zu überblicken¹⁰. Sie wirkte auch weit über den

⁸ Diese Entwicklung zitiere ich hier nach mündlichen Angaben tschechischer Kollegen. Sie wird sich gewiß aus den Protokollen der Akademie der Wissenschaften bestätigen lassen. Die Nürnberger Karls-Ausstellung wurde vom Freistaat Bayern finanziert und war eine Veranstaltung des Bayerischen Nationalmuseums unter Generaldirektor Dr. Lenz Kriss-Rettenbeck in Zusammenarbeit mit Baronin Dr. Johanna von Herzogenberg und mir. Baronin Herzogenberg gab auch den Ausstellungsführer heraus mit der Dokumentation sämtlicher Ausstellungsobjekte und aller verwendeten Texterläuterungen.

⁹ Graus, František: Kaiser Karl IV. Betrachtungen zur Literatur eines Jubiläumjahres. *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 28 (1980) 71–88. – Wörster, Peter: Der 600. Todestag Karls IV. und seine Resonanz in der Tschechoslowakei. *Dokumentation Ostmitteleuropa* 5 (1979) 279–416, und besonders Moraw, Peter: Kaiser Karl IV. 1378–1978. Ertrag und Konsequenzen eines Gedenkjahres. In: *Festschrift für František Graus*. Hrsg. von Herbert Ludat und Rainer Schwinges. Wiesbaden 1982, 284–318. – In diesem Zusammenhang sei auch auf die ausführliche Beschäftigung mit der luxemburgischen Dynastie am Lehrstuhl von Heinz Stoob in Münster in jenen Jahren verwiesen, aus denen eine Festschrift entstand: Friedrich B. Fahlbusch und Peter Johánek (Hrsg.): *Studia Luxemburgensia*. Festschrift für Heinz Stoob. Warendorf 1989. Es gibt aber auch noch eine laufende Publikationsreihe „*Studia Luxemburgensia*“ im Fahlbusch-Verlag (Warendorf).

¹⁰ Als Zusammenfassung von Kunst-, Kultur- und Profangeschichte hätte eine Ausstellung über Karl IV. allerdings jede räumliche Demonstrationsmöglichkeit gesprengt. So ging die Kunstgeschichte nach gemeinsamer Planung einen eigenen Weg, und Anton Legner eröffnete nach der biographischen Ausstellung auf der Nürnberger Kaiserburg in Köln eine große

Augenblick. Man darf sagen, daß auf diese Weise das in der deutschen Historiographie so lange Zeit, beinahe seit Theodor Lindners Zeiten, also seit rund hundert Jahren, vergessene europäische 14. Jahrhundert eine ganz neue Aufmerksamkeit auf sich zog. Und das nun aber auf viele Weise: mit seiner weitgespannten Wirtschaft, mit seinen erstaunlichen technischen Innovationen, mit seiner literarischen Internationalität, mit seinem nun erst den ganzen Kulturkreis umspannenden Universitätsnetz und auch mit seinen religiösen Problemen – mit der Tatsache nicht zuletzt, daß dieses 14. Jahrhundert im Gegensatz zum 13., zum 12., zum 11. eben keine neuen religiösen Orden hervorgebracht hat, aber eine erstaunlich organisierte Laienfrömmigkeit in zahlreichen Formen. Auch trat neuerdings ins Bewußtsein, daß es da das größte Schisma gab und die große Pest, daß sich die Agrarreserven der mittelalterlichen Agrargesellschaft in der westlichen Hälfte Europas erschöpften und daß die östliche erst jetzt voll ins Spiel kam, während hinter dem Horizont schon die osmanische Expansion an die Mauern der Christenheit klopfte.

Das aber augenscheinlich nicht oder doch zumindest nicht nur mit neuen Einsichten durch quantitative Analysen zur Städtkultur oder zum unterschwelligem Wachstum neuer Wirtschaftsräume, auch nicht durch die Einsicht in die Eigenart und das Wesen langfristiger historischer Krisen – sondern, nach einem sehr alten metalogischen Prinzip historischer Urteilsbildung – auch mit den Mitteln der Biographie! Zwei Karlsbiographien entstanden beinahe zur selben Zeit – meine Darstellung über Karl als einen „Kaiser in Europa“ 1978, Spěváčeks zunächst deutsche Biographie über Karls Leben und seine staatsmännische Leistung 1979. Drei Kaiser heben ihre echten oder fiktiven Bildnisse auch neuerdings wieder von hochglänzenden Bucheinbänden ab: Heinz Thomas schrieb 1993 eine Biographie über Kaiser Ludwig den Bayern, 1314–1347. Heinz Stob bereicherte das Karls-Jubiläum noch 1990 mit einer verspäteten Biographie über „Karl IV. und seine Zeit“, und Wilhelm Baum bescherte dem Buchmarkt 1993 nach 150 Jahren wieder eine Biographie über Kaiser Sigismund. Zudem publizierte František Kavka 1993 zwei Bände über die Regierung Karls IV. während seines Kaisertums (1355–1378)¹¹. Dazu tritt noch ein reichlich verspäteter Sammelband eines recht interessanten Symposiums, das man möglichst rasch der Forschung empfehlen sollte: nämlich das erste Buch seiner Art in der Forschungsgeschichte, in dem ungarische, polnische, slowakische, tschechische, österreichische und deutsche Fachleute gemeinsam die Herrschaft jenes Sigismund von Luxemburg diskutierten, der bis dahin zwischen den einzelnen Nationalhistoriographien in

kunsthistorische Schau: „Die Parler und der Schöne Stil“ mit einem vierbändigen Katalog, den er unter dem gleichen Titel herausgab (Köln 1978).

¹¹ Stob, Heinz: Kaiser Karl IV. und seine Zeit. Graz 1990. – Baum, Wilhelm: Kaiser Sigismund. Konstanz, Hus und Türkenkriege. Graz 1993. – Kavka, František: Vláda Karla IV. za jeho císařství (1355–1378) [Die Regierung Karls IV. während seines Kaisertums]. 2 Bde. Prag 1993. – Thomas, Heinz: Ludwig der Bayer. Kaiser und Ketzer. 1994. Graz-Regensburg. Dazu tritt noch eine anschauliche, auch für den Fachmann mit Bild und Wort lehrreiche Darstellung von František Kavka: Am Hofe Karls IV. Dt. Stuttgart 1989. – Zu meinem Bedauern ließ sich die soeben erschienene Biographie von Jörg K. Hoensch: Kaiser Sigismund 1368–1437. Herrscher an der Schwelle zur Neuzeit (München 1996) in dieser Zusammenstellung nicht mehr berücksichtigen.

schwarz-weiß Darstellungen kontrastierte. Anlaß dafür bot die Gedenkausstellung 1987 in Budapest zum 550. Todestag des Herrschers. Man darf hoffen, daß auch diese Initiative Schule macht, ähnlich wie das Karls-Jubiläum von 1978¹².

Fast scheint es, als wolle das so lange stiefmütterlich behandelte Spätmittelalter sich nun mit dem Genre der Biographien besonders einführen: Drei neue Biographien also, und eine Zusammenstellung der politischen Aktionen, die natürlich auch geprägt ist von der Frage nach politischen Profilen; dazu noch ein Sammelband, der gerade so um eine Herrscherpersönlichkeit kreist: Ist das nun der moderne Zugang zum Zeitalter der Luxemburger? Ist das auch, im Sinn der Vorerwägungen, womöglich ein neuer Ansatz in der Mediaevistik oder zumindest doch vielleicht gerade jener Boden, auf dem einander die solange von einander getrennten westlichen und östlichen Historiker bei allen Unterschieden der gern oder gezwungenermaßen verfolgten Perspektiven ihrer Arbeiten wieder begegnen können¹³?

Vielleicht läßt sich eine griffige Antwort gerade auf die letzte Frage finden, die auch wirklich zusammenfaßt, warum eine Lücke klaffte im Gespräch zwischen der westlichen Mediaevistik, zu welcher bei allen möglichen Akzentuierungen im fachsprachlichen Diskussionskreis die bundesdeutsche Geschichtswissenschaft ganz ohne Zweifel zählte – und der östlichen Kollegenschaft, die, ihrerseits auch wiederum in manche Lager gespalten, doch in ihrer Arbeit der letzten vier Jahrzehnte so oder so mit dem marxistischen Pflichtpensum sich auseinandersetzen mußte: das ist die Frage nach dem Anliegen einer Biographie überhaupt.

IV.

Eine Biographie ist in mancher Hinsicht eine extreme wissenschaftliche Aufgabe in unserem Fach, und man darf vorausschicken: Die wenigsten Biographien genügen diesem Anspruch. Hier kreuzt nämlich Rankes so oft und so naiv wiederholtes Anliegen einen ganz anderen Weg, den der große Erfolgsschriftsteller des späten 19. Jahrhunderts selber niemals beschritten hat. Oder muß man den Umstand, weil er noch zu wenig geklärt erscheint, besonders hervorheben? Ranke setzte immer wieder seine spitze Feder an, um „Epochen“ darzustellen; aber er wählte niemals eine historische Persönlichkeit zu seinem Objekt. Dabei kann man absehen von seinen einprägsamen und treffenden Skizzen der Akteure, mit denen er sozusagen seine Darstellungen säumte. Einer einzelnen Persönlichkeit selbst, einem Menschen nicht nur, um zeitgenössisch zu zitieren, mit seinem „Widerspruch“, sondern auch im gesamten Umfeld seines Lebenshorizontes, hat sich Ranke nie gewidmet. So muß man es nämlich auch bezeichnen: Eine Biographie bedeutet anderes als den Anspruch, „zu zeigen, wie es eigentlich gewesen“; hier geht es darum, zu zeigen, wie *er* eigentlich gewesen.

¹² Josef Macek†/Ernö Marosi/Ferdinand Seibt (Hrsg.): Sigmund von Luxemburg. Ertrag eines Symposiums 1987 zum 600. Jubiläum seiner ungarischen Krönung und zum 550. Todestag. Warendorf 1994; dazu die Rezension von Jörg K. Hoensch in BohZ 36 (1995) 186–189.

¹³ Dazu meine Kommentare: Summa Historiae (BohZ 27, 1986, 360–373); Weiße Flecken (BohZ 31, 1990, 360–371) und die Rezension des Essays Historické proměny češství von Jan Křen (BohZ 35/1994, 160–164).

Diese Auseinandersetzung mit einem Menschen ganz allein, auf sehr unterschiedlichen Wegen, bei der jenes „Eigentliche“, laut Ranke nach langer Mühe schließlich aufsteigend aus dem Staube der Akten, sich doch nur als die Summe einer politischen Aktions- und Reaktionsfolge in einem Kopfe herausbilden kann, das hat Ranke niemals unternommen. Gewiß hat der scharfsinnige Rekonstrukteur der politischen Geschäfte bei aller Einsicht in die menschlichen Reaktionen, die ihn weit über die meisten seiner Nachfolger an den Lesepulten der Archive hob, eine solche Abstinenz mit gutem Grund gepflegt. Denn Ranke verfolgte andere Ziele, und eine biographische Rekonstruktion der Vergangenheit an sich, mit der ganzen Ansprüchlichkeit einer runden Persönlichkeitsschilderung, schloß er darin nicht ein¹⁴.

Unter unseren Autoren hat sich zu dieser Konsequenz nur einer klar bekannt: František Kavka definiert in der Vorrede zu seinem zweibändigen Werk über Karls kaiserliche Politik eben gerade diese Abstinenz von der Biographie und die Beschränkung auf die politischen Fakten. Dabei sieht er guten Grund, auch nach den beiden ihm vorliegenden umfangreichen Biographien, nämlich meiner aus dem Jahr 1978 und der von Jiří Spěvák von 1979, eine solche Übersicht über das politische Werk des Kaisers zusammenzustellen. Er wendet sich gegen die Auffassung, nach 1355 hätte Karl den großen Aufriß seiner politischen Pläne bereits abgeschlossen und es folge nun nur mehr eine „Politik der kleinen Schritte“¹⁵. Das ist eine wichtige Einsicht in den persönlichen Entwicklungsgang Karls, wie ich sie auch in meiner Biographie noch ohne Kavkas Material geradeso vertreten habe. Kavka hat seine Arbeit am sorgfältigsten im Vergleich unserer fünf Titel dokumentiert. Jedem Kapitel folgen Anmerkungen in kurzer Form, und die gesamte benützte Literatur findet man am Schluß der Bände. Kavka hat dabei, zwar nicht vollständig, was eigentlich Computerarbeit wäre, aber doch mit großer Umsicht, auch die neueste Literatur benützt, auch Arbeiten junger Autoren neben den bekannten. So bezieht er sich auf die Studien zur luxemburgischen Territorialpolitik von Lenka Bobková oder auf die Münchner, vom Collegium Carolinum publizierte Magisterarbeit von Gerhard Losherr, beide aus der Mitte der achtziger Jahre. Auch andere neue Titel kann man bei ihm angesprochen finden, mit denen er diesen oder jenen Gesichtspunkt unterstreicht oder bestreitet. Kavka liefert eine ganz solid aufgebaute und weitgespannte Darstellung mit dem Fazit, daß von „kleinen Schritten“ in Karls Kaiserpolitik, also nach 1355, keine Rede sein kann; es gibt vielmehr einen neuen Aufbruch, gipfelnd in Karls nordostdeutscher Territorialpolitik, ebenso wie in seiner neuen Selbstdarstellung im zweiten Bauabschnitt auf dem Karlstein, wie ich hinzufügen möchte.

¹⁴ Von Ulrich Busse: Das Individuum in Rankes Papstgeschichte und in seinen Frühwerken (Diss. Hamburg 1933) ist das Problem getroffen. Dazu vgl. dort bes. S. 8 u. 71. Über Rankes „Römische Päpste“ urteilte Franz Schnabel 1934: „Ein Meisterwerk, weil hier die individuelle und die universale Geschichte am vollkommensten zusammenfallen.“ Generell hat sich zuletzt Hayden White mit den Arbeitsmethoden u. a. auch Rankes befaßt, wie oben Anm. 5.

¹⁵ Kavka: *Vláda Karla IV.*, Bd. 1, S. 9. Im Zusammenhang mit Kavkas Anliegen muß man auch die gleichzeitig erschienene gründliche Ergänzung des großen Regestenwerkes aus dem 19. Jahrhundert durch Ellen Widder zitieren: *Itinerar und Politik. Studien zur Reiseherrschaft Karls IV. südlich der Alpen*. Köln-Weimar 1993. Dazu meine Rezension in *Das Historisch-politische Buch* 1994.

Karl hatte seiner Dynastie ein Imperium hinterlassen. Daß es die politische Realität in den nächsten Jahrzehnten zerbrach oder die Pläne zu seiner Festigung und Verwirklichung nicht reifen ließ, dieses Schicksal teilt Karl mit den meisten Politikern. Wir denken ja offensichtlich oft nicht darüber nach, daß eine sogenannte politische Ära ihren Namenspatron kaum je überdauert – und warum das so ist! Kavka hat in diesem Sinn unterstrichen, was auch manche Arbeiten in den Jahren vor ihm bereits hervor gehoben haben, aber das in weiten Zusammenhängen, wenn man die gehörige Sensibilität dafür aufbringt. Den neueren Arbeiten hat er dabei nicht geradewegs widersprochen. Aber er hat seinen eigenen Akzent gewählt: Dem „Bohemo-Zentrismus“, wie ihn Spěváček entwickelte, hat er letzten Endes Karl als europäischen Dynasten entgegen gesetzt. Und gerade das ist ein Zusammenhang, um dessen Profilierung ich mich in meiner Biographie mit mentalitäts-, mit kunst-, mit politikgeschichtlichen Quellen weidlich bemüht habe. Es ist auch jener Zusammenhang, den die Nürnberger Ausstellung von 1978 aktualisierte, denn auch eine Ausstellung, zumal, wenn sie in allen Texten dokumentiert ist und in jedem Bilde festgehalten, darf man ja doch wohl als ein rechtschaffenes Medium der Vermittlung historischen Fachwissens gelegentlich zitieren¹⁶.

Kavkas hilfreiche Arbeit beruht freilich auf dem bekannten und edierten Material. Sachkenner schätzen im Zusammenhang mit einer notwendigen Neuauflage – vielleicht kommt dem zähen Gang dieser Regesten-Editionen im Jahrhundertsritt je ein flottes Computerprogramm zu Hilfe – die in Wirklichkeit noch vorhandenen und bisher nicht gedruckten Urkunden aus Karls Kanzlei noch einmal auf etwa die Hälfte des vorliegenden Materials. Für unsere Zeit gibt es keine bessere Grundlage. Doch allein schon für die Reisegewohnheiten des Kaisers ist Kavkas Zusammenstellung, das sei hervorgehoben, eine wichtige Korrektur im Rahmen der sogenannten Itinerarforschungen. Nur wenige der römischen Imperatoren im fernen nordalpinen Deutschland, „stets Mehrer des Reichs“ nach der verfehlten Ethymologie des Isidor von Sevilla, lassen ja doch auf ihrer unstillen Lebensbahn als Reiseherrscher die Verbindung zu ihren politischen Plänen so deutlich erkennen wie eben Karl. Auch das wird man fortan mit Hilfe von Kavkas Doppelband genauer nachzeichnen können.

Keine Frage aber, Kavka hat bewußt und konsequent keine Biographie verfaßt; doch er hat wesentliches zu einer politischen Epoche zusammengetragen, und es bleibt offen für künftige Biographen. Korrekturen am Bekannten bleiben auch jedem Leser von Kavkas zweibändiger Darstellung unbenommen; oder bleiben sie ihm aufgetragen? Eben gerade jene Unsicherheit, die Ranke prinzipiell vermied, ist mit seiner Abstinenz nicht aus der Welt geschafft. Aber gewiß ist die Wahl schwer zwischen

¹⁶ Zur dynastischen Politik als dem eigentlichen Selbstverständnis seines Handelns in meiner Karls-Biographie besonders die Kapitel 4–6. Im Aufbau der Ausstellung 1978 bildete die luxemburgische Herkunft nicht nur wegen der räumlichen Orientierung im mittelalterlichen Weltbild, sondern auch wegen ihrer Position im Selbstgefühl Karls und offenbar auch seiner Umgebung den ersten Schwerpunkt, vgl. Herzogenberg (wie Anm. 8). Dort auch die entsprechenden Erläuterungstexte. Eine ausführliche kunstgeschichtliche Würdigung der zeitgenössischen Darstellungen in dem von Anton Legner herausgegebenen Katalogwerk 1978/79. Zum Karlstein Kavka: Am Hofe Karls IV. und meine Interpretation in Barbara Schock-Werner (Hrsg.): Burg- und Schloßkapellen. Stuttgart 1955, 3–8.

der Einschätzung oftmals nach ihrer Originalität, nach Zufälligkeiten oder nach unbekanntem Faktoren relativierter Handlungen auf der einen Seite und einem Persönlichkeitsbild auf der anderen. Und: Was macht denn eigentlich eine Persönlichkeit aus?

V.

Eine solche Frage hat sich nun leider offensichtlich die letzte der drei neueren Karls-Biographien, eben die von Heinz Stooß, eigentlich gar nicht gestellt. Stooß wollte berichten über „Karl IV. und seine Zeit“ – und das ist wohl ein Allerweltstitel. Spätestens beim Fazit seiner Darstellung wurde ihm das auch selber klar: Da nennt er seine Arbeit vorläufig. Natürlich: „Denn wir sind alle nur Vorläufer, und nach uns wird kommen – nichts Nennenswertes!“ Aber mit dem Sarkasmus von Bert Brecht ist hier vielleicht doch nicht die ganze Lebensweisheit umschrieben. Stooß hatte sich und seine Schüler länger als ein Jahrzehnt mit dem Thema beschäftigt, daraus entstand eine ganze Serie von „Studien zu den Luxemburgern und ihrer Zeit“, verlegerisch betreut von Friedrich Bernward Fahlbusch, eine Leistung, für welche die Wissenschaft in mehrfacher Hinsicht Dank schuldet. Wer wird je eine vergleichbare Forschungsgruppe wieder aufbauen und zu Synthesen führen können?

Zurück zu Stooßs Biographie: sie muß sich natürlich in die Forschungslage einfügen, aber merkwürdigerweise sucht der Autor, die lange vor seiner Arbeit entstandenen Biographien nach ihrem biographischen Fazit, nach ihrem Persönlichkeitsbild erst einmal kritisch abzuwerten. Das ist zweifellos nicht der interessanteste Teil seiner Ausführungen. Denn wer wollte heute noch ernsthaft Karls Persönlichkeit an den Urteilen vom Ende des 19. Jahrhunderts messen? Stooß setzt sich bei dieser Gelegenheit nämlich nur mit der älteren, nach unserem Lesehorizont eigentlich mit der ältesten Literatur auseinander, und er verurteilt noch einmal Aussprüche von Jacob Burckhardt und Emil Werunsky, und auch im Handbuch von Gebhardt-Grundmann vermißt er die Berücksichtigung der „zutiefst legitimistischen und fast mystisch religiös fundierten Grundlagen von Karls Denken“. Das ist ein wenig enttäuschend angesichts eben gerade der vielen neueren Arbeiten und ehrlich gesagt, eben auch meines eigenen Versuchs, damals schon zwölf Jahre zurückliegend, just jene mystisch-religiösen Grundlagen von mehreren Seiten zu beleuchten und in einen solchen kongruenten Zusammenhang zu rücken, daß wir daraus ein Persönlichkeitsbild rekonstruieren können. Aber Stooß hat meine Biographie von 1978 merkwürdigerweise in seiner Umschau gar nicht angesprochen. Man hat den Eindruck, als habe er seine Urteile lange vorher gebildet und nun allzu spät publiziert.

Ich habe, um diese Kritik weiter zu spinnen, meine Darstellung seinerzeit mit fast 1000 Anmerkungen versehen. Heinz Stooß hat in seinem Buch auf Anmerkungen verzichtet. Da läßt sich dann tatsächlich nicht gut diskutieren. Denn es gibt gewisse Eigenheiten in unserem Handwerk, die man wohl durch keinen Modernismus ersetzen kann. Heinz Stooß ist dennoch gelegentlich unzufrieden mit mir, denn die Formel, Karl IV. sei „ein Kaiser in Europa“ gewesen, wirke allzu pauschal. Dieses Urteil teile ich natürlich, nur darf ich darauf hinweisen, daß es sich dabei nicht etwa um irgendeine Synthese im Text meiner Darstellung handelte, sondern um den Buchtitel. Der pflegt pauschal zu sein. So ganz unberechtigt war er wohl nicht. Denn Heinz

Stoob kommt schließlich in den letzten Zeilen seines Buches, wo man zu summieren pflegt, gerade diesem meinem Buchtitel ganz nahe: „Unter den spätmittelalterlichen Kaisern hatte er allein wirklich universalen, den ganzen Kulturkreis überspannenden Rang. Die Deutschen wie die Böhmen, die Burgunder wie die Niederländer, ja selbst die Franzosen und die Italiener haben ihn als den Ihren angesprochen ...“¹⁷ Stoobs Buch trägt den Titel: Kaiser Karl IV. und seine Zeit.

Man muß mit vorangegangenen Darstellungen gar nicht immer zufrieden sein, aber man muß sich wohl nach den Regeln der Zunft mit ihnen auseinandersetzen. Wenn Stoob zuguterletzt – es liegt mir nahe, auch hier wieder an meinen Buchtitel vom „europäischen Charakter“ der Herrschaft Karls zu erinnern – die Itinerare, die Reisewege Karls durch Europa zum Schlüssel für das Verständnis seiner politischen Persönlichkeit erhebt, dann scheint das gewiß sehr brauchbar, wenn das auch noch keine Biographie ausmacht. Die Sache zwingt mich aber, doch darauf hinzuweisen, daß geradewegs ein Itinerar in den gleichen vier Abschnitten, wie sie auch Stoob interpretiert und kartographisch darstellt, in der Nürnberger Ausstellung 1978 zu sehen war und daß Winfried Eberhard die zugehörige Interpretation 1978 in dem von mir herausgegebenen Sammelband über Karl IV. – Staatsmann und Mäzen geliefert hat¹⁸.

Viel leichter kann ich mich anfreunden mit dem zweiten Teil von Stoobs Buchtitel: „... und seine Zeit“. Den großen Abschnitt über „Das Reich in seinen Gliedern um 1350“ halte ich für lehrreich und weiterführend; die Perspektive etwa: „Einung und Gemeinde als Ordnungskräfte im 14. Jahrhundert“ verdient dabei wohl einen besonderen Akzent, nicht nur wegen ihrer aner kennenswerten Einsichten an sich, sondern auch im Hinblick auf dieses weittragende Strukturprinzip, das in ganz anderen Zusammenhängen Peter Blickle kürzlich unter das allgemeine Schlagwort vom „Komunalismus“ gefaßt hat. Auch das Kapitel über die „Jahre der Machthöhe bis 1368“ verdient aus seinen inneren Gesichtspunkten besondere Anerkennung, ebenso wie der Rezensent bedenkenlos das Kapitel über „Neue Kräfte in Europa und im Reich um 1370“ der allgemeinen Lektüre empfiehlt. Aber immer wieder fällt Stoob in die Bemühung zurück, Karl gegen eine längst überholte, politische Historiographie zu verteidigen, die das Anliegen seiner erfolgsorientierten Diplomatie überhaupt nicht begriff, die nicht verstand, daß Karl längst die Ohnmacht des Papsttums und die Vormacht der oberitalienischen Städte kalkuliert hatte, um die manch deutscher Historiker selbst im 20. Jahrhundert noch zu kämpfen entschlossen ist, und daß er stattdessen nach den Möglichkeiten seines Horizonts als ein geschickter Schachspieler agierte – sein Schachbrett muß nur erst einmal ordentlich aufgewiesen werden. Man hat hier den Eindruck, Stoob habe das alles bereits geschrieben, noch ehe 1978 meine Biographie erschienen war.

¹⁷ Stoob: Kaiser Karl IV., 406.

¹⁸ Eberhard, Winfried: Zum Itinerar Karls IV. In: Seibt, Ferdinand (Hrsg.): Staatsmann und Mäzen. München 1978, 101–107, mit vier Karten. Dazu auch Eberhard, Winfried: Ost und West: Schwerpunkte der Königsherrschaft bei Karl IV. In: Zeitschrift für historische Forschung 8 (1981) 13–24.

VI.

Es scheint mir freilich schlechthin unerträglich, sollten wir uns tatsächlich abgewöhnen, in offener und sachgerechter Diskussion unserer eigenen Fachliteratur zu arbeiten. Das ist nun aber leider auch der Fehler eines so zunftbewußten Autors wie Heinz Thomas in seiner Darstellung über Ludwig den Bayern. Die unsachliche Auseinandersetzung mit der Zunft schlägt schon durch im sogenannten Waschzettel des Buches auf dem Schutzumschlag. Die mag aber der Verlag verfaßt haben; das Vorwort stammt zweifellos vom Autor selbst, und hier schickt er sich an, den in der Historiographie ja tatsächlich seit Jahrzehnten umstrittenen Kaiser Ludwig (1316–1347) gegen namentlich nicht genannte neuere Vorwürfe der Karls-Forschung zu verteidigen. Solche Vorwürfe sind mir bisher unbekannt. Heinz Thomas selbst hat meine Biographie seinerzeit in den Blättern für Deutsche Landesgeschichte sehr freundlich rezensiert, die Biographie von Jiří Spěváček wird er nicht gemeint haben, und die Stoobs geht in den entscheidenden Passagen ganz andere Wege. Nun muß man lesen: „Einen Kult des Bayern hat es nie gegeben, selbst nicht zu seinen Lebzeiten. In Ludwigs Hauptresidenz München gibt es heute zwar ein nach Karl IV. benanntes Collegium Carolinum, niemand hat aber bisher daran gedacht, irgendeine wissenschaftliche Institution nach Ludwig dem Bayern zu benennen ...“¹⁹. Wie soll man das deuten? Unter den Mängelrügen, die manchmal unser Münchner Institut erreichen, wäre ein besonderer Karlskult jedenfalls neu. Und weiter: „Da [Ludwig] keine Universität gegründet und keine Autobiographie geschrieben hat, wurde die Zeit des Konflikts zwischen ihm und Karl, die bereits 1339 einsetzte, mehr oder weniger nach den von Karl vorgegebenen Urteilsmustern geschrieben ... Selbst einigermaßen reflektierte Historiker geraten bei Studien zu diesem Kaiser nicht selten geradezu in Verzückung und betreiben einen Heroenkult beamtenhaften Zuschnitts, der hin und wieder geradezu in Geschichtsklitterung endet.“ Man darf fragen, ob solche Urteile eigentlich noch dem Niveau unserer Zunft entsprechen – den Methoden zweifellos nicht, denn auch hier fehlen Angaben zu Quellen und Literatur.

Vielleicht war ja auch alles nicht so gemeint. Heinz Thomas hat einen meisterlichen Vorrat an Anekdoten und *on dits*, und wenn er seine Schatztruhen öffnet, läßt sich die zeitgenössische Chronistik rekonstruieren. Allerdings mit aller Unbeholfenheit, Typologie und Voreingenommenheit eben derselben Zeit, die der Autor den Lesern stillschweigend zur Kritik anbietet, anstatt sie selber gehörig zu analysieren. So ist es denn auch gar kein Wunder, daß auf solche Art keine Biographie entstand; daß man sogar wichtigen Fragen um Ludwigs Leben nur am Rande begegnet, wie etwa seiner Einstellung zu jener kleinen Gelehrtenversammlung, über deren Münchner Exil er seine schützende Hand hielt. Karl Bosl hat hier einst in einer bekannten Abhandlung von einer „Münchner Akademie“ gesprochen. Aber Karl Bosl fehlt doch tatsächlich bei Thomas im Literaturverzeichnis! Auch Friedrich Bock figuriert da nur am Rande, jener Autor der letzten Generation, der sich im Lauf seiner Lebensarbeit bekanntlich sehr nahe an eine Biographie Ludwig des Bayern herangearbeitet hatte. Spindlers Handbuch der Bayerischen Geschichte ist dort zwar zu finden, aber vergeblich sucht

¹⁹ Thomas: Ludwig der Bayer 9. Auch hier bleibt Thomas Beweise schuldig.

man nach dem besonderen Beitrag darin über Kaiser Ludwig²⁰. Zwar wird man dem Autor danken, weil er den erst vor gut zwanzig Jahren edierten „Lohengrin“ aus den Zeiten Ludwigs, als Hofdichtung auf seine Gemahlin bezogen, ins Gespräch brachte und damit ein bißchen weiter griff in die Hofkultur als seine Vorgänger; weil er die Ettaler Gründung nicht ignorierte und weil er eindringlich die Münchner Kanzlei mit ihren deutschen Urkunden besprach – übrigens zu Unrecht gegen die angeblich noch immer gepflegte einseitige Hochschätzung von Karls Kanzlei agitierend, deren Bedeutung für die Entwicklung unserer Hochsprache die Germanisten zugunsten anderer Quellen in Wirklichkeit längst zurückgestellt haben.

Die Ludwig-Biographie von Thomas ergibt jedenfalls kein Porträt – und durch das aktuelle Forschungsgespräch führt sie ebensowenig wie das Buch von Stoob. Das zeigt sich dann auch buchstäblich auf den letzten Seiten, wo sich Thomas mit einem munteren, aber eben doch vieldeutigen Stereotyp aus der Quellsprache um „Ludwigs Persönlichkeit und eine Bilanz seiner Politik“ bemüht. Und am Ende wünscht man sich gar einen der mehrfach beschimpften „Panegyriker Karls IV.“ an den Schreibtisch von Heinz Thomas, um an der Stelle des Stereotyps vom „Bayern“ etwas deutlicher den vielfach entscheidungsschwachen, seiner selbst nicht sicheren, sprunghaften und von guten wie von unfähigen, von überspannten wie klarsichtigen Ratgebern immer wieder in unterschiedliche Richtungen gedrängten Ludwig doch wenigstens ein bißchen faßbarer vor sich zu haben!

VII.

Was verhilft nun aber zu einem solchen Bild – selbst noch in der panegyrischen Hyperbel? Was schafft aus dem Haufen von Informationen ein Porträt? Was bewahrt dabei den Autor vor allen falschen und schiefen Urteilen, vor falschem Lob ebenso wie vor dem billigen Tadel des rückblickenden Besserwissers?

Da steht also der Versuch zur Debatte, eine Persönlichkeit zu rekonstruieren, und das möglichst nicht nur aus ihren politischen Unternehmungen, wo man billigerweise noch am ehesten Rankes Prinzipien folgen kann, sondern aus dem ganzen Umkreis eines Menschenlebens, so weit es sich nur irgendwie greifen läßt. Deshalb ist allein schon die Quellenbasis für manche Biographie allzu dürftig und die Ausflucht in Untertitel verständlich, verräterisch, wie sie nun einmal sind. Der Biograph jedenfalls, im rechten Sinn, soll nicht allein versuchen, einen Lebensweg zu rekonstruieren, nicht nur eine biographische Chronologie. Das sind zwar die unentbehrlichen Hilfsmittel auch für eine jede Biographie, und niemand sei gering geschätzt, der sich sein Leben lang rechtschaffen um Daten und Fakten bemüht. Zur Rekonstruktion einer Persönlichkeit sind sie gewiß wichtig; aber nicht hinlänglich.

Es geht bei einer Biographie doch im extremsten Ausmaß darum, sich der Grundlage aller historischen Arbeit zu erinnern, die vor mehr als hundert Jahren Ernst Bernheim skizzierte: Seine „historische Methode“ hat heute noch ihre Gültigkeit, und

²⁰ Spindler, Max (Hrsg.): Handbuch der Bayerischen Geschichte. Bd. 2. München 1966.

ohne sie wäre im Gegenteil alle Historiographie um ihren Kern gebracht²¹. Man muß nämlich davon ausgehen, daß der kleine Lichtkreis unseres Wissens am Ende einer durch Jahrhunderttausende dunklen menschlichen Entwicklungsgeschichte uns ein Produkt offeriert, mit dem unsere geistige Konstitution noch immer identisch ist, so wie unsere physische auch. Nur auf dieser Grundlage läßt sich alle Geschichtswissenschaft betreiben, ob sie nun ein Individuum oder ein Kollektiv zum Objekt hat.

Natürlich schieben wir, inzwischen längst gewitzigt in den hundert Jahren seit Bernheim, bestimmte Wandlungen und Varianten ein, Mentalitäten nach einem neuen Begriff, typologisch, chronologisch gehörig gefiltert, und wenn wir auch nicht mehr an den „Menschen des Mittelalters“ glauben, dem man in den Zwanziger Jahren zu einigen Buchtiteln verhalf, zuletzt noch einmal 1983, so gibt es doch andere differenzierende Fluchtpunkte, um auf der gemeinsamen Basis Mentalitätshorizonte abzustecken und vor wie zwischen ihnen auch Individualitäten zu ihrem Recht zu bringen.

Die ständige Arbeit um Rekonstruktion auf dieser Basis wird einem Biographen im Fortschritt seiner Arbeit ein Persönlichkeitsbild vermitteln, das sich weiter oder enger abstecken läßt; das er mit geringerer oder mit größerer Sicherheit zu treffen vermeint. Da geht es um den Zusammenhalt aller Konsequenzen in Handlungen, Urteilen und Impressionen, die sich bei seinem Objekt zeigen und fassen lassen, und dabei sind natürlich auch die Inkonsequenzen eingeschlossen. Und wer nur je versteht, sich in ein solches Gefüge hinein zu denken, der sollte die Aufgabe einer Biographie auf sich nehmen. Ein anderer nicht.

Weit entfernt von einer solchen Unternehmung sind einseitige Wertungen. Damit wäre eben das biographische Anliegen überhaupt verkannt. Hier ginge es nämlich um das Urteil über Handlungsabläufe, es ginge um Rankes Problem, aber nicht um die Aufgabe, aus vielen Einzelheiten in einem bestimmten Kreis alles auf ein reagierendes, fühlendes, seinen Sehnsüchten folgendes, nach seinem Realitätsvermögen handelndes Etwas zurück zu führen – eben auf ein Subjekt.

Ich bin nicht sicher, ob das allen genannten Autoren bei ihren Recherchen deutlich war. Ich fürchte sogar, daß Autoren, denen noch nicht einmal das Anliegen einer Biographie vor Augen ist, auch diese kritische Umschreibung nicht verstehen, noch weniger auch das völlig anders ausgelegte biographische Anliegen, das man verfehlen kann oder treffen. Man verfehlt dieses Anliegen übrigens nicht unbedingt mit Panegyrik. Panegyrik ließe sich aus ruhiger Einschätzung der Dinge kritisch zurechtrücken wie eine Karikatur zugunsten eines Porträts.

Die vielen kleinen und großen individuellen Impulse rühren natürlich aus einem bestimmten Zeithorizont. Er muß erfaßt werden, zu allererst, und er kann womöglich weit besser gelingen als die Schlüsse daraus, so wie etwa nach meinem Dafürhalten die synchronistischen Schnitte in der Karlsbiographie von Heinz Stoob am besten geraten sind. Das Anliegen, eine Persönlichkeit zu erfassen, wird immer wieder eine solche synchronistische Arbeit erfordern, ehe man, sozusagen, diachronisch einem Lebensweg folgt. Denn da bleibt für einen solchen Weg auch noch die schwierige Aufgabe, einen Entwicklungsgang nicht nur als Abfolge möglicher Konsequenz oder deutlicher

²¹ Bernheim, Ernst: *Die Grundlagen der historischen Methode*. Berlin 1888.

Veränderungen zu skizzieren, sondern eine solche Abfolge auch noch einzufügen in die biologischen Gegebenheiten. Eine rechte Biographie sollte vom jungen über den reifen zum alten Menschen zu führen imstande sein, nach ihren Auskunftsöglichkeiten ebenso wie nach dem Urteilsvermögen des Autors.

Da ist also auch durchaus die Rede von Faktoren, die weit über den Horizont der sogenannten historischen Grundlagenforschung reichen; die man deshalb auch nur dem fachlich wie menschlich reifen Urteilsvermögen anheim stellen kann, mit allen Kautelen, aber doch immer wieder mit der Sicherheit eines gewissen Einfühlungsvermögens, auf das sich die ärztliche Wissenschaft an der Peripherie ihrer Grundlagen ebenso beruft wie die Psychologie; auf das alle Wissenschaft vom Menschen berechtigterweise zurückgreifen darf, freilich in sicherer Hand. Das wird man schlecht demonstrieren können. Es sollte sich auch niemand darauf berufen, aber man darf als Leser oder als Hörer das Treffende solcher Urteile getrost bezeugen – oder man darf es vermissen. Das mag einer schmalen Brücke zwischen Autor und Leser überlassen bleiben, und entsprechende gedankliche Begegnungen finden wohl auch oft genug statt.

Aber lassen wir die diffizileren Geheimnisse einer wirklich ansprechenden Biographie beiseite: Es fehlt schon an der gröberen Voraussetzung, an der einfachen Erarbeitung gewisser Grundsätze einer Persönlichkeit, wie wir sie einer jeden unserer intensiveren Bekanntschaften ebenso entnehmen: Daß da ein mutiger Mensch auch zum Risiko bereit ist und dort ein timider; daß jemand im Laufe seiner Jahre gelernt hat, dem Herkömmlichen zu vertrauen, und dort ein anderer immer wieder auf der Suche nach Neuerungen ist; daß hier ein Einfallsreicher auf seinem Lebensweg ist und dort ein nun wirklich beschränkter Mensch nichts anzufangen weiß mit den Lebensumständen, in die er geraten ist, und sich auf Freunde und gute Ratschläge verläßt, wenn er welche findet, oder auch nicht einmal dazu das gehörige Urteilsvermögen besitzt; daß da einer immer wieder seinem Schicksal vertraut, seinem gutem Geist, seiner Auserwählung; und dort einer kaum imstande ist, die ihm zugefallene Position für sich selbst und die ihm Anvertrauten zu nützen; daß da einer den Horizont seines Daseins nur im Greifbaren sucht und dort ein anderer auch noch in transzendenten Orientierungen.

Ich will alle die Positionen nicht aufzählen, die man suchen, ertragen und kennzeichnen kann, wenn man es mit Monarchen im 14. Jahrhundert zu tun hat; bei den demokratischen Politikern unserer Zeit suchte man natürlich nach anderen Qualitäten. Ich will mich auch nicht in Experimente zwischen Psychologie und Geschichte drängen, zu denen fast allen mir bekannten Autoren die psychologische Sachkenntnis fehlte und allen mir bekannten Psychologen die Faktenbasis. Wir sind, so weit uns unsere Auskunftsöglichkeiten ausgestattet haben, auf eine intelligente Begegnung mit historischen Persönlichkeiten angewiesen, wie sie uns die Gegenwart auf der Grundlage von Lektüre und Zeugenbefragung, von Tatsacheneinschätzung und Einfühlungsvermögen vermitteln kann. Dem Historiker fehlt der persönliche Eindruck, und nur ab und zu, etwa seit Karl IV. oder seit Sigismund, kann uns wenigstens die künstlerische Überlieferung aushelfen. Aber alles das ist eben zu gestalten – oder aber man stellt, mit jener dankenswerten Konsequenz wie František Kavka, die reflektierten politischen Handlungen zusammen, auf der uns möglichen, auf der erreichbaren Quellenbasis, und schreibt danach gerade keine Biographie.

VIII.

Also, um es zusammen zu fassen: im Rahmen ihrer Titel bleiben die drei versprochenen Kaiserporträts leer. Weder Karl IV. im Bilde von Heinz Stooß gewinnt Gestalt, wobei sich eben dieser Autor billigerweise hätte mit den bereits vorhandenen neuen Versuchen auseinandersetzen müssen; noch entwirft Heinz Thomas ein Bild von „dem Bayern“, den er mit diesem Begriff eher in volkstümliche Mißdeutungen verweist. Ja er ist nicht einmal imstande, uns kurz und klar, und nicht nur bei allen möglichen Gelegenheiten, die Fähigkeiten und die Fehler seines Objekts zusammen zu stellen. Daß er ein wackerer Haudegen war, aber kein Feldherr, weil ihm einfach der Überblick fehlte, das wußte man schon früher. Daß Ludwig den Feldherrenhügel buchstäblich nicht einmal suchte, wie uns Thomas in einer Anekdote zur Schlacht von Mühldorf 1522 wissen läßt, das hätte sich zum Lebensprinzip erheben lassen. Denn die lebenslange Auseinandersetzung mit der Kurie scheint sich auf der gleichen Ebene abgespielt zu haben. Aber dazu erfährt man nur gelegentlich das Selbstzitat vom ungelehrten Ritter, der den Theologenstreit nicht verstünde – wieviel Nachsicht und Freundlichkeit hätte man nach diesem Zitat den Umständen zudenken müssen, unter denen ein allenfalls durchschnittlich Begabter mit den Aufgaben des Kaisertums nicht zurecht kam!

Am schlimmsten erging es dann schließlich dem Kaiser und König Sigismund (1387–1437) in den Händen von Walter Baum. Gewiß werden alle Rezensenten hervorheben, daß Baum wagte, was ein deutscher Historiker seit 150 Jahren überhaupt nie mehr auf sich nahm; denn so lange gibt es keine deutsche Sigismund-Biographie mehr. Es gibt aber auch keine französische oder tschechische, und das Buch über Sigismunds ungarisches Königtum von 1987 beklagt eine ähnliche Ignoranz in der eigenen Sprache²². Der hochgebildete Mályusz hat Sigismund aber auch seinerseits nur als ungarischen König behandelt. Sabine Wefers ist kürzlich immerhin seinem „politischen System“ nachgegangen²³. Vielleicht ist für das Buch von Walter Baum, in dem auch allein schon der Tatsachenbericht kaum attraktiver geraten ist, deswegen besondere Nachsicht am Platze. Ein Persönlichkeitsbild hat der Autor jedenfalls nicht geschaffen. Seine Faktographie ist miserabel zusammengestellt, und alles das kontrastiert mit den vollmundigen Aussagen über „den vielleicht bedeutendsten Herrscher des Spätmittelalters“²⁴.

Sind wir damit schon wieder bei der fatalen Auseinandersetzung mit der Panegyrik angekommen? Ich denke, die Dinge lassen sich viel nüchterner betrachten. In jener

²² Mályusz, Elemér: Kaiser Sigismund in Ungarn 1376–1437. Dt. Budapest 1990.

²³ Wefers, Sabine: Das politische System Kaiser Sigismunds. Köln-Weimar 1989.

²⁴ Ich bedaure, daß es nicht möglich war, so etwas wie einen Fragenkatalog für die biographische Forschung den bisherigen Arbeiten zu entnehmen und für künftige zusammenzustellen. Vergleichende Gesichtspunkte sind der Lektüre nur schwer zu entnehmen, wiewohl eine ruhige Abwägung unserer Quellen doch unmißverständlich zeigt, daß gerade die herausragenden Persönlichkeiten jeder Epoche noch am ehesten im direkten und indirekten Echo zeitgenössischer Quellen auch für besondere Fragestellungen nach dem positiven, dem inneren und dem äußeren Dialog um das Individuum zu erfassen wären. Muß man diese einfache Erwägung erst mit einem Schlagwort stilisieren, um sie eingängig zu machen?

Zeit, die Hermann Heimpel einmal mit der „schlechtesten Note für das 15. Jahrhundert“ zu kennzeichnen suchte. Mit seiner lapidaren Ironie, die natürlich auch den Historikern galt und nicht nur der Historie, sehen wir die monarchische Herrschaft in ganz Europa in Schwierigkeiten. Das ist die Zeit, in der man in England, in Frankreich, in Skandinavien, in Böhmen und eben in Deutschland und Ungarn ganz allgemein seine Könige verjagte, bedrohte, einsperrte oder gar hinrichtete. Das war zuvor in der mittelalterlichen Christenheit selten und danach, als sich die Monarchie gegenüber Fürsten und Städten, auch gegenüber dem Gemeindeprinzip und mit Hilfe der adaptierten Kirchenherrschaft im konfessionellen Zeitalter wieder fest im Sattel wußte, da war dergleichen noch weniger üblich und erforderte jedes Mal eine regelrechte Revolution. In jener spätmittelalterlichen Krisenzeit des 14. und 15. Jahrhunderts galt es, das allgemein ramponierte Bild der Monarchie mit neuen Mythen aufzubauen, in Konkurrenz zur Kirche, aber nicht ohne sie, wie Ludwigs römische Krönung, Karls Reliquienkult, Sigismunds Zelebrität als Sonnenkönig und schließlich noch Maximilians Triumphgebaren zeigen. Hier setzen die persönlichen Umstände ein; hier zeichnet sich auch der erste Umriß ganz unterschiedlicher Persönlichkeiten ab. Und auf diesem Hintergrund war eben der eine ein unermüdlicher und kluger, aber auch ein erfolgreicher Diplomat, der mit den Mitteln und Möglichkeiten der Kaiserkrone zu wirtschaften wußte; andere versuchten sich in allem, mit voreiligen Zusagen und gebrochenen Versprechungen, mit viel gutem Willen und wenig Konzeptionen, und bei allem Für und Wider im einzelnen schließlich auch ohne jene „fortune“, eine Vokabel, mit der wir seit seit Machiavelli ein irrationales Moment im politischen Urteil behalten haben. Ihre Biographien sollten alles das einschließen.

Wenn wir schließlich jene sieben insgesamt recht lange Regierenden von Ludwig dem Bayern bis Karl V. einmal als eine Regentengruppe vor uns stellen, von 1316 also bis 1556²⁵, dann läßt sich auch eine epochales Fazit ziehen. Man kann von einer kritischen Phase des Kaisertums sprechen, trotz langlebiger Herrscher, wegen langlebiger Probleme: Die lange über das große Schisma noch andauernde Krise des Papsttums und eine halbherzige Reichsreform, die aggressive Fürsten- und Städteopposition, der unerhörte Aufstieg von Mittel- und Unterschichten in die zeitgenössische „Öffentlichkeit“ und dazu die schwindende kirchliche Führungskraft für die ganze Gesellschaft, unabhängig vom Papsttum, begleiteten die römisch-deutschen Herrscher durch die „Krise des Spätmittelalters“ – und nicht sie, nicht jene Sieben, sondern die Päpste, die Fürsten, die Reformatoren fanden schließlich den Ausweg aus dieser Krise. Am Ende hatte die Restauration der Monarchie dem Kaisertum nur mehr einen Ehrenplatz im politischen Europa vorbehalten – der hielt sich dann freilich beinahe bis zum Untergang des monarchischen Denkens. Im konfessionell geprägten Absolutismus war aber in Wirklichkeit kein Platz mehr für universale Mächte.

Hier also erst, nach Karl V., könnte man das „Spätmittelalter“ enden lassen. Und man könnte die Regierungszeit jener sieben Kaiser, den letzten, die noch päpstlich gekrönt wurden und zugleich auch ein Stück Christenheit verkörperten, die das archaische Heil in ihrer Krone trugen und eine archaische Utopie in ihrem Zere-

²⁵ Entsprechende Perspektiven habe ich in meiner Biographie Karls V., 2. Aufl. Berlin 1992, zu entwickeln versucht.

monieell erahnen lassen, für die letzte Gruppe der „alten Kaiser“ ansehen. Man könnte diese Zeit für einen besonderen Abschnitt europäischer Geschichte gelten lassen und darin den Schlüssel suchen für alle sieben Biographien, nicht nur wegen ihrer Politik, sondern auch wegen der Ansichten von Gott, von der Welt und von ihrer Aufgabe darin aller dieser sieben Kaiser. Das wäre dann noch ein Stück, ein letztes, christlich-lateinischer Universalgeschichte, ehe die Konfessionen und die Nationen im absolutistischen Interesse und unter monarchischem Regiment tatsächlich endgültig den nationalen Rahmen für die europäische Geschichte prägten und den ständisch-parlamentarischen Weg dazu fanden. Wäre das nicht eine wichtige Aussage für ein europäisches Geschichtsbild?

FRAUEN, JUDEN UND DEUTSCHE:
AUSSENSEITER IM ALTTSSCHECHISCHEN
UNGUENTARIUS*

Von Alfred Thomas

Schon seit langem beschäftigt die Forschung das als *Unguentarius* oder *Mastičkář* (*Salbenkrämer*) bekannte alttschechische Theaterstück von ca. 1340, welches die Salbenkrämerepisode aus dem Osterzyklus der Mysterienspiele darstellt, auf Grund seines obszönen, sexuellen und fäkalen Inhalts. Jarmila F. Veltruskys *A Sacred Farce from Medieval Bohemia* (1985) bietet bis heute die ausführlichste und detaillierteste Studie der zwei einzigen vorhandenen Fragmente des Stückes (der Museums- und Schlägel-Manuskripte). Sie führt aus, daß die zwei Fragmente zum *risus paschalis* gehörten, jenem mitteleuropäischen Osterfest, das die Auferstehung im Sinne von karnevalistischem Lachen feierte¹. Veltrusky zeigt überzeugend, daß sich die geistlichen und possenhaften Elemente des *Unguentarius* nicht, wie bisher angenommen, gegenseitig ausschließen, sondern wesentliche Aspekte des christlichen Gottesdienstes bilden. Ihre Studie schließt mit der Feststellung, daß die Posse „anzudeuten scheint, daß ihr Spott breit angelegt war und, ganz im Sinne von echtem Karneval, darauf abzielte, die Gesellschaft, an die sie gerichtet war, als Ganzes zu verhöhnen“².

Veltrusky übersieht dabei, daß die Obszönität des Stückes dazu dient, deutlich die Spaltung der Mehrheit der tschechischsprechenden Patrizier und Bauern gegenüber der Minderheit der Frauen, Juden und Deutschen aufrechtzuerhalten. Vielmehr deutet eine gründliche Untersuchung der Handlungsträger (*dramatis personae*) und ihrer gesellschaftlichen Beziehungen darauf hin, daß sich der obszöne Humor des Stückes nicht gegen die Gesellschaft als Ganzes richtet, sondern gegen *spezifische* Gruppen, die sich nach ethnischen, religiösen und geschlechtlichen Kriterien unterscheiden lassen: Frauen (die Frau des Salbenkrämers, Frauen im Publikum und sogar die Drei Marien), Juden (Abraham und sein Sohn Izák; der anarchische Assistent Rubín) und Deutsche (der Salbenkrämer Severín und seine Frau). Das Fehlen jeglichen Hinweises auf den tschechischsprechenden Adel und die Bauern läßt vermuten, daß exakt diese Klassen das Gros des Publikums des Stückes ausmachten. Natürlich gibt es Hinweise

* Eine stark gekürzte Fassung dieses Vortrags wurde auf der Konferenz „Obscenity, Social Control and Artistic Creation in the European Middle Ages“ vom 13. bis 15. Mai 1995 an der Harvard University gegeben. Für wertvolle Hilfe bei der Vorbereitung dieser Arbeit sei herzlich gedankt Herrn Professor Dr. Michael S. Flier (Harvard University) und Frau Annette Pein (Harvard University), die die Übersetzung erstellte.

¹ Veltrusky, Jarmila F.: *A Sacred Farce from Medieval Bohemia*. *Mastičkář*. Michigan Studies in the Humanities, 6. Ann Arbor 1985. Für ihre den tschechisch-lateinischen Text siehe 332–376.

² Veltrusky: *Farce* 328–329.

auf die Obszönität von Mönchen, die allerdings schablonenhaft sind und in jedem Fall mit Frauen verbunden sind: ein Mönch, der auf einer Nonne sitzt, Tante Vavřena, die in einer Scheune mit einem Mönch eingeschlossen ist, und Havlice, die Verführerin aller Prager Mönche.

Im mittelalterlichen Böhmen wurden Frauen, Juden und Deutsche (welche die zahlreichste ethnische Minderheit stellten) mit Wollust, Heimtücke und dem Bösen gleichgesetzt. Ironischerweise war die Herrschaft des Heiligen Römischen Kaisers und Königs von Böhmen, Karls IV. (von 1346 bis 1378), für die Juden in seinem Reich eine Zeit des friedlichen Wohlstandes. Als der Kaiser die Neue Stadt in Prag gründete, erlaubte er den Juden, sich dort mit ihren Familien niederzulassen. Der Zivilcode *Maiestas Carolina* von 1355 (der später zurückgenommen wurde) erlaubte Juden sogar, Dörfer als Lehen zu besitzen, für die sie Steuern an die königliche Schatzkammer entrichteten³. Stets waren die Juden jedoch dem sozialen und ökonomischen Groll der restlichen Bevölkerung ausgesetzt⁴. Bereits 1338 wurden einige Juden angeklagt, weil sie angeblich eine Hostie mißbraucht hätten (eine übliche Beschuldigung), wofür eine große Anzahl ihrer Glaubensgenossen umgehend ermordet wurde⁵. Im Jahr 1385, während der Herrschaft Wenzels IV., tauchten erneut antisemitische Gefühle auf. Juden wurden nachts verhaftet, ins Gefängnis geworfen und ihr Vermögen auf Anweisung des Königs versiegelt⁶. Während König Wenzels Abwesenheit von Prag brach 1389 ein Pogrom aus, das dadurch provoziert wurde, daß ein paar Juden angeblich Steine nach einem Priester geworfen hatten, als er das Sakrament zu einem Kranken trug. Die aufgebrachte Menge fiel über das jüdische Wohnviertel her, setzte Häuser in Brand und ermordete jeden, der zu fliehen versuchte⁷.

Deutsche, die reichste und einflußreichste Minderheit in den böhmischen Ländern, waren besonders unbeliebt. Von den tschechischen Königen im 12. Jahrhundert erst als Bauern und dann als begehrte Bergleute nach Böhmen geholt, um die reichen Kupfer-, Silber- und Goldminen des Landes zu fördern, kam ihnen die wirtschaftliche und rechtliche Protektion des Hofes zugute, ja sogar das Prestige, Hofdichter in Prag zu sein⁸. Es muß wohl nicht hervorgehoben werden, daß der Status der Deutschen als privilegierte Außenseiter den Zorn des einheimischen tschechischen Adels erregte, der sich durch den Einfluß dieser relativen Neulinge auf den König bedroht fühlte. Den lateinischen Gesängen zufolge, die Prager Studenten im 14. Jahrhundert verfaßten,

³ Vilímková, Milada: The Prague Ghetto. Praha 1990, 18. Siehe auch *Maiestas Carolina*. Der Kodifikationsentwurf Karls IV. für das Königreich Böhmen von 1355. Hrsg. v. Bernd-Ulrich Hergemöller. München 1995, 216–217.

⁴ Bondy, Gottlieb/Dworsky, Franz: Zur Geschichte der Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien von 906 bis 1620. Prag 1906, Bd. 1, 7–8. Siehe auch Graus, František: Pest-Geissler-Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. Göttingen 1987.

⁵ Bondy: Juden 51.

⁶ Eběnda 80–81.

⁷ Eběnda 82–84.

⁸ Rádł, Emanuel: Válka Čechů s Němci [Der Krieg der Tschechen mit den Deutschen]. Praha 1928. Siehe auch Behr, Hans-Joachim: Literatur als Machtlegitimation. Studien zur Funktion der deutschsprachigen Dichtung am böhmischen Königshof im 13. Jahrhundert. München 1989.

stammten die Deutschen aus dem After des Pontius Pilatus⁹. Und wie wir gleich sehen werden, war dieselbe Körperöffnung mit ihren Assoziationen von Schmutz, Tod und Höllenfeuer im mittelalterlichen Denken praktisch auch gleichbedeutend mit Frauen und Juden.

Miri Rubin argumentiert in ihrem Beitrag über den spätmittelalterlichen Kult des heiligen Abendmahls, daß es möglich ist, seit dem späten 12. Jahrhundert die Schaffung eines systematischen und notwendigen Kontrastes festzustellen, gegenüber dem sich zunehmend eine Norm abzeichnete¹⁰. In Böhmen verlief diese Verunglimpfung der Außenseiter in Form von Frauen, Juden und Deutschen parallel mit der Entwicklung einer positiven tschechischen ethnischen Identität. Ihr Beginn datiert vom Ende des 13. Jahrhunderts mit dem Aufstieg einer tschechischen Literatur in der Volkssprache, die sich ihrer politischen und ideologischen Rollen als Sprachrohr des einheimischen niederen Adels und des Klerus bewußt ist. In einem dieser Werke, dem apokryphischen Fragment *Legende von Judas*, befindet sich ein Passus (vielleicht eine spätere Einschlebung), in dem die Deutschen mit dem gleichnamigen Verräter von Jesus gleichgesetzt werden. Sie werden als der „heimtückische Stamm“ (*proradné plémě*) bezeichnet, der für die Ermordung des letzten Přemysliden-Königs, Wenzels III., am 4. August 1306 verantwortlich sei; ein biblischer Topos analog zu dem der Juden als den angeblichen Mördern von Jesus¹¹. Die Identifizierung von Juden mit Deutschen ist besonders wichtig im Zusammenhang mit dem spätmittelalterlichen Böhmen, denn als königliche Protégés waren beide Minderheiten mit den tschechischen Königen in deren Klassenkampf gegen den Adel vereint.

Tschechischer Fremdenhaß, Frauenfeindlichkeit und Antisemitismus sind fest verbunden in der *Dalimil-Chronik* (ca. 1308–1311), der ersten Geschichte der Tschechen, von einem anonymen Vertreter des niederen Adels auf Tschechisch geschrieben. Die Seiten dieser Schmähchrift handeln von gezierten Italienern, heimtückischen Deutschen, geldgierigen Juden und, am bemerkenswertesten, männerjagenden tschechischen Amazonen. Die kurze anarchische Herrschaft der letzteren soll dem Beginn des patriarchalischen Zeitalters vorausgegangen sein. Der Ausschluß von Außenseitern, wie er sich in dem obszönen Humor des *Unguentarius* manifestiert, muß also in diesem größeren ideologischen Zusammenhang gesehen werden.

Der altschechische Unguentarius (Mastičkář)

In dem *Unguentarius* brandmarkt Rubin die Frauen im Publikum entweder als Prostituierte oder als alte Weiber im Bund mit dem Teufel. Er verhöhnt sogar die Drei Marien, die erscheinen, um Salben für den Leichnam Christi zu kaufen, indem er ihre

⁹ Jakobson, Roman: *Moudrost starých Čechů. Odvěké základy národního odboje* [Die Weisheit der alten Tschechen: die uralten Grundlagen des nationalen Widerstands]. New York 1943, 118–119.

¹⁰ Rubin, Miri: *The Eucharist and the Construction of Medieval Identities*. In: *Culture and History 1350–1600: Essays on English Communities, Identities and Writing*. Hrsg. v. David Aers. Detroit 1992, 43–64 (57).

¹¹ Thomas, Alfred: *Czech-German Relations as Reflected in Old Czech Literature*. In: *Medieval Frontier Societies*. Hrsg. v. Robert Bartlett und Angus Mackay. Oxford 1992, 199–216 (201–202).

Trauergebärden als ein Zeichen der Ermüdung durch unersättliche sexuelle Aktivität auslegt. Als die Drei Marien danach die Salben kaufen, redet sie die Frau des deutschen Salbenkrämers als „junge Huren“ an, die ihren Mann betrogen hätten. Wenn aber die Drei Marien ihre lateinischen und tschechischen Klagelieder singen, sind sie von frauenfeindlichen Gemeinplätzen ausgenommen und nehmen einen unantastbaren Platz außerhalb der obszönen Parameter der Posse ein. In solchen Momenten ist ihr sozialer Status aufgehoben, weil sie dann nicht als Frauen sprechen, sondern als übergeschlechtlicher Chor den Tod des Erlösers beweinen.

Ebenso wie spätmittelalterliche Frauen mit sexuellem Heißhunger gleichgesetzt wurden, wurden sie auch der Schwatzhaftigkeit bezichtigt. Im Mittelalter wurden vor allem alte Frauen immer wieder als unverantwortliche Schwätzerinnen dargestellt. Vielleicht war das der Grund, weshalb sie auch mit einer anderen Art von Geräusch in Verbindung gebracht wurden – furzen. Wie Jan Ziolkowski ausgeführt hat, stammt diese Assoziation von der Polysemie des lateinischen Anus in der Bedeutung „Anus“ und „altes Weib, Hexe“ ab, die in den mittelalterlichen Schulen als Reim zur Gedächtnishilfe verbreitet war¹². Die gleiche Parallele findet sich auch in dem Museums-Manuskript des *Unguentarius*:

Mistře, v onomno biech počal l'udi léčiti,
tu mi počěchu staré baby pod nos pzdieti.
(Museums-Manuskript, Zeilen 82–83)¹³

Meister, ich war dort drüben und fing an, Leute zu heilen,
als alte Weiber anfangen, mir unter die Nase zu furzen¹⁴.

Die gerechte Strafe für leichtsinniges weibliches Geschwätz ist eine gute Tracht Prügel. Nachdem die Frau des Salbenkrämers mit dem Schelten ihres untauglichen Gatten fertig ist, verprügelt er sie in einer Szene, die an die realistische Satire „Über Schuhmacher“ (ca. 1360) erinnert. Der Schuhmacher in jenem Text verspielt alles Geld, das seine Frau gespart hatte, um Kleidung und Nahrung für ihre Kinder zu kaufen, und verprügelt sie danach in seiner betrunkenen Rage¹⁵. Durch das ganze Stück hindurch sind Frauen auf der Bühne und im Publikum der ständige Gegenstand von Angst und Spott, Prostituierte mit entblößten Brüsten und vorlaute Hexen im Bund mit dem Teufel.

Es ist vor allem auf Grund des Vorwurfs der Hexerei und Zauberei, daß Frauen im späten Mittelalter mit Juden gleichgesetzt wurden. Der erste Charakter, der im *Unguentarius* auf der Bühne erscheint, ist der jüdische Tölpel Rubín, der in verschiedenen westlichen Stücken als Ruvey, Rupin, Robinet und Rüfel auftritt. Er ist wohl auch ein naher Verwandter des Juden Rewfin in dem englischen *Coventry Play*. Im *Unguen-*

¹² Ziolkowski, Jan: *The Obscenities of Old Women: Vetularity and Vernacularity*. Ein Vortrag auf der Konferenz *Obscenity, Social Control and Artistic Creation in the European Middle Ages*. Harvard University, vom 13. bis 15. Mai 1995.

¹³ Veltrusky: *Farce* 336.

¹⁴ Ebenda 337.

¹⁵ *Staročeské satiry Smilovy školy* [Die altschechischen Satiren der Smils-Schule]. Hrsg. v. Josef Hrabák. Praha 1962, 91–95.

tarismus stellt er sich als „Rubín z Benátek“ vor, was buchstäblich „Rubín von Venedig“ bedeutet. Zu jenem Zeitpunkt war *Benátky* ein gewöhnlicher Ortsname in Böhmen, der aber seit dem 15. Jahrhundert auch als Umschreibung für ein Bordell diente¹⁶. Im spätmittelalterlichen Frankfurt, zum Beispiel, legten die Stadtväter zum Spaß ein Bordell in der Judengasse an¹⁷. Dadurch kam im Volksdenken die Verbindung von Juden und Prostituierten als Teil einer größeren Gleichsetzung von Juden und Frauen zustande.

Als Angestellter des Salbenkrämers legt Rubín seinen neuen Meister und dessen Kunden herein. Sein unloyales Verhalten gegenüber seinem Vorgesetzten verstärkt das allgemeine Vorurteil, daß Juden, wie auch Frauen und Deutsche, von Natur aus hinterlistig und heimtückisch seien. Rubíns unerhörtester Streich besteht darin, daß er Salben durch Fäkalien ersetzt. Diese Mißachtung für die gesalbten Körper der Toten paßt zu dem weitverbreiteten mittelalterlichen Vorurteil, daß Juden sich damit vergnügten, den heiligen Körper von Jesus zu schänden, indem sie ihn in einer Wiederholung der Kreuzigung mit Messern und Stöcken mißhandelten¹⁸. In einer komischen Episode, die sich in keinem anderen mittelalterlichen Mysterienstück findet, verkauft Rubín dem Juden Abraham einen Topf Fäkalien und behauptet dabei, daß es sich um eine Salbe mit Wunderkraft handele, die die Toten wieder zum Leben erwecken könne. Er und sein Meister beschmieren dem toten Sohn Izák das Gesäß mit dem Kot, der dadurch wiederbelebt wird – eine parodistische Umkehrung der sonst üblichen Salbung des Kopfes, der Hände und der Füße. Die Analogie wird in der Danksprache des wiederbelebten Izák an den Salbenkrämer klargemacht:

Jiní mistři po svém právu
maží svými mastmi hlavu;
ale tys mi, mistře, dobře zhodil,
ež mi všichni řit mast'ú oblil.
(Museums-Manuskript, Zeilen 315–318)

Andere Meister, ihren Regeln zufolge,
benutzen Salben, um den Kopf einzusalben,
du aber, Meister, hast wohlgetan,
mir die Salben über mein
ganzes Hinterteil zu gießen.

Der mittelalterlichen Auslegung nach kündigt die alttestamentarische Geschichte von der Opferung Isaaks und seiner Errettung durch die Intervention eines Engels das Opfer von Jesus am Kreuz an. Die possenhafte Neuinszenierung im *Unguentarius* unterstreicht die komische Funktion als Umkehrung der Auferstehung.

Dem mittelalterlichen Volksglauben zufolge wurden Juden oft mit Schmutz und besonders mit Ausscheidung in Verbindung gebracht. Mitte des 12. Jahrhunderts warnt Peter der Ehrwürdige, Abt von Cluny, König Ludwig VII. von Frankreich, daß

¹⁶ Slovník staročeský [Das altschechische Wörterbuch]. Bd. 1 (A–J). Hrsg. v. Jan Gebauer. Praha 1985, 39.

¹⁷ Bossy, John: Christianity in the West 1400–1700. Oxford-New York 1985, 85.

¹⁸ Trachtenberg, Joshua: The Devil and the Jews: The Medieval Conception of the Jews and its Relation to Modern Anti-Semitism. Philadelphia 1943, 109–123.

die Juden heilige Gefäße, die in ihre Hände gerieten, ekelhaften und unaussprechlichen Demütigungen aussetzten¹⁹. 100 Jahre später berichtet der englische Mönch Matthew Paris die Geschichte von Abraham von Berkhamstead, der angeblich seine Latrine (*in latrina sua*) als Aufbewahrungsort für eine Statue der Jungfrau mit Kind, die ihm als Sicherheit hinterlassen war, benutzte²⁰:

Jenes Bildnis errichtete der Jude in seiner Latrine und – was durch und durch unehrenhaft und verwerflich zu erwähnen ist, da es eine Lästerung der heiligen Jungfrau war – fügte ihm etwas ganz Schmutziges und Unaussprechliches zu, Tag und Nacht, und wies seine Frau an, Gleiches zu tun. Nach ein paar Tagen merkte sie es aber, und auf Grund ihres Geschlechts tat es ihr leid. Sie ging heimlich und wusch den Schmutz vom Gesicht der schmählich geschändeten Statue. Als aber der Jude, ihr Mann, davon erfuhr, erstickte der Gottlose heimlich seine Frau²¹.

Diese Beschreibung kann als parodistische Umkehrung des Topos der Madonna-Verehrung durch eine Heilige verstanden werden, wie sie, zum Beispiel, in der lateinischen *Vita* der heiligen Katharina vorkommt. Nachdem die heilige Katharina sich mit einem Bildnis der Madonna in ihre Kammer eingeschlossen hat, bricht sie im Verlauf des Gebets in Tränen aus²². Während Katharina eine heilige Körperflüssigkeit in Form von Tränen vergießt, scheidet der Jude Abraham ein profanes Körperprodukt aus. In beiden Fällen wird der physiologische Aspekt der Erfahrung betont: Juden und Frauen werden so in ihrer Körperlichkeit gleichgesetzt²³.

In dem tschechischen *Unguentarius* leitet sich Abrahams Unvermögen, zwischen der echten Salbe und ihrem fäkalen Substitut zu unterscheiden, eindeutig von dem mittelalterlichen Vorurteil ab, daß Juden stanken²⁴. Die metaphorische Verbindung zwischen Juden, alten Frauen und Fäkalien ist nicht zufällig, da letztere ein Abfallprodukt des Körpers sind, das als nachteilig, schlecht, unbrauchbar und ungewollt ausgeschieden wird. In der mittelalterlichen christlichen Gesellschaft nahmen Juden und alte Frauen (da sie unfähig waren, sich fortzupflanzen) eine ähnliche Position ein.

Genauso wie von Juden und Frauen angenommen wurde, daß sie die gleichen Cha-

¹⁹ Moore, R.I.: *The Formation of a Persecuting Society: Power and Deviance in Western Europe 950–1200*. Oxford 1987, 38.

²⁰ Trachtenberg: *Devil* 118–119.

²¹ *Chronicles of Matthew of Paris: Monastic Life in the Thirteenth Century*. Hrsg. v. Richard Vaughan. New York 1986, 214–215.

²² Die altschechische Katharinenlegende der Stockholm-Brünner Handschrift. Hrsg. v. Franz Spina. Prag 1913, 24.

²³ Für eine psychologische Interpretation des mittelalterlichen Antisemitismus siehe Dundes, Alan: *The Ritual Murder or Blood Libel Legend: A Study of Anti-Semitic Victimization through Projective Inversion*. In: *The Blood-Libel Legend. A Casebook in Anti-Semitic Folklore*. Hrsg. v. Alan Dundes. Wisconsin 1991, 336–376. Für die frauliche Körperlichkeit in der mittelalterlichen Religion siehe Bynum, Caroline Walker: *Fragmentation and Redemption: Essays on Gender and the Human Body in Medieval Religion*. New York 1992, 181–238.

²⁴ Trachtenberg: *Devil* 149.

racterschwächen teilen, so wurden auch ihre Körper für anatomisch fehlerhaft gehalten. Mittelalterlichem Aberglauben zufolge menstruierten Juden und betrieben Sodomie²⁵. Menstruation, wie Fäkalien ein übelriechendes und ungewolltes körperliches Abfallprodukt, das vom Genitalbereich ausgeschieden wird, besitzt ein interessantes Gegenstück im Johannes-Evangelium und der Szene von Jesus am Kreuz, in der ihm die Soldatenlanzen die Seite aufritzen. Aus der Wunde fließen Blut und Wasser, die mutmaßlich wohlriechend und pur sind. Die offene Wunde wird zum Beweis, der den zweifelnden Thomas von der Tatsache des Todes und der Auferstehung überzeugt, wohingegen die Vaginal- und Analöffnungen – häufig in Verbindung mit Frauen, Juden und Deutschen – für Tod und den Sündenfall stehen²⁶. Das Schmierens des Kots an Izáks Gesäß identifiziert so die sexuelle und dogmatische Umkehrung der Juden, ihr unnatürliches Eintreten für Sodomie ebenso wie ihre Ablehnung der Auferstehung²⁷.

Wenden wir uns nun statt Gesten und körperlichen Handlungen Fragen der Sprache zu, denn hier findet sich ebenso die ideologische Strategie des Ausschlusses von Außenseitern. Veltrusky zufolge lassen sich die geistlichen und possenhaften Aspekte des Stückes in zwei eindeutig linguistische Linien einteilen: Die lateinischen Verse, die die Drei Marien singen, drücken die heilige Botschaft der Geschichte aus, wohingegen die volkssprachlichen Reden der anderen Charaktere sich auf Profanes beschränken. Veltruskys Unterscheidung zwischen der geistlichen Funktion des Lateinischen und der weltlichen Funktion der Volkssprache ist aber nicht vollkommen hermetisch, da die heilige Botschaft des Stückes in beiden Sprachen gesungen wird. Hinter dem lateinisch-tschechischen Sprachpaar verbirgt sich eine subtilere Unterscheidung zwischen dem erhabenen Gespräch (z. B. die Rede der Drei Marien) und der verunglimpften Sprache der Außenseiter. Obwohl diese verunglimpften Gespräche in den meisten Fällen auf Tschechisch ausgedrückt werden, finden sich auch interessante Beispiele für Elemente von Dritt- und Viertsprachen in dem Stück. Zum Beispiel gibt es in dem Schlägel-Fragment eine nachgeahmte hebräische Redewendung, die von einem jüdischen Charakter ausgesprochen wird: *Judeus dicat, cantat: „chyry, chyry, achamary!“* Roman Jakobson zufolge könnten diese Worte auch eine absichtliche Verfälschung des Tschechischen sein, die für ein tschechisches Publikum die Bedeutung gehabt haben könnten: „Krankheiten, Krankheiten! Ach, und Tod!“, was sie zu einer grotesken jüdischen Parodie der Klage der Drei Marien machen würde²⁸. Im späteren Mittelalter wurden Juden (wie alte Frauen) oft mit Krankheit und Tod in Verbindung gebracht. Man verdächtigte sie, den Schwarzen

²⁵ Ebenda 50.

²⁶ Siehe Camille, Michael: The image and the self: unwriting late medieval bodies. In: Framing Medieval Bodies. Hrsg. v. Sarah Kay und Miri Rubin. Manchester 1994, 62–99 (68).

²⁷ Siehe Kruger, Steven: The Bodies of Jews in the Late Middle Ages. In: The Idea of Medieval Literature: New Essays on Chaucer and Medieval Culture in Honor of Donald R. Howard. Hrsg. v. James M. Dean und Christian K. Zacher. Newark, Delaware 1992, 301–323 (303).

²⁸ Jakobson, Roman: Medieval Mock Mystery. The Old Czech Unguentarius. In: Studia et litteraria in honorem L. Spitzer. Hrsg. v. A. G. Hatcher und K. L. Seliq. Bern 1958, 245–65 (256, Fußnote 14).

Tod in Europa eingeführt zu haben²⁹. In einer Chronikeintragung für 1349 werden die böhmischen Juden beschuldigt, Brunnen vergiftet zu haben³⁰. Beschwörungen, die hebräische Worte nachahmten, waren Gemeinplätze in mittelalterlichen Mysterienstücken in Europa und wurden oft in eher bösartiger Art als magische, unheilvolle Zaubersprüche angesehen. Wichtig ist, hier festzustellen, daß die drei Sprachen des Stückes, die bis jetzt behandelt wurden, Lateinisch, Hebräisch und Tschechisch, eine interessante Analogie mit den drei Sprachen des Kreuzes bilden (Lateinisch, Hebräisch und Griechisch). Die scheinbar hebräische Beschwörung ahmt Jesus' Todesworte am Kreuz nach: „*Eli, eli sabachtani*“ („Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“), was einmal mehr die Auffassung vom Status der Juden als der hoffnungslosen Umkehrung von Jesus illustriert.

Wie Hebräisch ist auch Deutsch eine Sprache des Spotts für das tschechischsprechende Publikum. Wenn Severín mit seinem Assistenten verfälschtes Deutsch spricht, „*Rubíne, vo pistu kvest?*“ (Museums-Manuskript, Zeile 76) („Rubín, wo bist du gewesen?“), antwortet Rubín mit einem obszönen tschechischen Reim: „*Sed', mistře, chlupatú tistu za pezdi!*“ („Hier, Meister, eine haarige Hündin am Arsch [haltend]!“) Wie Robert Pynsent gezeigt hat, klingt die süddeutsche Version des Partizips *kvest* (gewesen) gleichlautend mit dem tschechischen Verb *kvést* (blühen, im übertragenen Sinne, *einen Ständer bekommen*). „*Pistu*“ ähnelt dem alttschechischen *pizdu* („Fotze, Möse“). Pynsent schlägt vor, daß die ganze Redewendung verstanden werden könnte als: „*Hast' 'nen Ständer bekommen, weil du 'ne Fotze/Möse brauchst?*“³¹ Die Verbindung der Reime „einen Ständer bekommen“ und „Arsch“ könnte auch eine Anspielung auf die unnatürliche Praxis von Sodomie sein, die ebenfalls mit den Juden in Verbindung gebracht wurde.

Der Humor leitet sich jedoch weniger von einer exakten tschechischen Bedeutung her, die den deutschen Worten angeheftet werden kann, als von der Tatsache, daß zwei Register, hoch und niedrig, simultan in einer Redewendung auftreten, was bereits am Beispiel der scheinbar hebräischen Beschwörung gezeigt wurde. Das makaronische Pendeln zwischen harmlosem Deutsch und obszönem Tschechisch in Severíns Frage (man bemerke auch die absichtliche Verwendung der tschechischen Vokativform „*Rubíne ...*“) erzeugt eine parodistische Umkehrung des lateinisch-tschechischen geistlichen Gesanges der Drei Marien, was somit eine linguistische Parallele zum Gebrauch von obszöner Nachahmung in dem Stück darstellt.

Schlußfolgerung

Veltrusky hat sicherlich recht mit ihrer Prämisse, daß der alttschechische *Unguentarius* das komische Potential einer Posse mit der religiösen Macht des geistlichen Dramas versöhnt. Der Verkauf der Fäkalien an Abraham und die obszöne Wiederbelebung von Izák beabsichtigen, das Publikum an die Salbung von Jesus' gekreuzig-

²⁹ Gottfried, Robert S.: *The Black Death: Natural and Human Disaster in Medieval Europe*. New York 1983, 52–53.

³⁰ Dvorsky: *Juden* 60.

³¹ Pynsent, Robert B.: *Conceptions of Enemy: Three Essays on Czech and Slovak Literature*. Cambridge 1988, 9–10.

tem Körper und seine glorreiche Auferstehung zu erinnern. Für Veltrusky erscheint Obszönität in der bakhtinischen Form des Universalspotts über alle Gesellschaftskategorien, während ich einen Unterschied sehe zwischen unmarkierter und unverhörter tschechischsprechender ethnischer Mehrheit und einer verspotteten Kategorie von Außenseitern. Die Episode mit den Fäkalien stellt für Veltrusky wiederum eine Parodie der Auferstehung dar. Meinem revisionistischen Verständnis zufolge erzeugt der obszöne Gebrauch von Nachahmung und Sprache in dem Stück eher eine *parodistische Umkehrung* der Auferstehung, welche nur durch eine Besetzung mit Außenseitern möglich ist.

Innerhalb dieser markierten Kategorie der Außenseiter können wir außerdem verschiedene Hierarchiestufen feststellen. Juden und Frauen werden niedriger angesehen als Deutsche, die dementsprechend weniger obszönem Spott in dem Stück als Ganzes ausgesetzt sind. Trotz dieser Sekundär- und Tertiärunterschiede erscheint die Schaffung eines verunglimpften Gegenübers grundlegend zu sein für jegliche Bildung einer positiv markierten Identität und für die Fähigkeit der Machthabenden, ihre ideologische Herrschaft über die Mehrheit fortzusetzen. Derselbe *modus operandi* besteht meiner Meinung nach noch im späten 20. Jahrhundert. Seitdem ich in den U.S.A. lebe, habe ich beobachtet, daß amerikanische Fernsehwerbung sich oft über Außenseiter lustig macht. Vor kurzem, zum Beispiel, produzierte ein gutsituierter Engländer ein obszönes Geräusch, als er, im Rücksitz seines Rolls Royce sitzend, Senf aus einer Plastikflasche auf sein selbstgemachtes Sandwich drückt (was eher unwahrscheinlich ist). Die Kamera schwenkt auf den Chauffeur, der natürlich vermutet, daß sein Boß soeben gefurzt hat. In einem anderen Beispiel, das sich über einen Außenseiter mokierte, verglich ein Comic im amerikanischen Fernsehen kürzlich Japanisch mit Verstopfung, wobei der Schlußlaut „aaaaah ...“ den erfolgreichen Verdauungsvorgang suggerieren sollte. Diese zeitgenössischen Beispiele der Nachahmung und des linguistischen Spotts zeigen, wie nachhaltig das menschliche Bedürfnis ist, sich über andere lustig zu machen und einen künstlichen Keil zwischen „uns“ und „andere“ zu treiben.

Der Drang, den Feind durch den Verdacht der Sodomie zu entmannen, stellt eine noch beunruhigendere Kontinuität zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart dar. Genauso wie mittelalterliche Kommentatoren oft die Juden als Sodomiten brandmarkten, hat auch alliierte Propaganda während des Persischen Golfkrieges Saddam Hussein mit den gleichen obszönen Begriffen verspottet. „America will not be Saddam-ized“ („Amerika wird nicht Saddam-isiert“) lautete das Wortspiel auf einem chauvinistischen amerikanischen T-Shirt, das ein Kamel mit dem Hinterteil zum Betrachter darstellt und ein Bild von Saddam Husseins Gesicht anstelle des Afters³². Der irakische Machthaber wird hier mit Sodomie und Kot gleichgesetzt, der als Abfall ausgeschieden werden soll. Frauen, Juden, Deutsche, Araber: die Liste der obszönen Außenseiter ist endlos. Denn es war, ist und wird immer die endgültige List der Mächtigen sein zu wissen, wie Obszönität zur Unterstützung und nicht nur zur Subversion von gesellschaftlicher Kontrolle einzusetzen ist, egal ob es sich dabei um mittelalterliche Kirchenhoheiten, moderne Reklame oder militärische Propagandisten handelt.

³² Goldberg, Jonathan: *Sodometries: Renaissance Texts, Modern Sexualities*. Stanford 1992, 1–2.

MARTIN LUTHER IN DEN BIBLIOTHEKEN
BÖHMISCHER BÜRGER UM 1600:
ZUR REZEPTION UND WIRKUNG VON LUTHERS LEHRE

Von Olga Fejtová und Jiří Pešek

Im Jahr 1996 wird der 450. Jahrestag des Todes von Martin Luther begangen. Ein solches Jubiläum bringt regelmäßig eine Reihe von wissenschaftlichen Studien hervor. Auch diesmal sind eine Anzahl von Abhandlungen erschienen, die sich mit der mächtigen Gestalt Luthers, einem der wichtigsten Männer der Neuzeit, und seinem Einfluß auf das europäische Denken beschäftigen. Es liegt auf der Hand, daß bei der Menge der Publikationen und Studien die Produktion deutscher Autoren im Vordergrund steht. Die Anzahl der Luther-Publikationen wächst fast geometrisch an. Ihr unüberschaubarer Strom brachte sogar spezielle, an Luther orientierte Periodika hervor¹. Aus demselben Anlaß entstanden auch die periodischen Bibliographien in den Journalen „Luther-Jahrbuch“ und „Sixteenth Century Bibliography“².

Wenn wir die in diesen Bibliographien verzeichnete Produktion thematisch analysieren, so sehen wir, daß die Hauptgattungen der Luther-Studien Monographien über Leben und Werk Martin Luthers³ und theologische Arbeiten sind, die die Beziehung von Luthers Werk zu unserer Gegenwart beschreiben, darüber hinaus eher modische Studien über psychologische Aspekte in Luthers Schriften. Daneben sind in den letzten drei Jahrzehnten zahlreiche Arbeiten über Luthers Beziehungen zu wichtigen Persönlichkeiten des politischen Lebens seiner Zeit erschienen, über seine Beziehungen zu anderen Reformatoren und – last but not least – zu seinen Mitarbeitern, Schülern und Freunden, also zu den Menschen, die den Hintergrund seines Lebens und Wirkens bildeten. Es gibt noch einen weiteren Kreis von Luther-Studien: Werke über seine Beziehungen zu bestimmten Gebieten Deutschlands oder gar zu einzelnen europäischen Staaten.

Alle oben erwähnten Aspekte hat schon im Jahre 1983 das von Helmar Junghans herausgegebene Buch „Leben und Werk Martin Luthers von 1526 bis 1546. Festgabe

¹ Luther-Jahrbuch (Göttingen), Luther-Zeitschrift der Luther-Gesellschaft (Göttingen); ferner erscheint eine beträchtliche Anzahl von Beiträgen im Archiv für Reformationgeschichte (Gütersloh), in The Sixteenth Century Journal (Saint Louis) sowie in der Zeitschrift für Theologie und Kirche und in der Zeitschrift für Kirchengeschichte.

² Das Luther-Jahrbuch bringt jedes Jahr Bibliographien, weiter erscheint regelmäßig: Sixteenth Century Bibliography; in Nr. 9: Annotated Bibliography of Luther Studies, 1967–1976, Saint Louis 1977; Nr. 24 und für die Jahre 1977–1983, Saint Louis 1985; Nr. 28: A Bibliography of the Lutheran Confessions, Saint Louis 1988 und Nr. 29: Annotated Bibliography of Luther Studies, Saint Louis 1991.

³ Die Monographie von Bernhard Lohse: Martin Luther. Eine Einführung in sein Leben und sein Werk (München 1981) ist bis heute unübertroffen.

zu seinem 500. Geburtstag“ zusammenfassend widergespiegelt⁴. In den beiden Bänden dieser Festschrift wurde eine lange, thematisch allumfassende Reihe von Aufsätzen publiziert. Für uns ist dieses Buch deshalb wichtig, weil hier erstmals in der deutschen Geschichtsschreibung ein Versuch vorliegt, die Beziehung Luthers zum deutschen Bürgertum ausführlich zu behandeln.

Die Studie von Eike Wolgast hingegen widmet ihre Aufmerksamkeit nur dem „bürgerlichen Ursprung“ Luthers, seinen Erfahrungen mit diesem Milieu, und den schriftlichen Kontakten des großen Reformators mit konkreten Städten und Personen bzw. mit den Stadträten⁵. Wolgast betrachtet Luthers Beziehung zu den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aspekten des städtischen Lebens und vor allem sein intensives Interesse in Hinsicht auf die aktive Rolle der Stadt in Schulfragen. Was allerdings dieser Aufsatz beiseite läßt, ist die Rückbeziehung der Stadt auf Luthers Lehre. Wenn wir die Rolle der deutschen Städte bei der Rezeption und der Verbreitung des Luthertums ins Auge fassen, könnte man die Bearbeitung dieser Thematik als selbstverständlich erwarten. Dies ist aber gerade eines der am schwächsten bearbeiteten Forschungsgebiete⁶. Auch die verhältnismäßig umfangreiche deutsche Literatur zur Geschichte der Bücherkultur in der frühen Neuzeit hat ihre Aufmerksamkeit bisher nur auf Luthers Bibelübersetzung und auf die Verkaufspreise von Luthers Schriften in der Reformationszeit konzentriert, kaum aber auf die Verbreitung und Rezeption von Luthers Werk in der bürgerlichen Schicht⁷.

⁴ Zu den erwähnten Problemkreisen in Junghans, Helmar (Hrsg.): *Leben und Werk Martin Luthers 1526–1546*. Göttingen 1983, vgl. Lohse, Bernhard: Philipp Melanchthon in seinen Beziehungen zu Luther (403–418); Leder, Hans-Günther: Luthers Beziehungen zu seinen Wittenberger Freunden (419–440); Bräuer, Siegfried: Luthers Beziehungen zu den Bauern (457–472); Herrmann, Johannes: Luthers Beziehungen zu dem niederen Adel (613–626) und Wolf, Gerhard Philipp: Luthers Beziehungen zu Frankreich (663–676).

⁵ Wolgast, Eike: Luthers Beziehungen zu den Bürgern. In: Junghans: *Leben und Werk Martin Luthers*, Bd. 1: 601–612 und Bd. 2: 938–943.

⁶ In Deutschland entstand schon seit den zwanziger Jahren eine Handvoll wertvoller Studien, die aufgrund von Nachlaßinventaren des 16. und 17. Jahrhunderts geschrieben wurden. Vgl. Rest, Josef: *Freiburger Bibliotheken und Buchhandlungen im 15. und 16. Jahrhundert*. Freiburg 1925; Engelsing, Ralph: *Der Bürger als Leser*. Stuttgart 1974; Weyrauch, Erdmann: *Die Illiteraten und ihre Literatur*. In: *Literatur im 16. und 17. Jahrhundert*. Teil II, Wiesbaden 1985, 465–474; ders.: *Bücher im Alltag niedersächsischer Bürger im 16. und 17. Jahrhundert*. In: *Stadt im Wandel*. Bd. 3, 653–659; Wittig-Messmer, Silvia: *Bücherbesitz in Nürnberg und den umliegenden Gebieten*. Studien zur historischen Leseforschung anhand von Nachlaßinventaren der Reichsstadt Nürnberg. Diss. Erlangen 1993. Methodisch wertvoll ist die Arbeit: Pelus-Kaplan, M.Z./Eickhölder, Manfred: *Lübecker Inventare des 16.–18. Jahrhunderts und ihre rechtliche Grundlage*. Chance der Auswertung. In: *Wege zur Erforschung städtischer Häuser und Höfe*. Neumünster 1993, 279–326. Diese Studien beschäftigen sich mit der Problematik des Lesens unter den Bürgern. Selbstverständlich wird in diesen Arbeiten auch die lutherische Literatur in den Bibliotheken der Bürger erwähnt. Keine von diesen Studien verfolgte allerdings speziell die Frage der Rezeption der Werke Luthers unter den Bewohnern der Städte.

⁷ Allgemein bei Karl Schottenloher: *Bücher bewegten die Welt*. Bd. 1. Stuttgart 1951, 141, 198. – Zimmermann, Erich: *Die Verbreitung der Lutherbibel zur Reformationszeit*. In: *Luther 16* (1934) 81–87 und Rath, Philipp: *Verkaufspreise von Lutherschriften im*

Es ist seltsam, daß Luthers Lehre und ihre Rezeption in der Zeit ihrer „klassischen“ Expansion im 16. Jahrhundert in der tschechischen (auch kirchengeschichtlichen) Historiographie kaum Forschungsinteresse geweckt haben. Die historiographische Produktion hat sich besonders auf die theologischen Einflüsse des Luthertums auf den tschechischen Protestantismus und auf die eigentliche Person Luthers und sein Werk konzentriert⁸. Luthers Beziehungen zu Böhmen und zur böhmischen reformatorischen Tradition werden in diesen Nachschlagewerken auf das Entstehen und die Pflege der Kontakte vor allem mit Theologen reduziert. Die grundlegende, ideenreiche Studie von F. G. Heymann, *The Impact of Martin Luther upon Bohemia* (*Central European History* 1/1968, 107–130), beschäftigt sich nur mit den Anfängen der Wirkung von Luthers Lehre in Böhmen. Ähnlich sieht es mit Luthers Ansichten über die böhmischen Protestanten aus: Gearbeitet wird an den neu evangelisierten Utraquisten (Neoutraquisten des 16. Jahrhunderts), an der Brüderunität und der Entwicklung der Beziehung Luthers zu Jan Hus.

Hier müssen besonders die Bücher von Amedeo Molnár erwähnt werden. Molnár, einer der hervorragenden tschechischen protestantischen Historiker, hat den böhmischen Beziehungen von Martin Luther seine Aufmerksamkeit vor allem in zwei Studien gewidmet. In „*Na rozhraní věků. Cesty reformace*“ hat Molnár den tschechischen Leser mit Luthers Leben und Werk vertraut gemacht⁹. Er konzentriert sich auf Luthers Beziehungen zum böhmischen Protestantismus in der Form der persönlichen Kontakte, der Korrespondenz oder seiner Schriften, die böhmischen Problemen gewidmet waren¹⁰.

In der schon oben erwähnten, von Junghans herausgegebenen Festschrift hat Molnár einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er die Entwicklung der Beziehung Martin Luthers zur böhmischen Brüderunität analysierte. Diese Beziehung ist durch mehrere Grundetappen hindurchgegangen – von der ursprünglichen Ablehnung bis zu einer gewissen Zusammenarbeit des Reformators mit der „ketzerischen Sekte“¹¹.

Reformationszeitalter. In: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 84 (1917) 1148–1150. Am häufigsten findet man aber Listen mit Luthers Werken in einzelnen Bibliotheken. Siehe K u c z i n s k i, Arnold: *Thesaurus Libellorum historiam reformationis illustrantium*. Leipzig 1870–1877; K a l t w a s s e r, Franz Georg: *Die zeitgenössischen Luther-Drucke der Landesbibliothek Coburg*. Coburg 1961; K i n d, Helmut: *Die Luthersammlung der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen*. Göttingen 1970; K r a t z s c h, Irmgard: *Alte Lutherana aus der Universitätsbibliothek Jena*. Jena 1983 oder M ü l l e r, Manfred: *Mikrofiche – Katalog der bis 1957 im Zentralkatalog Baden-Württemberg nachgewiesenen Werke von Martin Luther (1516–1957)* usw.

⁸ Vergleiche H r e j s a, Ferdinand: *Dějiny křesťanství v Československu* [Geschichte des Christentums in der Tschechoslowakei]. Bd. 4. Praha 1948, 244–269, 286–297 und Bd. 5, 44–47, 62–71, 86–89 – D e r s.: *Česká reformace* [Die böhmische Reformation]. Praha o. J., 31–47 und in der jüngsten Zeit Jaroslav K a d l e c: *Přehled českých církevních dějin*. Praha 1991, 9–32 oder d e r s.: *Dějiny katolické církve* [Geschichte der katholischen Kirche]. Bd. 3. Olomouc 1993, 313–322.

⁹ M o l n á r, Amedeo: *O křesťanské svobodě/Martin Luther* [Vor der christlichen Freiheit/M. L.]. In: *Na rozhraní věků* [An der Zeitenwende]. Praha 1985, 141–243. In dieser Studie findet sich auch eine eingehende Einführung in die ältere, vor allem tschechische Literatur.

¹⁰ M o l n á r: *O křesťanské svobodě*, vor allem Kapitel 17; „Karlstadt a husitský majestát zákona“, 190–195 und Kapitel Nr. 23: „Rada Pražanům“, 216–220.

¹¹ M o l n á r, Amedeo: *Luthers Beziehungen zu den Böhmisches Brüdern*. In: Junghans (Hrsg.): *Leben und Werk Martin Luthers*, Bd. 1: 627–639, Bd. 2: 950–954.

Nur ganz oberflächlich hat sich die Problematik von Luthers Werk auch in der Geschichte der tschechischen Literatur niedergeschlagen. So wurden für das 16. Jahrhundert die tschechischen Übersetzungen, Polemiken und zeitgenössischen Reflexionen in der protestantischen Literatur Böhmens erwähnt¹². Ganz am Rande der Aufmerksamkeit steht das Werk von Luther auch in der Buchgeschichtsforschung. In der Studie „Erasmus, Luther, Melanchthon und Calvin in gedruckten tschechischen Übersetzungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert“ hat Anfang der siebziger Jahre Miriam Bohatcová das Problem der Abnahme des Interesses für Luthers Werke seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts kurz angedeutet¹³.

Die konfessionelle Situation in Böhmen im späten 16. und dem frühen 17. Jahrhundert war ziemlich kompliziert: Die traditionelle – für Europa wirklich außerordentliche – konfessionelle Freiheit stützte sich auf die alten päpstlichen oder kaiserlichen Privilegien und auf Landesverträge, welche aber durch den Gang der Geschichte eigentlich schon überholt waren. Zwar gehörten die Basler Kompaktaten aus dem Jahre 1434 zum Landesgesetzbuch, und auch der Kuttenberger Vertrag über den kirchlichen Frieden im Land aus dem Jahre 1485 galt weiter, die deutsche Reformation hat aber die ganze Konstellation grundsätzlich verändert¹⁴.

Es existierte kein Gesetz im Lande, das die Situation der „neuen“ Konfessionen regelte: Die alte Brüderunität, die im Laufe des 16. Jahrhunderts aus der Nähe zum Luthertum mehr und mehr (besonders nach den Verhandlungen über die Böhmisches Konfession des Jahres 1575) zum Calvinismus überwechselte, stand wie die eigentlichen Lutheraner außerhalb des Gesetzes und konnte nur dank der böhmischen „Toleranz aus Notwendigkeit“ ungestört existieren. Der lutherische Glaube hatte anfangs besonders in den deutschbesiedelten Gebieten Böhmens gesiegt, er begann aber nach und nach auch in den tschechischen Städten und Dörfern eine wichtige Rolle zu spielen. Es gab zwar wenig direkte Konversionen tschechischer Utraquisten zu Luthers Lehre; man kann eher von einer inneren Erneuerung des schon verblaßten und auf puren Formalismus reduzierten, dem Katholizismus angenäherten Utraquismus durch Luthers Ideen sprechen. So gab es auch etliche Utraquisten, die – besonders in den letzten zwei Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts – zum reformierten Glauben tendierten oder die für sich ein eigenes (privates) Gemisch aus allen protestantischen Konfessionen schufen¹⁵.

¹² Vergleiche vor allem *Dějiny české literatury I: Starší česká literatura* [Geschichte der tschechischen Literatur I: Die ältere tschechische Literatur]. Praha 1959, 298–309, 324–333, 363–375. – Hejnic, Josef/Viktora, Viktor/Bok, Václav: Tschechische Übersetzungen aus der deutschen Literatur im Zeitalter Martin Luthers. In: *Reformation und Nationalsprachen*. Halle a. d. Saale 1983, 107–127.

¹³ *Gutenberg-Jahrbuch* (1974) 158–165.

¹⁴ Eine Übersicht der Entwicklung der konfessionellen Situation in Böhmen des 15. und 16. Jahrhunderts bietet Josef Janáček in Purš, Jaroslav/Kropilák, Miroslav (Hrsg.): *Přehled dějin Československa* [Übersicht der Geschichte der Tschechoslowakei]. Bd. I/2. Praha 1982, 56–69. Von der älteren Literatur hat das Buch von Zikmund Winter: *Život církevní v Čechách. Kulturně historický obraz XV. a XVI. století* [Das Kirchenleben in Böhmen. Ein kulturhistorisches Bild des 15. und 16. Jh.]. 2 Bde. Praha 1895–1896, seinen Wert als Quellenbasis behalten.

¹⁵ Hrejsa: *Česká reformace*. – Hrubý, František: *Luterství a kalvinismus na Moravě před*

Eine gemeinsame Basis hatten alle in Böhmen vorhandenen protestantischen Konfessionen bei der Formulierung der sogenannten Böhmisches Konfession (*confessio bohemica*) aus dem Jahre 1575 gefunden. Der König und Kaiser Maximilian II. wurden gebeten, die religiösen Freiheiten zu bestätigen. Maximilian, durch Wilhelm von Rosenberg sehr geschickt unterstützt, unterzeichnete diese Konfession nicht, noch bewilligte er ihren Druck. Trotzdem wurde dieses Gesetz in der Folgezeit im Lande still geduldet. Die Einheit der protestantischen Kontrahenten hat diesen Mißerfolg zwar nicht überlebt, die rasche konfessionelle Entwicklung im Lande konnte jedoch niemand mehr bremsen. Der Majestätsbrief Rudolfs II. aus dem Jahre 1609, mit dem der alte Kaiser die politische und militärische Unterstützung durch die böhmischen Stände im habsburgischen Brüderstreit bezahlen sollte, wurde dadurch schon vorbereitet.

Der konservative Flügel der Utraquisten, besonders das Konsistorium, entwickelte sich unter diesen Bedingungen zum bloßen Anhängsel der katholischen Kirchenverwaltung. Nach dem Majestätsbrief des Jahres 1609 wurde es allerdings grundsätzlich reformiert und zur wirklichen Leitungsinstitution der nichtkatholischen Kirchen im Lande, zum Gegengewicht gegenüber der höchsten katholischen Kirchenverwaltung. Seit dem Jahre 1561 saß nämlich der Erzbischof wieder in Prag, und es begann der Prozeß der inneren Erneuerung und der stufenweisen Konsolidierung der katholischen Kirche nach dem Trienter Konzil, ein Prozeß, der Jahrzehnte dauern sollte, bevor die katholische Kirche seit den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts auch formell wieder Herr der Situation wurde¹⁶.

Diese „große Geschichte“ der konfessionellen Entwicklung hatte allerdings nur wenig Einfluß auf das „kleine“ kirchliche Leben der Bürger der böhmischen Städte.

Bílou horou [Luthertum und Calvinismus in Mähren vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Český časopis historický* 40 (1934) 265–309; 41 (1935) 1–40, 237–268. – D e r s.: Luterství a novoutrakvismus v českých zemích v 16. a v 17. století [Luthertum und Neoutrakvismus in den böhmischen Ländern im 16. und 17. Jh.]. *Český časopis historický* 45 (1939) 31–44. – Über die Umwandlung in der Brüderunität in Richtung zum Calvinismus siehe Rudolf Ř í č a n: *Dějiny Jednoty bratrské* [Geschichte der Brüderunität]. Praha 1957, 273–288. – Zur Böhmisches Konfession aus dem Jahre 1575 vgl. Ferdinand H r e j s a: *Česká konfese, její vznik, podstata a dějiny* [Die Böhmisches Konfession; Entstehung, Grundlagen und Geschichte]. Praha 1912. – K r o f t a, Kamil: *Nový názor na český vývoj náboženský v době předbělohorské* [Eine neue Sicht der böhmischen religiösen Entwicklung in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Český časopis historický* 20 (1914) 1–19. – M í k a, Alois: *Z bojů o náboženskou toleranci v 16. století* [Aus den Kämpfen um religiöse Toleranz im 16. Jh.]. *Československý časopis historický* 18 (1970) 371–382. – Die jüngste Studie über diesen ständisch-konfessionellen Versuch, zu einer gemeinsamen protestantischen Konfession zu kommen, hat Jaroslav P á n e k geschrieben: *Poslední Rožmberkové. Velmoži české renesance* [Die letzten Rosenberger. Die Magnaten der böhmischen Renaissance]. Praha 1989, 148–160. – Zur Problematik der Kämpfe um die konfessionelle Freiheit am Anfang des 17. Jahrhunderts behalten die Bücher von Kamil Krofta ihre Gültigkeit (Majestát Rudolfa II. [Rudolfinischer Majestätsbrief]. Praha 1909) und J. B. Novák (Rudolf II. a jeho pád [Rudolf II. und sein Sturz] Praha 1935).

¹⁶ K a v k a, František/S k ý b o v á, Anna: *Husitský epilog na koncilu tridentském a původní koncepce habsburské rekatolisace Čech. Počátky obnoveného pražského arcibiskupství 1561–1580* [Der hussitische Epilog am Konzil von Trient und die ursprüngliche Konzeption der habsburgischen Rekatholisierung Böhmens. Die Anfänge des erneuerten Prager Erzbistums 1561–1580]. Praha 1969, besonders S. 159–194.

Das Entscheidende war hier die Konfession der städtischen Obrigkeit oder – in den freien königlichen Städten – die Zusammensetzung des Stadtrates und die Stärke der einzelnen kirchlichen Gemeinden in der Stadt. Die Schlüsselposition hatte immer der Pfarrer inne – seine Konfession oder eher private kirchliche Überzeugung, seine Toleranz und Fähigkeit, eigene Vorstellungen durchzusetzen, bestimmte das öffentliche kirchliche Leben der Stadt¹⁷. Für die Privatinteressen der einzelnen Bürger war er kaum zuständig. Die z. B. in Bayern üblichen obrigkeitlichen Hausdurchsuchungen nach verbotenen Büchern waren in den böhmischen oder mährischen Städten unbekannt. Der tridentinische Index librorum prohibitorum galt zwar in den böhmischen Ländern (u. a. weil der Prager Erzbischof Anton Brus von Müglitz die Index-Kommission in Trient leitete), es gab aber keine weltliche Macht, die ihn hätte durchsetzen können.

In den Jahrzehnten um 1600 vermochte keine Zentralmacht mehr einen Einfluß darauf auszuüben, an welchen Universitäten und Akademien im Lande und besonders im Ausland die Söhne der Bürger (und natürlich auch die Söhne und die Untertanen der Landadeligen) studierten, und niemand bestimmte, welche Bücher die böhmischen Leser kauften und studierten¹⁸. Die Bürger der böhmischen Städte waren daran gewöhnt, ihre Söhne in die städtischen, durch die Prager protestantische Universität verwalteten, Lateinschulen zu schicken und als zusätzliche Ergänzung die Knaben auch an den Schulen der deutschsprachigen böhmischen, mährischen, sächsischen oder fränkischen Grenzregionen Erfahrungen sammeln zu lassen, ganz zu schweigen von den akademischen Studien an der alten Prager protestantischen Universität oder an den evangelischen und reformierten Hochschulen im Reich. Diese Bildungsreisen, über die wir eine Reihe konkreter Zeugnisse haben, waren mit die Ursache für die hohen Lese- und Schreibkenntnisse der Bürgerschaft in den böhmischen Ländern und auch für deren Fähigkeit, lateinische und deutsche Texte selbständig zu rezipieren¹⁹.

Bildung wurde für die Bürger zur Prestigesache; und damit hängt die Rolle der Bücher in den bürgerlichen Wohnungen eng zusammen. Zwar hatte man noch im

¹⁷ Siehe Heinrich Richard Schmidt: *Konfessionalisierung im 16. Jahrhundert*. München 1992, 60–75, besonders S. 69.

¹⁸ Zu den Studien der bürgerlichen Jugend im Ausland siehe Pešek, Jiří/Šaman, David: *Les étudiants de Bohême dans les universités et les académies d'Europe centrale et occidentale entre 1596 et 1620*. In: Julia, Dominique/Revel, Jacques/Chartier, Roger (Hrsg.): *Les universités européennes du XVI^e au XVIII^e siècle. Histoire sociale des populations étudiantes I*. Paris 1986, 89–111 und Pešek, Jiří/Svatoš, Michal: *Die sozialen Folgen der akademischen Peregrination in den Böhmisches Ländern in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts*. *Zeszyty naukowe Uniwersytetu Jagiellońskiego* 870 (1989) 51–54.

¹⁹ Zu diesem Problemkreis vgl. Palacký, František: *Obyvatelstvo českých měst a školní vzdělání v 16. a na začátku 17. století* [Die Bevölkerung der böhmischen Städte und die Schulbildung im 16. und zu Beginn des 17. Jhs]. *Československý časopis historický* 18 (1970) 345–370. Die Studie von Palacký hat gezeigt, daß drei Viertel der Bürgersöhne aus den Städten von Nordwestböhmen um 1600 außer der heimischen Lateinschule noch zwei bis drei andere besucht haben. Vgl. auch Jiří Pešek: *The University of Prague, Czech Latin Schools, and Social Mobility 1570–1620*. *History of Universities* 10 (1991) 117–136 und Pešek, Jiří/Svatoš, Michal: *The Czech Education before White Mountain and Comenius's Didactics*. In: *Homage to J. A. Comenius*. Praha 1991, 73–80.

letzten Viertel des 16. Jahrhunderts Bücher zu den Attributen der Gebildeten gerechnet, die Massenproduktion und der kräftige Import von Büchern jedoch hatten diese zu verhältnismäßig billigen Verbrauchsgütern gemacht, zu Dingen, die auch in ärmeren Bürgerhäusern üblich wurden. Es ist interessant, daß gerade die reichen Bürger, die Mitglieder der Kaufmannsgilden, selten Bücher oder gar Bücherkollektionen besaßen. Ganz allgemein kann man sagen, daß in den böhmischen Ländern ungefähr ein Drittel der Bürgerfamilien Bücher ihr eigen nannten und daß auch Frauen, obwohl sie keine formalisierte Bildung hatten, zu den Lesern zu rechnen waren.

Es gibt mehrere Möglichkeiten, die konfessionelle Orientierung der Leseinteressen der Bürger zu untersuchen: Man kann Literaturwerke der erforschten Epoche auswerten, um die zeitgenössische Reflexion kennenzulernen; so gibt es mehrere (besonders polnische) Studien über erhalten gebliebene bürgerliche Bücherbestände. Es ist aber auch möglich, die Bücherverzeichnisse in den bürgerlichen, durch Stadtratskommissionen geschriebenen, Nachlaßinventaren zu analysieren. Diesen Weg haben wir gewählt und unsere Aufmerksamkeit auf die Stadtbücher von Prag und Laun konzentriert²⁰.

In der Prager Agglomeration steht der Forschung eine fast lückenlose Reihe spezieller städtischer Inventarbücher von den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts bis 1620 zur Verfügung. Für diese Zeit konnte man insgesamt 1040 Prager Inventare mit 469 Bücherlisten bearbeiten. Eine kleinere, aber doch sehr interessante Serie von Bücherlisten ließ sich aufgrund der Inventare vornehmen, die in den verschiedenen Reihen von Stadtbüchern, vor allem in den Marktbüchern der Stadt Laun in Nordwestböhmen aufbewahrt werden. Hier wurden in 323 Nachlässen für die Jahre 1552–1620 50 Bücherverzeichnisse gefunden. Wenn also in Prag ungefähr 45% der inventarisierten bürgerlichen Haushalte etliche Bücher hatten, waren es in der königlichen Stadt auf dem Lande, in Laun also, in der etwas längeren Perspektive der Jahre 1552–1612 15% (in der Untertanenstadt Beroun waren es zum Vergleich in den Jahren 1537–1619 17%)²¹. Auf dieser Grundlage lassen sich unsere böhmischen Ergebnisse durchaus mit den

²⁰ Zu dieser Quelle näher Jiří Pešek: *Pražské knihy kšaftů a inventářů pozůstalostí – příspěvek k jejich struktuře a vývoji v době předbělohorské* [Die Prager Testamente und Nachlaßinventare; ein Beitrag zu ihrer Struktur und Entwicklung in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Pražský sborník historický* 15 (1982) 63–92. Der Autor stützt seine formalen und inhaltlichen Analysen auf die Untersuchung der Handschriften des Prager Stadtarchivs: 1173–1175, 1208–1214, 1217, 2209, 2210. Die Untersuchungen von Olga Fejtová basieren auf der Analyse der Handschriften des Bezirksarchivs in Laun: *Okresní archiv Louny (OAL) Archiv města, Knihy I C 43–50*.

²¹ Eine allgemeine Übersicht der bisherigen Literatur in Pešek, Jiří: *Měst'anská vzdělanost a kultura v předbělohorských Čechách 1547–1620 – všední dny kulturního života* [Die städtische Bildung und Kultur in Böhmen vor der Schlacht am Weißen Berg. Die Alltagskultur]. Praha 1993, 64–103 und Fejtová, Olga: *Lounské měst'anské knihovny v době předbělohorské* [Die Launer Stadtbüchereien in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Sborník okresního archivu v Lounech* 4 (1991) 3–23, speziell dann vor allem Winter, Zikmund: *Měst'anské libráře v XV. a XVI. věku* [Die bürgerlichen Bibliotheken im 15. und 16. Jh.]. *Časopis Českého musea* 66 (1892) 65–79, 281–292. – Vávra, Josef: *O držbě knih v Berouně 1537–1619* [Über den Bücherbesitz in Beraun 1537–1619]. *Časopis Českého musea* 65 (1891) 89–94. – Pešek, Jiří: *Knihy a knihovny v kšaftech a inventářích pozůstalostí Nového Města*

mährischen Untersuchungen und mit den Analysen für Breslau, Krakau oder für die oberungarischen Bergstädte vergleichen²².

In den 469 Prager Bücherlisten werden insgesamt 13 000 konkrete Bücher erwähnt. Aus dieser Menge konnte man ungefähr ein Drittel näher identifizieren. Das heißt: Man konnte den Namen des Autors oder den Titel des Buches oder mindestens die Gattung des Buches bestimmen. Relativ komplette Bücherzitationen findet man in diesem Material öfter bei den teureren großformatigen und dicken, repräsentativen Bänden. Kirchlich orientierte Literatur wurde aber meist in kleineren und ganz kleinen Formaten gedruckt²³. Diese kleinformatigen Bücher wurden wegen des niedrigen Schätzungspreises normalerweise nur summarisch notiert: z. B. „in octavo et sedecimo libri viginti“. Auch diese Begrenzung muß man berücksichtigen, wenn man die vorkommenden Typen der Literatur und die Frequenz einzelner Autoren untersucht.

pražského v letech 1576–1620 [Bücher und Bibliotheken in den Testamenten und Nachlaßinventaren der Prager Neustadt in den Jahren 1576–1620]. *Folia Bohemica Historica* 2 (1980) 247–282: K a š p a r, Oldřich: Z knihoven kolínských humanistů [Aus den Bibliotheken der Kolinier Humanisten]. *Práce muzea v Kolíně* 2 (1982) 69–75. – K a š p a r, Oldřich / K a š p a r, Zdeněk: Knihovna prostějovského písaře Mauricia. Příspěvek ke kulturním dějinám města v 16. století [Die Bibliothek des Proßnitzer Stadtschreibers Mauritius. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Stadt im 16. Jh.]. *Zpravodaj muzea Prostějovska* 1982, 19–23. – V o i t, Petr: Kniha a knihtisk u olomouckých měšťanů před Bílou horou [Buch und Buchdruck bei den Olmützer Bürgern in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Vlastivědný věstník moravský* 32 (1980) 312–320. – D e r s.: Měšťanské knihovny v Olomouci před Bílou horou [Bürgerliche Bibliotheken in Olmütz in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Vlastivědný věstník moravský* 33 (1981) 197–202. – P e š e k, Jiří: Ke srovnání kulturního vývoje Olomouce a Prahy před Bílou horou [Zum Vergleich der Kulturentwicklung von Olmütz und Prag in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Historická Olomouc a její současné problémy* 4 (1983) 293–303.

²² M a l e c z ň s k a, Kazimierza: Zainteresowania czytelnicze mieszczan dolnośląskich okresu Renesansu [Das Lese-Interesse niederschlesischer Bürger in der Renaissance]. *Wrocław 1982*. – Ż u r e k, Renata: Księgozbiory mieszczan krakowskich XVII wieku [Bürgerliche Bibliotheken in Krakau im 17. Jh.]. *Rocznik Biblioteki PAN w Krakowie* 13 (1967) 21–51. – R o Ź e k, Michał: Mecenat artystyczny mieszczaństwa krakowskiego w XVII wieku [Das Kunstmäzenat des Krakauer Bürgertums im 17. Jh.]. *Kraków 1986*. – Č i č a j, Viliam: Knižná kultúra na strednom Slovensku v. 16.–18. storočí [Die Buchkultur in der Mittelslowakei im 16.–18. Jh.]. *Bratislava 1985*. Čičaj studierte die Bürgerbibliotheken der oberungarischen Städte Banská Bystrica, Banská Štiavnica und Kremnica. – Für Österreich steht uns nur eine Stichprobe zur Verfügung: S a n d g r u b e r, Roman: Alltag und materielle Kultur. Städtischer Lebensstil und bürgerliche Wohnkultur am Beispiel zweier oberösterreichischer Städte des 16. Jahrhunderts. *Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit* 14 (1987) 23–44. – I v á n y i, Béla: A magyar könyvkultúra múltjából, *Adattár XVI–XVIII. századi szellemi mozgalmak történetéhez* 11. *Szeged 1983*. – V a r g a, András: Magyarországi magánkönyvtárak 1533–1657, I., *Adattár*, 13., *Budapest-Szeged 1986*. – F a r k a s, Gábor / V a r g a, András / L a t z k o v i t s, Miklós: Magyarországi magánkönyvtárak, 1588–1721, II., *Adattár*, 13, *Szeged 1992*. – G r ü l l, Tibor / K e v e h á z i, Katalin / K o v á c s, József / M o n o k, István / Ö t v ö s, Peter / S z e n d e, Katalin G.: *Lesestoffe in Westungarn I., Sorpron (Ödenburg) 1535–1721, Adattár*, 18/1, *Szeged 1994*.

²³ H. J. M a r t i n: *Livre pouvoirs et société a Paris au XVII^e siècle (1598–1701)* (Paris 1969, 1064) behauptet daß die Bücher in octavo und in den noch kleineren Formaten 70 bis 80% der gesamten Pariser Produktion der untersuchten Zeit bildeten.

Die Analyse der gesammelten Informationen über die identifizierte Literatur hat eindeutig gezeigt, daß trotz der Erfolge des böhmischen und besonders des Prager Buchdrucks die böhmischen und besonders tschechischgedruckten Bücher in den bürgerlichen Bibliotheken (auch in den rein tschechischen Städten) nur eine untergeordnete Rolle spielten. Der Druck des Bücherimports war zu stark, und die tschechischen Buchdrucker konnten sich (auch finanziell) nur in bestimmten Literaturgattungen gegen die Frankfurter und Leipziger Buchmessen, gegen das Angebot der großen deutschen, schweizerischen oder Venetianer, Lyoner und Pariser Firmen behaupten. Die Hauptrolle spielten in Böhmen die deutschen Bücherproduzenten und Buchhandelsfirmen bzw. deren Agenten, die auf den böhmischen Märkten tätig waren. In Schlesien, in Polen oder in den oberungarischen Städten war die Dominanz des deutschen Buchhandels noch stärker²⁴.

Religiöse Literatur spielte auf diesem deutschen Buchmarkt eine wichtige Rolle. Aufgrund der klassischen Untersuchung von Kapp können wir sagen, daß die breite Gruppe der religiösen Literatur (von der Bibel über theologische Schriften, Postillen und Katechismen bis zu den Gebetbüchern und Sammlungen von Predigten) in den Jahren 1571–1620 etwa 40–46% des angebotenen Umfangs der Büchertitel (nicht also des gesamten und wahrscheinlich deutlich größeren Bücherumfangs) ausmachte. Ungefähr ein Drittel dieses Angebots muß man der katholischen Produktion zuschreiben, zwei Drittel der protestantischen Literatur²⁵.

Wenn wir nur das Büchermaterial der Prager bürgerlichen Bücherlisten analysieren (eine verhältnismäßig kleine, aber qualitätsvolle Gruppe von sieben Priesterbibliotheken haben wir beiseite gelassen, um das Bild des bürgerlichen Lese-Interesses nicht zu verzerren), so sehen wir, daß die breite Gruppe der religiösen Literatur unter den identifizierten Titeln fast 60% umfaßte²⁶. Das ist mehr, als in anderen mitteleuropäischen Städten vorkommt. So gilt allgemein, daß religiöse Literatur in einer verhältnismäßig größeren Zahl eher in den kleinen Bücherkollektionen der Handwerker als in den großen Fachbibliotheken der städtischen Intelligenz zu finden ist.

Unsere Untersuchungen haben gezeigt, daß besonders die Prager Bibliotheken einen konfessionell stark gemischten Charakter hatten, daß hier die Impulse der tschechischen Reformation des 15. Jahrhunderts mit der lutherischen und auch der calvinistischen Lehre eine spezifische Mischung eingegangen sind, in der z. B. auch Erasmus von Rotterdam (im Böhmen des 16. Jahrhunderts als Reformator der Kirche verstanden) eine wichtige Rolle spielte.

Der bei den Bürgern beliebteste Autor war in Prag, der Residenzstadt des böhmischen Erzbischofs und dem Sitz des konservativen ultraquistischen Konsistoriums,

²⁴ Maleczyńska: Zainteresowania czytelnicze 26–29. – Zur Internationalisierung des Buchmarktes im 16. Jahrhundert siehe auch Zdeněk Šimeček: K problematice knižního obchodu na sklonku 15. a v 16. století [Zur Problematik des Buchhandels im ausgehenden 15. und im 16. Jh.]. In: Knihtisk v Brně na Moravě. Brno 1987, 154.

²⁵ Kapp, Ferdinand: Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrhundert. Leipzig 1886, 786–788.

²⁶ Pešek, Jiří: Knihovny pražských předbřlohorských farářů [Prager Priesterbibliotheken in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. Documenta Pragensia 9 (1991) 417–438 und ders.: Měšťanská vzdělanost 80.

ebenso wie im nordböhmisches Laun in den Jahrzehnten um 1600 weder der reformatorische „Heilige“ Jan Hus noch z. B. Petr Chelčický oder ein anderer tschechischer Autor, sondern der populärste Verfasser konfessioneller Literatur war Martin Luther, gefolgt von einer Schar anderer lutherischer Schriftsteller (vor allem Johann Spangenberg, Philipp Melancthon und Urbanus Regius, weiter Simonius Paulus, Eobanus Hessius, Wolfgangus Musculus usw.).

Luther war vielleicht in allen böhmischen Städten der am häufigsten gelesene Autor dieser Zeit. Wie noch zu beweisen sein wird, haben die Prager und Launer Bürger die Werke Luthers normalerweise auf deutsch (oder auch auf lateinisch) gelesen. Übersetzungen ins Tschechische findet man – in einer spezifischen Auswahl – praktisch nur in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und vor allem im Milieu der Brüderunität. Die wichtigsten und bei den Lesern beliebtesten unter Luthers Werken wurden in der von uns untersuchten Zeit nicht ins Tschechische übersetzt.

Wie sah also die Frequenz der Bücher von Martin Luther in den Prager und den Launer Bibliotheken aus? In Prag haben wir Luthers Schriften in 78 (16,3%) aller Bibliotheken gefunden, in der nordböhmisches Stadt Laun waren es 11 (22%) Bibliotheken, also relativ mehr, in denen mindestens ein Buchtitel von Luther stand. Es ist symptomatisch, daß Luthers Werke – besonders in Prag – eher in mittleren und vor allem in großen Bibliotheken zu finden waren. Wenn z. B. in Prag die allgemeine Position der kleinsten Vorkommensgruppe der Bücher (1–3 Exemplare) verhältnismäßig stark (25,6%) war, findet man Werke Luthers nur in 9% der kleinsten „Bibliotheken“. Andererseits sind in den größten Bibliotheken, die mehr als 100 Bände enthielten und die im Prager Ganzen mit 6,4% repräsentiert waren, Lutherische Werke mit 15,4% vertreten. Die Gesamtsituation in den Prager Städten und in Laun zeigt die Tabelle Nr. 1.

Größenkategorien der Bibliotheken mit Luthers Werken

	Prager Altstadt	Neustadt	Kleinseite	Prag gesamt	%	Laun	%
1–3 Exempl.	2	4	1	7	9,0	4	36,4
4–20	10	11	4	25	32,0	3	27,2
21–100	19	8	7	34	43,6	2	18,2
über 100	6	6	0	12	15,4	2	18,2
insgesamt	37	29	12	78	100	11	100

Die Zahl der Büchertitel im Hinblick auf Werke von Luther in den einzelnen Bibliotheken war normalerweise sehr niedrig; die meisten Bürger hatten unter ihren Büchern nur ein bis zwei Titel von Luther. Dazu gehörten vor allem eine von seinen Postillen, weiter (nur in Prag konkret genannt) Luthers Bibelübersetzung, sein Katechismus (manchmal auch in der lateinischen Fassung) oder auch seine gesammelten Predigten. Nur 16 Prager und drei Launer Bürger, meist Inhaber der großen bis größten Bibliotheken, besaßen größere Sammlungen von Büchern Luthers. Besonders in der Prager Altstadt gab es Menschen, die zu Hause eine Gesamtausgabe der Schrif-

ten Luthers hatten: So der im Jahre 1587 gestorbene Barbier Bernhard Mon, der Patrizier Ambrož Netter von Glauchov (1594), Rudolf Pichler (1594) und Anna, die Witwe des Tuchmachers Jan Rudolf (1596).

Es ist kein Zufall, daß in den Bücherlisten der Inventarverzeichnisse gerade die Ausgaben von Luthers Postillen, von seiner Bibelübersetzung oder die Bände der Gesamtausgabe so oft namentlich erwähnt wurden. Die kleinformatigen Ausgaben vermissen wir auch unter den genannten Werken Luthers. Eine Auswertung der Bücherangaben, bei welchen auch die Formate erwähnt wurden, löst das Rätsel: Von den 88 Formatangaben betreffen 54 (61%) die Bücher in Folio (vor allem die Hauspostillen), weitere 19 (22%) die Quartausgaben und nur 15 (17%) die am meisten verbreiteten kleineren Formate (die Bücher *in octavo et duodecimo*).

Es stellt sich uns die Frage, wo und wann Luthers Schriften, die wir in den Bücherlisten entdeckt haben, durch die Inhaber gekauft, bzw. wo und wann diese Bücher gedruckt worden sind. Beide Fragen gehören zu den schwierigsten – es gibt nämlich zu wenig direkte Informationen in unserem Material zu diesen Problemkreisen. Die meisten der erwähnten Bücher wurden in Deutschland gedruckt. Wenn man in den Katalogen der berühmten Bibliotheken mit historischen Beständen blättert, so sieht man, daß die Erscheinungsorte der lutherischen Literatur (nach der Zahl der Ausgaben geordnet) Wittenberg, Augsburg, Leipzig, Nürnberg und Magdeburg sind. In unserem Material haben wir nur einen einzigen direkten Nachweis eines Druckorts der Werke Luthers: in der Bibliothek des Launer Apothekers Johann Cynk (1605) kommt bei Luther dreimal Wittenberg und je einmal Dresden und Erfurt vor²⁷.

Wann wurden also die lutherischen Bücher gedruckt? Die Inventarisierungskommissionen haben die Erscheinungsjahre der gefundenen Bücher nur ganz ausnahmsweise erwähnt. Die Frage nach dem konkreten Herausgabeort und nach der Art des Einkaufs muß demnach unbeantwortet bleiben: In der untersuchten Zeit blühte nämlich der sekundäre Buchhandel in großem Ausmaß, und die Zwischenhändler konnten alle, auch ältere, Editionen aus Deutschland bestellen²⁸. Dasselbe gilt auch hinsichtlich der von den Bürgern selbst in Deutschland gekauften Bücher. Man muß andererseits berücksichtigen, daß viel von Generation zu Generation weitervererbt worden ist. So konnten wir nur die zeitliche Verteilung der von uns gefundenen Bibliotheken im exzerpierten Quellenmaterial bestimmen. Die Ergebnisse, die die Nachlässe der Jahre 1577 bis 1620 als Grundlage haben, zeigt Tabelle Nr. 2.

²⁷ Vgl. OAL, Archiv Města Louny, Bücher, I C 50, f. 619–621a. Die Edition der Liste der Bibliothek von Jan Cynk kommt vor bei K a m i š, Antonín: Knihovny lounských měst'anů v 16. a na začátku 17. století [Bibliotheken der Launer Bürger im 16. und zu Beginn des 17. Jh.]. Listy filologické 85 (1962) 297–307.

²⁸ Chlábec, Bohdan: První poznámky k rekonstrukci knihovny Jana Jesenského [Erste Bemerkungen zur Rekonstruktion der Bibliothek von Johann Jessenius]. Miscellanea oddělení rukopisů a starých tisků 8 (1991) 154–158, beschreibt die Art und Weise, wie Jessenius in den Jahren 1614–15 „gebrauchte“ Bücher für seine Bibliothek (von Cicero über Avicenna, Nicolaus de Cusa bis zu der jüngsten geschichtlich und politisch-konfessionellen Literatur) vor allem aus Nachlässen in Basel, Tübingen, besonders aber in Prag einkaufte. Heute hat man in Prag insgesamt 15 Bände aus der Bibliothek von Jessenius identifiziert.

Zeitliche Verteilung der Nachlässe mit Luthers Werken

	Altstadt	Neustadt	Kleinseite	Prag insgesamt
bis 1600	22	18	11	51
seit 1601	15	11	1	27

Für die Zeit nach 1600 kann man einen eindeutigen Rückgang der Zahl der Bibliotheken mit Luthers Werken feststellen. Es ist zwar richtig, daß das Volumen der 1043 Inventarverzeichnisse ein wenig zugunsten der älteren Jahrzehnte verteilt ist (607:436), Bibliotheken kommen in den Inventaren nach 1600 allerdings öfter vor, und auch die konkreten Büchermengen sind für die jüngeren Jahrzehnte wesentlich größer. Man kann also schließen, daß das Prager Interesse für Luther nach 1600 nahezu auf die Hälfte abgesunken ist. Noch deutlicher wird diese These, wenn wir nur die größeren, mindestens drei Bände zählenden Luther-Kollektionen berücksichtigen. Dann finden wir 15 solcher Einheiten bis 1600 und nur drei nach diesem Jahr. Die eigentliche Luther-Literatur verschwand also nach 1600 rasch aus den Prager Bibliotheken. Vermutlich haben besonders die jüngeren lutherischen Autoren und teilweise auch die reformierten Schriftsteller diesen geistlichen „Raum“ ausgefüllt.

Die Tendenz, daß Luthers Werke „verschwanden“, wird in Prag auch bei den häufigsten und für Prag wichtigsten Schriften Luthers deutlich. Die Zahl seiner Postillen bleibt zwar in der Altstadt und in der Neustadt stabil (21:20), bei den Kleinseitner Bürgern, wo bis zum Jahre 1600 15 Exemplare vorgekommen sind, fanden wir allerdings nach 1600 keines mehr.

Noch deutlicher war diese Entwicklung bei Luthers Bibel (16:10 und kein Exemplar auf der Kleinseite), beim Katechismus (6:3), bei den Auslegungen (8:4), Predigten (7:1) und natürlich bei den Gesamtausgaben der Schriften Luthers (4:0, resp. 5:1, wenn wir auch die Bibliotheken mit nur einem Teil der „Tomi Lutheri“ einschließen). Besonders kraß scheint der allgemeine Verzicht auf Luther auf der Prager Kleinseite gewesen zu sein.

In der kleinen Launer Einheit sieht die Situation nur wenig besser aus. Die Reihe der Luther-Werke reicht von 1568 nur bis 1610, ist aber ganz regelmäßig verteilt (10 Exemplare bis 1600 und 11 nach 1600). Es spielten aber in Laun nur zwei große Bibliotheken eine wichtige Rolle (1576 die Bibliothek des Stadtschreibers und später Ratsmitglieds Matyáš Kolínský von Bílejov mit sechs Werken Luthers und 1605 Jan Cynk, der Apotheker, mit sieben Büchern des Reformators). Die sonstigen Bürger hatten nur die üblichen Bücher des lutherischen Grundrepertoires.

Dieser Rückgang der Frequenz der Werke Luthers in den Nachlaßinventaren ist keineswegs ein Zufall. Die Kataloge der wichtigsten europäischen Bibliotheken, die die deutsche Buchdruckproduktion des 16. Jahrhunderts aufbewahren, beweisen, daß im Laufe des 16. Jahrhunderts nur Luthers Bibelübersetzung, die Postillen und der Katechismus mit einer gleichbleibenden Frequenz nahezu jährlich erschienen²⁹. Alle anderen Schriften Luthers wurden in der ersten Hälfte des Jahrhunderts mehrmals

²⁹ Lohse: Martin Luther 116.

gedruckt, dann fiel jedoch ihre Konjunktur rasch ab. Es gibt Werke Luthers (z. B. „De captivitate Babylonica“ oder „De votis Monasticis“), über deren Erscheinen es seit der Mitte des 16. Jahrhunderts keinen Hinweis mehr gibt.

Mit diesen Angaben korrespondieren die Berichte der Frankfurter Messekataloge des 16. Jahrhunderts³⁰. Sie verzeichneten die Bücher, die auf der zentralen Buchmesse des Reiches angeboten wurden. Stichproben, die in einem jeweils zehnjährigen Abstand mit diesem Material durchgeführt wurden, haben gezeigt, daß seit 1565 nur zwei bis drei Bücher von Luther, in manchen Jahren aber auch kein einziger Titel im Angebot waren. Daraus läßt sich in Hinsicht auf das Prager und Launer Material schließen, daß – mit einer Ausnahme der Bibelübersetzung und der Postillen – die Mehrheit der gefundenen Bücher wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedruckt wurde. Die Bürger haben sie dann höchstwahrscheinlich geerbt oder auch auf dem sekundären Buchmarkt (aus Nachlässen) gekauft. Die Erfahrungen, die die tschechische Forschung mit dem fast unglaublich langen Leben der Bücher in den bürgerlichen Bibliotheken gemacht hat, gleichzeitig aber auch die Nachrichten über die verhältnismäßig guten Preise der sekundär geschätzten Bücher sowie die Berichte über das Interesse der Bürger daran, alte Editionen zu kaufen, ermöglichen uns nicht, die eine oder andere Alternative zu bevorzugen³¹.

Es steht nur eine einzige direkte Quellennachricht über das Vorkommen von Luthers Werken im Prager Handel für die Zeit nach 1600 zur Verfügung: Im Nachlaß der Eisenwarenhändlerin Kateřina Mildberger (1606) finden wir unerwartet auch die in weißes Leder gebundenen „25 Neuen Gesetze Dr. Martini Lutheri“, die man 1 Rheintaler auf 4 Stück, also sehr billig, geschätzt hat³². Für die ältere Zeit liegt für das Jahr 1586 im Inventar der Buchhandlung des Sohnes des berühmten Prager Buchdruckers Jiří Melantrich von Aventyn lediglich eine Nachricht über ein Exemplar von Luthers „Jahresevangelen in octavo“ vor und über sechs Stücke „Enchiridion Lutheri“; alle diese Schriften waren ungebunden³³.

Das Phänomen des Verschwindens von Luthers Werken aus den Privatbibliotheken schon vor 1620 ist auch auf der Grundlage des real existierenden Büchermaterials schwer überprüfbar, da praktisch keine bürgerlichen Buchbestände aus der untersuchten Zeit in den Bibliotheken erhalten geblieben sind. Auch die allgemeine inhalt-

³⁰ Vgl. Willers, Georg: Die Messekataloge. Bd. 1–4. Hildesheim 1972–1980. Es standen im Jahre 1565 3 Werke von Luther im Angebot, 1575 dann 2 Werke, 1580 kein einziges Werk, und 1590 wurden wieder zwei Werke den Käufern angeboten. Im Umfang des Ganzen war es nur ein Tropfen.

³¹ Über die Praxis, ganze Bibliotheken verstorbener Gebildeter für die neu sich gestaltenden Bibliotheken einzukaufen, schreibt ausführlich Alena Richterová: *Vývoj roudnické lobkovické knihovny* [Die Entwicklung der Raudnitzer Bibliothek der Lobkowitz]. Praha 1989. – Jiří Pokorný: *Knihy a knihovny v inventářích pražských měšťanů v 18. století 1700–1784* [Bücher und Bibliotheken in den Inventaren Prager Bürger im 18. Jh.]. Acta Universitatis Carolinae – Historia Universitatis Carolinae Pragensis 28/1 (1988) 56–58 stellt zu unserem Problem fest, daß fast ein Viertel der Bücher, die in den Nachlaßinventaren des 18. Jahrhunderts in Prag gefunden wurden, schon vor dem Jahre 1620 gedruckt wurden.

³² Archiv der Hauptstadt Prag (AMP) Handschrift Nr. 1174, Fol. 221a.

³³ Archiv der Hauptstadt Prag (AMP) Handschrift Nr. 1173, Fol. 102a.

liche Bestandsstruktur historischer Bibliotheken Böhmens würde kaum die damalige Situation widerspiegeln. Aufgrund der Inventare aus den Jahrzehnten nach 1620 wissen wir nämlich, daß zwar die meisten lutherischen Autoren bis zum Ende des 17. Jahrhunderts in den Privatbibliotheken blieben, die Werke Martin Luthers ebenso wie etwa von Johann Hus verschwanden aber unmittelbar nach dem kaiserlichen Sieg auf dem Weißen Berg aus den Bücherlisten³⁴. Schon darum ist es wahrscheinlich irrelevant, daß in der berühmten Joachimsthaler Schulbibliothek, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch Johann Mathesius aufgebaut wurde, nur ein kleines Werk von Martin Luther (als Adligat) vorkommt³⁵. Sehr wahrscheinlich ist auch diese alte Bibliothek nach 1620 gesäubert worden.

Wenn man allerdings nach den sozioprofessionellen Charakteristiken der Gruppe der Besitzer von Luthers Werken fragt, erkennt man, daß diese Leute zu den ganz gewöhnlichen Bürgern, meist Handwerkern, oder auch kleineren Kaufleuten gehörten. Hebt man jedoch die Gruppe derjenigen heraus, die etwas mehr (mindestens drei Titel) von Martin Luther zu Hause hatten, stellt man fest, daß in dieser Gruppe (hauptsächlich waren es ja Inhaber von mittleren und großen Bibliotheken) vornehme Männer überrepräsentiert waren (nobilitierte Ratsmitglieder, Goldschmiede, Tuchschneider, Rechtsanwälte, Mediziner, Apotheker, kaiserliche Hofstaatsbeamte, aber beispielsweise auch zwei Barbieri). Diese Struktur hat sich nach 1600 kaum verändert. Keine besondere sozioprofessionelle Spezifik weisen auch die Launer Inhaber von Luthers Schriften aus. Weil also im allgemeinen die städtische Intelligenz und die intellektuellen Berufe relativ häufiger mittlere und große Bibliotheken besaßen, so findet man auch Luthers Schriften öfter in dieser Gruppe.

Das thematische Spektrum der Werke Martin Luthers in den Bibliotheken nicht nur der Prager, sondern auch der Launer Bürger ist breiter, als man erwarten konnte. Wir haben dabei nur die eigentlichen Schriften von Luther näher untersucht und die Buchtitel, die mit ihm nur formell verbunden sind, unberücksichtigt gelassen. Es waren solche Titel, wie: „Cithara Lutheri“, „Leuch Prediz D. Jana Pughenhagen nad Lutherem“, „Historia Mathesii o D. M. L.“, „Loci Communes Theologici a Defensio Lutheri“ (alles in Prag) oder „Vita D. M. Lutheri Mathiae Ritteri“ (in Laun). In diesen nicht sehr verbreiteten Büchern wurde Luthers Leben beschrieben, oder spätere Autoren haben darin Luthers Namen als Werbung benutzt, um eigene Werke zu propagieren. Das war der Fall z. B. bei „Cythara Lutheri“ von Cyriacus Spangenberg³⁶.

Die deutsche Geschichtsschreibung gliedert das Werk Luthers nach mehreren Schemata in bezug auf Inhalt und Form der Werke³⁷. Die Grundgliederung, der auch unsere Studie folgt, geht von der Weimarer Edition des Lutherschen Gesamtwerkes aus³⁸; dabei wird das Werk nach Schriften, Korrespondenz, Tischreden und Bibel

³⁴ Fejtová, Olga: Zum Vergleich der bürgerlichen Privatbibliotheken in Prager Neustadt und Heilbronn im 17. Jahrhundert. In: Bürgerliche Kultur im Vergleich. Szeged 1995 (im Druck).

³⁵ Sturm, Heribert: Die Bücher der Lateinschule zu St. Joachimsthal. Komotau 1929, 124.

³⁶ Verzeichnis der im deutschen Sprachbereich erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts, S. 7514–7523, Bd. 12 [weiter nur VD 16.].

³⁷ Näher dazu in den letzten Jahren Lohse: Martin Luther 108–144.

³⁸ Weimarer Ausgabe, vgl. Lohse: Martin Luther 249–250.

gegliedert. (Es liegt auf der Hand, daß wir die Korrespondenz als selbständige Position im 16. Jahrhundert kaum finden konnten, weil sie bis 1620 nur als ein Bestandteil der Gesamtausgaben von Luthers Werken erschienen ist.)

Für die Identifizierung der in den Prager und Launer Bibliotheken gefundenen Bücher, die mit dem Namen von Luther in Verbindung stehen, haben wir folgende Nachschlagewerke benutzt: *Knihopis* (Bibliographie der tschechischgedruckten Bücher vom Anfang bis zum Jahr 1800), ein Buch, mit welchem man die ins Tschechische übersetzten Werke identifizieren konnte³⁹. Weil aber die Mehrheit der entdeckten Bücher fremdsprachige Importe waren, half uns vor allem Benzings zweibändige Bibliographie der Werke Luthers, die bis zu seinem Tod erschienen⁴⁰. Für die späteren Editionen der Lutherschen Werke, also besonders für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, haben wir das Verzeichnis der im deutschen Sprachgebiet erschienenen Drucke des 16. Jahrhunderts benutzt⁴¹. Die wichtigsten Nachschlagewerke waren für uns allerdings die gedruckten Kataloge der großen europäischen Bibliotheken (British Library London, Bibliothèque Nationale Paris und Münchner Bayerische Staatsbibliothek) mit wichtigen Beständen der alten Drucke⁴². Die restlichen Angaben hat uns der Katalog der Bücherbestände der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel (weiter nur HAB) bereitgestellt.

Das wichtigste mit Luther verbundene Buch, das auch am häufigsten in den böhmischen Bibliotheken um 1600 vorkommt, war ganz eindeutig die Bibel, also Luthers Übersetzung des Alten und des Neuen Testaments. Es ist aber sehr problematisch zu bestimmen, ob die eine oder andere deutschsprachige Bibel gerade Luthers Ausgabe war. In Prag gab es 26, in Laun dann 2 konkrete Bibelzuschreibungen als Luthers Werk. Man muß diese Angabe nur als einen relativen Beweis der Beliebtheit dieser Bibeledition betrachten, da die sonstigen Bibeleditionen nämlich – mit nur wenigen Ausnahmen – unerwähnt bleiben. Die Luthersche Bibelübersetzung verbirgt sich ferner ganz sicher hinter Inventareintragen des Typus „Deutsche Bibel“ oder gar unter dem Sammelbegriff „und weitere Bücher in Deutsch“⁴³.

Als Beweis für die Popularität der Lutherschen deutschen Bibelausgabe in Böhmen kann auch der Fund von 25 Stücken des Lutherschen Neuen Testaments im Inventar des Geschäfts der Prager Altstädter Eisenwarenhändlerin Kateřina Mildberger im Jahr 1606 dienen⁴⁴.

Ein ganz spezifisches Problem tauchte in Laun auf: Im Nachlaß des Apothekers Jan

³⁹ *Knihopis českých a slovenských tisků* [Verzeichnis der böhmischen und slowakischen Drucke]. Bd. 2/4. Praha 1948, 355–371.

⁴⁰ Benz ing, Josef: *Lutherbibliographie*. Baden-Baden 1966 und Benz ing, Josef/Claus, Helmut: *Lutherbibliographie*. Bd. 2. Baden-Baden 1994.

⁴¹ Siehe Anm. 36. VD 16, Bd. 1–22, Stuttgart 1983–1995.

⁴² BLC – The British Library General Catalogue of Printed Books to 1975, 1–360, London-München-New York-Paris. – BN – Catalogue général des livres imprimés de la Bibliothèque Nationale, 1–231, Paris 1897–1981. – NUC – The National Union Catalog. Pre – 1956 imprints. Vol. 1. – 754, London 1968–1981. – BSB – Bayerische Staatsbibliothek, Alphabetischer Katalog 1501–1840, Bd. I–LX, München-London-New York-Paris 1987–1990.

⁴³ Vgl. die Häufigkeit der anderen deutschen Übersetzungen der Bibel – VD 16, B 2673–2838.

⁴⁴ „Sacunk zboží šmejdiřskýho po Kateřině Mildbergerové“, Archiv der Hauptstadt Prag (AMP) Handschrift Nr. 1174, Fol. 221a.

Cynk aus dem Jahre 1605 findet man u. a. eine außerordentlich ausführliche bibliographische Angabe: „Biblia S. D. M. L. cum summaris Viti Dietractii. Vitebergae 1597“⁴⁵. Es ist uns aber nicht gelungen, auch nur in einem einzigen der benutzten Kataloge eine solche Publikation zu finden. Möglicherweise ist das ein Indiz dafür, daß Bibelausgaben existiert haben, von denen kein bekanntes Exemplar bis heute erhalten geblieben ist.

Ein weiterer Posten der Bibliographie Luthers waren die Tischreden, d. h. Aufzeichnungen von Aussprüchen Luthers, die die Schüler und Gesprächspartner des Meisters notiert haben. Diese gesammelten Äußerungen über die verschiedensten Fragen aus dem Bereich der praktischen Theologie und Kirche hat Luther zwar nie autorisiert, sie wurden aber als sein Opus betrachtet und auch in die Weimarer Standardedition seiner Werke aufgenommen. In unseren Inventaren haben wir Tischreden dreimal gefunden: einmal auf der Prager Kleinseite, einmal in der Prager Altstadt und einmal unter dem lateinischen Titel als „Colloquia“ in Laun⁴⁶.

In der größten, allgemeinen Gruppe der Werke Luthers spielen seine Postillen und Katechismen die wichtigste Rolle. Auch diese außerordentlich verbreiteten Bücher wurden sehr oft ohne Bestimmung des Autors in die Inventarverzeichnisse eingetragen und nur als „deutsche Postille“ oder „deutscher Katechismus“ bezeichnet. Wenn wir aber die Statistik der konkret bestimmten Werke als Grundlage für die Bewertung der anonymen Postillen und Katechismen nehmen, dann können wir erst die Position dieser Werke Luthers schätzen.

Luthers Postillen (die Auslegungen der Episteln und Evangelien) kommen in den Prager und Launer Bibliotheken in einer ganz konkurrenzlosen Zahl vor, und zwar entweder unter dem Titel „Postille“ oder unter dem tschechischen Namen „Vejklada na evangelia“⁴⁷. Das ist um so merkwürdiger, da Luthers Postillen niemals im Tschechischen gedruckt wurden und doch in den Inventaren mit dem tschechischen Titel und gleichzeitig mit der Spezifizierung des Autors: „Doktora Martina Luthera“ zu finden sind. Wir haben 67 Exemplare von Luthers Postillen in Prag und Laun gefunden. Es konnten mehrere Ausgaben seiner Postillen sein, am häufigsten wahrscheinlich seine „Hauspostille“, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr verbreitet war. In den an Böhmen angrenzenden Gebieten Deutschlands erschienen diese Postillen praktisch nur in deutsch, ganz ausnahmsweise in lateinischer Sprache. So sieht auch die Situation in Laun und Prag aus: bei allen konkretisierten Vorkommen wurde in den Verzeichnissen die deutsche Sprache vermerkt. In den Bibliothekskatalogen des 16. Jahrhunderts wird manchmal auch die Postille von Spangenberg als Luthers Postille bezeichnet, ein Buch mit einer Einleitung von Luther⁴⁸. Wir haben aber diese

⁴⁵ OAL, Archiv města Louny, Bücher, I C 50, 619b–621a.

⁴⁶ Vgl. Tischreden oder Colloquia, VD 16, L 6748–6768. Diese Niederschriften über Luthers Äußerungen bei Tisch waren von Luther nicht autorisiert. Wegen des Zusammenhangs mit Luthers schriftlichem Wirken werden sie zu seinen Werken gezählt.

⁴⁷ Siehe Benzing, Josef I.: Postille oder Auslegung der Episteln und Evangelien durch das ganze Jahr. Gesamtausgaben, 1128–1133, Hauspostille, 3467–3477, VD 16, L 3923–4029, 4831–4898, 5591–5666.

⁴⁸ Es geht um Postilla deutsch ... durch Johann Spangenberg, Benzing, I., 3418–3422a und Postilla latina ... autore Joanne Spangenbergio, Benzing, I., 3423.

Postillen außerhalb unserer Aufmerksamkeit gelassen und nur die Bücher berücksichtigt, die ausdrücklich Martin Luther zugeschrieben worden sind.

Ähnliche Probleme bei der Bestimmung der Autorschaft bringt der Katechismus, resp. der „kleine“ und der „große“ Katechismus von Luther. Es handelt sich dabei um zwei grundlegende Texte, die als Schulbücher im ganzen 16. Jahrhundert unter unterschiedlichen Titeln neu aufgelegt worden sind. Es ist uns nicht gelungen, dieses Buch in Laun zu finden; in Prag haben wir jedoch sechs verschiedene Varianten bestimmt: einmal „Katechismus“, dreimal „Catechismus deutsch“ und zweimal „Enchiridion“, also einer der Titel, unter dem der sogenannte „Kleine Katechismus“ im 16. Jahrhundert publiziert wurde⁴⁹. Bei anderen Vorkommen ist es unmöglich, das Buch präzise zu bestimmen. Nur aufgrund der Überlegung, daß im 16. Jahrhundert die Mehrheit der lutherischen Katechismus-Ausgaben die „kleinen“ Katechismen waren (so die statistische Auswertung der von uns benutzten Verzeichnisse und Kataloge), kann man schließen, daß die meisten gefundenen Katechismen vermutlich die „kleinen“ waren⁵⁰.

Es gibt auch – aber nur rein theoretisch – eine Möglichkeit, daß der Katechismus auch in der tschechischen Übersetzung existierte⁵¹. Diese Ausgabe erschien allerdings in Oberungarn, in einem Land, von welchem in der untersuchten Zeit gar keine Bücher nach Böhmen importiert wurden. Ein wenig besser sieht es mit der Möglichkeit aus, einen Katechismus von Luther als tschechischen „Výklad na 10 Božích přikázání“ (Auslegung der 10 Gebote Gottes) oder „Výklad na desatero“ (Auslegung des Dekalogs) zu identifizieren⁵². Das sind die Titel der Schulausgabe des Katechismus, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Böhmen erschienen. Mehrere Exemplare dieses Titels haben bis heute überlebt⁵³.

Eine besondere Stellung unter den gefundenen Positionen von Luther nehmen die Gesamtausgaben seines Werkes bzw. die zeitgenössisch ausgewählten Schriften von Luther ein. Diese Einheiten gab es nur in der Prager Altstadt, und zwar als Gesamtausgaben in 8, 11, 12 und 14 Bänden. Bruchstücke verschiedener Gesamtausgaben haben wir jedoch in Prag wie auch in Laun gefunden (so in Laun ein „Tertius tomus Lutheri in evangelia“, auf der Kleinseite ein „Tomus druhej Lutheri“, in der Altstadt eine „Quinta et sexta pars tomũ Martini Lutheri“ und endlich die Neustädter Funde: „V. díl M. Lutheri“ und „Thomae Lutheri“). Die meisten deutschen und lateinischen Gesamtausgaben konnten wir eindeutig identifizieren, nur die vierzehnbändige Aus-

⁴⁹ VD 16, L 5020–5347. Den Titel Enchiridion kann man auch bei anderen Werken Luthers finden, z. B. Enchiridion geistlicher Gesänge ..., VD 16, L 3578, 3584, 3585–3590, 3596, 3541–3544, 3680, 3684, 3580–3581, oder Enchiridion oder ein Handbüchlein einem jeglichen Christen, VD 16, L 3575–3577 und Enchiridion piarum precationum, VD 16, L 1314–1316 etc. In diesen und anderen Fällen geht es aber nicht um so häufige Werke.

⁵⁰ Vgl. VD 16, unter den Titeln Der kleine Katechismus, Catechisis minor, Enchiridion. Der kleine Catechisis, Der kleine Catechismus, Catechismus für gemeine Pfarrerherren und Prediger, Das goldene Kleinod. Catechismus. Das ist Kurtze und Ainfeltige Erklerung, Parvus Catechismus. Pro pueris in schola, L 5020–5189.

⁵¹ Siehe Knihopis 5061–2, 5064.

⁵² Vgl. Auslegung der zehn Gebote, B e n z i n g, I., 2536–2539, VD 16, L 4030–4032, oder Die X Gebot Gotes mit ainer kurtzen Auflösung, VD 16, L 7558–7568.

⁵³ Kázání ... Na desatero přikazani božii ..., Knihopis, 5110 (8 Exemplare).

gabe kommt nicht vor⁵⁴. Es ist natürlich nicht auszuschließen, daß sich eine sich überschneidende Mischung von zwei verschiedenen Gesamtausgaben oder auch eine nur buchbinderisch vereinheitlichte Reihe von Schriften Luthers darunter befand.

Eine weitere Gruppe von Luthers Werken kann man summarisch als seine Bibelkommentare bezeichnen. Es waren vor allem die Auslegungen zu den Psalmen: „Ennarratio Psalmorum, Žalmy, Žaltář německý, Psalterium, Psalmi 22 de passione D. M. Lutheri interpretari, Vitebergae 1525, D. M. Luteri Psalmographus Erfurtensis, Explicationes in Psalmos Lutheri, Explicatio in Psalmum“⁵⁵. Es ist uns leider bei den letzten drei verhältnismäßig gut beschriebenen Titeln nicht gelungen, die konkreten Editionen in den Katalogen zu finden, obwohl bei dem „Psalmografus“ auch der Erscheinungsort genannt wird. Nur die „Psalmi 22 ...“ konnten wir spezifizieren⁵⁶.

Die Kommentare zum Alten oder zum Neuen Testament haben wir in den untersuchten Städten nur vereinzelt gefunden. Diese waren in Prag: „In Epistulas Pauli ad Galatheos, Ennarratio cap. 53 Esaie, Ennarrationes super liber I. Moyses“ und in Laun: „In Genesim, In Deuteronomium, Prophetarum extractus Germanico idiomate“⁵⁷ sowie Luthers polemisches Werk „De votis Monasticiis“ (De votis monasticis iudicium)⁵⁸. Das Grundwerk seiner Lehre und Lebensphilosophie „De Servo Arbitrio“ kommt in Prag nur einmal vor⁵⁹.

In Laun haben wir Luthers theologische, dem Sakrament gewidmete Schrift „De captivitate Babilonica“ (De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium) und eine der späten Polemiken Luthers „Libellus contra papatum romanum“ (Wider das Papsttum zu Rom, vom Teufel gestiftet) gefunden⁶⁰.

Sehr berühmt war auch „Vejstraha“, also zweifellos die „Warnung an seine lieben Deutschen“, Luthers Reaktion auf die Beschlüsse des Augsburger Reichstages von 1530⁶¹. Die „Vejstraha“ konnte in Nachlässen auch in der tschechischen Edition vorkommen (das Buch wurde ja ohnehin unter dem tschechischen Titel verzeichnet) – sie wurde als eine der wenigen Schriften Luthers ins Tschechische übersetzt und gedruckt⁶². Eine ähnliche gedankliche Richtung hatte auch die in der Prager Altstadt gefundene Schrift „Napomenutí“ – vielleicht „Ermahnung zum Frieden“⁶³.

⁵⁴ Opera dt. VD 16, L 3307–3406 und Opera lat. L 3407–3445.

⁵⁵ Siehe Enarratio psalmorum ..., Benzing, I., 3273–3274, Psalterium Davidis Benzing, I., 1866–1870, 2752e-f, 3306b-k; Psalter deutsch, VD 16, L 3277–3399.

⁵⁶ (Der) 22. Psalm Davidis von dem Leiden Christi, Benzing, I., 528–531, VD 16, L 5553–5555.

⁵⁷ Vgl. In epistolam Pauli ad Galatas, Benzing, I., 416–426, 3183–3187, VD 16, B 5062–5088, lat., B 5095–5099, dt., Enarratio 53. capituli Esaiae, VD 16, L 4542–4543, In primum librum Mose enarrationes, Benzing, I., 3451–3452, In genesim Mose librum sanctissimum declamationes, Benzing, I., 2459, VD 16, B 2987–3000, lat., Deuteronomion Mose cum Annotationibus, VD 16, B 3042–3033, Prophetae alle Teütsch, B 3732–3755.

⁵⁸ Siehe Benzing, I., 704–711, VD 16, L 7322–7325, lat. a L 7326–7330, dt.

⁵⁹ Dieses Werk gehört zu den theologisch systematischen Streitschriften von Martin Luther, Benzing, I., 2201–2209, VD 16, L 6659–6672, lat., L 6673–6677, dt.

⁶⁰ Oder „Contra papatum Romanum a diabolo inventum“ – lateinische Übersetzung von Justus Jonas Benzing, I., 3501, lat., VD 16, L 7390–7397, dt., L 7398–7400, lat.

⁶¹ Benzing, I., 2908–2924, VD 16, L 7332–7360, dt.

⁶² Weystraha Doktora Martina Luterha k sweym mileym Niemcom, Knihopis, 5126.

⁶³ VD 16, L 4676–4696, aus den weiteren „Vermahnungen ...“ können wir „Vermahnung an alle

Eine spezifische Gruppe bilden Luthers Kommentare zu seinen Editionen anderer zeitgenössischer Autoren. Die berühmteste von diesen Arbeiten ist seine „Theologia deutsch“, die wir in der Prager Altstadt unter dem tschechischen Namen „Theologia německá“ gefunden haben⁶⁴. Ein anderes Werk taucht in Prag unter zwei Namen auf: „Querella“ und „Liber fidei“ ist immer dieselbe „Querela de fide pii et spiritualis cuiuspiam parochi“⁶⁵.

Den Komplex der gefundenen Schriften runden die nur wenig populären Disputationen Luthers „Propositiones“, „Censura“, „Traktát o prorocích německý“ und „Epitaphium německý“ ab⁶⁶.

Zur Verbreitung der Lehre Luthers und zur Formierung der neuen Kirche trugen in einem großen Maße Luthers Kirchenlieder und Gebetbücher bei. Diese Texte wurden für ganz unterschiedliche gesellschaftliche Schichten und zu den verschiedensten Anlässen verfaßt. In den Prager Nachlaßinventaren haben wir mehrere „Písňě“, „Duchovní písničky“ oder auch „Písňě německý“ Luthers gefunden. Ebenso oft kamen die „Modlitby“ vor⁶⁷. In Laun wurde dieses Repertoire noch durch das „Enchiridion precationum“ ergänzt, den einzigen individuell identifizierbaren Text der gesamten erwähnten Gruppe⁶⁸.

Einen ebenso starken Einfluß auf die Gesellschaft wie die Lieder und Gebete hatten im 16. Jahrhundert auch Luthers Predigten. Die gedruckten Sammlungen der Predigten von Luther kamen auch in unserem Material vor, für eine nähere Bestimmung der Ausgabe fehlen uns allerdings weitere Angaben. Es gibt nämlich einige tschechische Übersetzungen, vor allem aber eine Flut von deutschen Ausgaben der Predigten Luthers⁶⁹. Ebenso unmöglich war es für uns, die auf der Kleinseite gefundene „Trostdpredigt“ Luthers zu identifizieren. Sie war ein Bestandteil der Gruppe von Luthers Schriften in Briefform – die sogenannten „Trostschriften“, wie Luthers Biographen sie bezeichnen⁷⁰.

Trotz unserer Bemühungen blieben einige angeführte Positionen Luthers völlig unbestimmbar. Es handelt sich um „Germanus liber“ und „D.M.L. 1547“. Zum

Pfarrherrn, Vermahnung an die Geistlichen ..., Vermahnung zum Gebet wider den Türken“ etc., VD 16, L 6912–6959 erwähnen.

⁶⁴ Siehe Benz ing, I., Vorrede zu der vollständigen Ausgabe der Theologia Deutsch, 160–178, VD 16, T 890–919.

⁶⁵ Benz ing, I., Vorrede zu Querela de fide pii et spiritualis cuiuspiam parochi, 43161–3162.

⁶⁶ Propositiones disputatae Wittembergae, VD 16, L 5744–5745, Benz ing, I., 59, 3179, oder Propositiones subinde disputatae, L 5746–5748, Benz ing, I., 60–61, 63–64. – Disputatio quinta M. Lutheri contra antimonos Wittenbergae habita. Censura, in eandem, inter Lutheri et Antinomorum extrema medium Quoddam ..., HAB, A: 146. 16 Theol ... (23). – Eyn Predigt und warnungsis zu hueten fuer falschen Propheten, VD 16, L 5710. – Epitaphium, das ist eine Grabinschrift Jungfer Magdalena, VD 16, L 4657.

⁶⁷ Vor allem christliche Gesänge, lateinisch und deutsch ... VD 16, L 4199–4202, und Ein Betbüchlein VD 16, L 4081–4125.

⁶⁸ D. h. Enchiridion piarum precationum, Benz ing, I., 1314–1316, bzw. BLC, Bd. 203, S. 94, BSB-AK, Bd. 24, S. 304.

⁶⁹ Vgl. Knihopis 5110–5112. Diese Reihe von Predigten kommt unter folgenden Zitationen vor: VD 16, L 4488–4489, 4703–4704, 4724, 5678–5896, 6687–6689, 6780–6785, 6776–6977, 7580–7590 vor.

⁷⁰ Lohse: Martin Luther 115.

Jahre 1547 haben wir z. B. in der Wolfenbütteler Herzog August Bibliothek 23 andere Publikationen Luthers gefunden. Ebenso wenig Erfolg war uns bei der Identifikation des in Laun verzeichneten Buches „D. M. Lut. Confutatio Sacramentarium, Dresdae 1577“ beschieden und bei dem in der Prager Altstadt genannten Werk „Promptuarium Exemplorum“ und „Naučení“, wahrscheinlich also einer Schrift aus Luthers Sammlung der „Bedenken“, also der Ratschläge und Gutachten für unterschiedliche Adressaten⁷¹.

Im ganzen bereitete uns das gefundene Vorkommen der Werke Luthers keine Überraschung. Die Bücher, die in bürgerlichen Bibliotheken in Böhmen, einem Land eigener hochentwickelter Bibel- und Postillenkultur in der Nationalsprache, am häufigsten genannt wurden, waren die lutherischen Bibelübersetzungen (28 konkrete Nachweise) und Postillen (68). Auch die Katechismen, Predigten und Lieder von Luther gehörten um 1600 in Prag und Laun zum bevorzugten Lesestoff, gefolgt von den Gesamtausgaben und Teilen von Gesamtausgaben in der Prager Altstadt. Die speziellen theologischen und kirchenpolitischen, inhaltlich anspruchsvolleren Werke von Martin Luther kamen jedoch nur vereinzelt vor. Ein Zeugnis für die außerordentliche Popularität von Luther besonders in Prag stellen auch die erwähnten Biographien dar.

Eine spezifische Problematik besteht jedoch in der Sprache der gefundenen Bücher. Die Bücherlisten der Inventare spezifizierten selten die Sprache, in der die verzeichneten Bücher gedruckt waren. Die Zahl der tschechischen, im Knihopis edidierten Übersetzungen der Schriften Luthers ist sehr klein. Vermutlich waren auch die meisten tschechisch eingetragenen Bücher eigentlich deutsche Titel. Weil die Titel bei der Inventarisierung dem Schreiber diktiert wurden, hat man die verkürzten Zitationen ins Tschechische übertragen. Aufgrund der Analysen der Publikationsverzeichnisse oder des Katalogs von Luthers Schriften kann man sagen, daß im 16. Jahrhundert die dominierende Sprache das Deutsche war; das Lateinische folgte erst mit Abstand. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch die Analyse der bestimmten Bücher von Luther in den Prager und Launer Bibliotheken. Besonders in Laun wird deutlich, daß die lateinischen Editionen nur in den großen Bibliotheken der städtischen Intellektuellen (Matyáš Kolínský z Bilejova, Jan Cynk Apatykář) vorkamen.

In der königlichen Stadt Laun kann man auch eine direkte Beziehung zwischen der Größe und der Qualität der Bibliothek und der Qualität der vorkommenden Werke Luthers feststellen. Solche, die über seine Bibel und Postillen hinausgingen, waren nur in den großen Bibliotheken anzutreffen. Ähnliches kann man im Prinzip auch für Prag behaupten, obwohl es hier in einem umfangreicheren Material mehr Möglichkeiten für ein zufälliges Vorkommen (infolge von Erbschaft oder durch Kauf eines Bücherbestandes aus einem Nachlaß usw.) spezieller und intellektuell anspruchsvollerer Schriften Luthers gibt.

Was schon oben über die Formate der gefundenen Bücher bemerkt wurde, könnte vielleicht andeuten, daß bestimmte großformatige Editionen von Luthers Schriften auch eine repräsentative Funktion in einem bürgerlichen Haus einnehmen konnten. Die bisherigen Untersuchungen auf dem Felde der bürgerlichen Bibliotheken legen allerdings eher die Vorstellung nahe, daß die Bürger ihre Bücherbestände in der Zeit

⁷¹ Lohse: Martin Luther 116.

relativer Verbilligung der Druckproduktion ganz pragmatisch behandelten, sie in die nicht für die breitere Öffentlichkeit bestimmten Räume der Häuser plazierten und sie als Lesestoff und als reine Privatsache betrachteten. Der Repräsentation dienten damals eher zahlreiche Goldarbeiten der bürgerlichen Schatzkammern und umfangreiche Bildergalerien, wo u. a. ausnahmsweise auch ein Portrait von Luther gefunden werden konnte⁷².

Zum Abschluß sollte noch etwas über die aufgefundenen Listen der Bibliotheken von Geistlichen gesagt werden⁷³. In den Prager Inventarbüchern wurden sechs Nachlässe von Priestern gefunden, die in den Jahren 1584 bis 1617 gestorben sind. Dies waren Menschen sehr divergenter kirchenpolitischer und intellektueller Prägungen und mit ganz unterschiedlichen Karrieren. Gemeinsam war ihnen allerdings der Besitz größerer bis sehr großer Bibliotheken. Die konfessionelle Struktur dieser Bibliotheken, besser besagt der ausführlich verzeichneten Teile dieser Bücherkollektionen, ist ein Zeugnis für die komplizierte ideelle Orientierung der Geistlichen jener Zeit: Wir finden eine Vermischung katholischer Literatur mit Werken der böhmischen Reformation und mit einer Vielzahl lutherisch orientierter Schriften deutscher Autoren und sogar einzelner Calvinisten inklusive Calvin selbst. In dieser Mischung mit lutherischem Schwerpunkt gibt es auch eine Handvoll Schriften von Martin Luther.

Ein größerer Bestand von Luthers Werken findet sich unter den 302 Bänden der Bibliothek des 1609 gestorbenen Pfarrers des Prager Altstadt-Sprengels St. Aegidius, Mikuláš Rejský aus Heřmanův Městec. Rejský tendierte zwar eher zum Calvinismus, besaß aber fünf Bände von Luthers anspruchsvollen theologischen Werken.

Eine noch größere Sammlung von Luthers Schriften besaß schon im Jahre 1590 der in der Prager Neustadt ermordete deutsche Priester Joachim Balken Dakos. Unter seinen 66 deutschen Büchern findet man 11 Exemplare von Luther und außerdem eine Luther-Biographie. Es sind eher die „normalen“ Werke zur alltäglichen Benutzung: Bibel, Postillen, Predigten, Katechismus, Auslegungen und Prophezeiungen. Von den berühmten kleinen Schriften von Luther gab es in dieser Bibliothek Luthers berüchtigte antisemitische Schrift „O židech a jejich lži (Über die Juden und ihre Lüge), die die Wandlung der ursprünglich ganz rationalen Beziehung Luthers zu den Juden zum Antijudaismus widerspiegelt⁷⁴. Es ist aber fraglich, ob Dakos in Prag nur vorübergehend wohnte oder ob er schon längere Zeit zum Prager Deutschtum gehörte.

Die angestellten Stichproben der Rezeptionskreise des literarischen Werkes von Martin Luther machten es möglich, eine Reihe von tradierten Vorstellungen über die

⁷² Fejtová: Zum Vergleich der bürgerlichen Privatbibliotheken. – Ganz ausnahmsweise findet man um 1600 einen Nachweis der Verehrung Luthers auch auf dem Felde der Bilderkultur der bürgerlichen Privatinterieurs. Der Tuchmacher Jiřík Šort hatte im Jahre 1614 unter 26 „Konterfecten“ nicht nur eine Serie der römischen Kaiser, sondern auch die Reformatoren Jan Hus, Philipp Melancthon und Martin Luther (und Žižka dazu). Siehe Pešek, Jiří: *Obrazy, grafiky a jejich majitelé v předbělohorské Praze* [Gemälde, Graphiken und ihre Besitzer in Prag in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg]. *Umění* 39 (1991) 376.

⁷³ Pešek: *Knihovny pražských předbělohorských farářů* 417–438.

⁷⁴ Von den Juden und ihren Lügen, Benzing, I., 3424–3425, VD 16, L 7153–7155, dt., 7156 lat.

Popularität und den Einfluß der Schriften Luthers besonders in der Zeit nach dem Tod des Wittenberger Reformators zu korrigieren. Es gibt nämlich eine Reihe von Stereotypen über die „wichtigsten“ Werke Luthers, die in den Synthesen, ob der Literaturgeschichte, Buchkulturgeschichte, Kirchengeschichte oder der allgemeinen Geschichte reproduziert werden. Wenn diese Nachschlagewerke überhaupt Titel der Werke Luthers anführen, dann wird die Auswahl auf die berühmten „Thesen“ und die Bibelübersetzung reduziert, die manchmal sogar als die erste Übersetzung des Testaments ins Deutsche bezeichnet wird⁷⁵. Kirchengeschichtliche Synthesen beschränken ihre Aufmerksamkeit auf die Schriften über die böhmische Situation oder gar auf die Korrespondenz mit Luthers böhmischen Partnern⁷⁶. Wenn diese synthetischen Studien schon über konkrete Werke Luthers sprechen, dann kommen allenfalls noch die Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation von des geistlichen Standes Verbesserung“, „De captivitate Babylonica ecclesiae praeludium“ und „De libertate christiana“ vor⁷⁷. Andere Schriften bleiben eher am Rande der Aufmerksamkeit.

Es ist sicher richtig, daß diese theologisch wichtigen Werke zur Entwicklung des deutschen und tschechischen Protestantismus und seines theoretischen Hintergrundes beigetragen haben. Ein Zeugnis für ihre Wichtigkeit ist schon die Übersetzung einiger dieser Schriften ins Tschechische und die Publikation einer modernen tschechischen Übersetzung⁷⁸. Die Häufigkeit des Besitzes und die Kenntnis dieser Schriften unter den Bürgern in Böhmen (wahrscheinlich ebenso unter den Adligen) zeigt sich aber im Licht unserer Forschungen als marginal.

Die böhmischen Bürger benutzten als Leser am häufigsten die Postillen, den Katechismus oder die Bibelübersetzungen von Luther. Die wichtige Rolle dieser Werke für die Verbreitung der lutherischen Lehre und des lutherischen Glaubens vermochte schon vor fast 100 Jahren die große tschechische Enzyklopädie *Ottův slovník naučný* richtig einzuschätzen⁷⁹. Es ist allerdings notwendig zu sagen, daß auch der deutsche Leser aufgrund der heutigen Nachschlagewerke kaum mehr Kenntnisse über Luthers Werke gewinnt⁸⁰. Die erwähnte Literatur beschäftigt sich im politischen, theologischen oder kulturellen Kontext mit den „wichtigsten“ Werken, welche allerdings die Zeitgenossen oder ihre Kinder und Enkel eher selten gelesen haben. Die Bürger liebten und bewahrten ganz andere Werke von Luther – nämlich die Literatur zum alltäglichen Gebrauch. Und gerade diese Schriften haben wir in den Prager und Launer Bibliotheken am häufigsten gefunden.

⁷⁵ Vgl. *Malá československá encyklopedie* [Kleine tschechoslowakische Enzyklopädie]. Bd. 3. Praha 1986, 892–893.

⁷⁶ „Über die Einsetzung von Kirchendienern“ etc. vgl. Kadlec, Jaroslav: *Přehled českých církevních dějin* [Übersicht der böhmischen Kirchengeschichte]. Bd. 2. Praha 1991, 13 usw.

⁷⁷ Vgl. J. Hrejsa, aber hauptsächlich A. Molnár.

⁷⁸ Siehe z. B. B. Popelář: *Předehra Martina Luthera k babylónskému zajetí církve*, oder B. Popelář/J. Říčan: *O svobodě křesťanské*. In: *Lutherův odkaz*. Praha 1935, 203–412 und 127–202.

⁷⁹ Zdeněk Nejedlý in *Ottův slovník naučný* [Ottos Konversationslexikon]. Bd. 16, Praha 1900, 475.

⁸⁰ Vgl. die tschechische Übersetzung H. Müller/K. F. Krieger, /H. Vollrath: *Dějiny Německa* [Geschichte Deutschlands]. Praha 1995, 83–85 oder „Deutschland“ in Vogt, Martin: *Deutsche Geschichte*. 3. Aufl., Stuttgart 1994, 164–168.

INTEGRATION UND INTEGRITÄT:
DIE BÖHMISCHEN LÄNDER
UND DIE „REICHISCHE“ IDEE
IN ADALBERT STIFTERS „WITIKO“

Von Wolfgang Müller-Funk

Integration und Integrität sind im Deutschen sehr nah verwandte Wörter, sie haben dieselbe lateinische Wurzel, und doch treten sie in beinahe gegensätzlicher Bedeutung auf, dann nämlich, wenn es um unser Thema – den Umgang mit dem Fremden¹ – geht. *Integration* bedeutet dann Einbeziehung des Fremden – mit der möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Konsequenz, das Fremde und den Fremden sich dadurch vertraut zu machen, daß man ihn in das Repertoire des Bekannten, Zu-uns-Gehörigen, Vertrauten aufnimmt.

Integrität heißt demgegenüber Unversehrtheit, das Beharren auf Eigenständigkeit – mit der möglichen, überaus wahrscheinlichen Folge, für den anderen fremd zu bleiben, ihn draußen zu lassen, vielleicht sogar von ihm vergessen und bekämpft zu werden, unverstanden zu bleiben².

Adalbert Stifters Roman „Witiko“ wird im folgenden als ein historisches Modell, als eine keineswegs ungebrochene, rückwärtsgewandte Utopie³ gelesen, dieses Spannungsverhältnis wenn schon nicht aufzulösen, so doch in einer Balance zu halten. Darin, und nicht in der Schilderung der damaligen gesellschaftlichen Gegebenheiten

¹ Bei dem Text handelt es sich um eine überarbeitete Fassung eines Vortrags beim 2. Symposium „Grenze und Nachbarschaft“, das sich mit dem Thema „Vom Umgang mit dem Fremden“ beschäftigte.

² Zur Thematik des Fremden vgl. das Standardwerk von Julia Kristeva: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt/M. 1990, sowie den von Wolfgang Müller-Funk herausgegebenen internationalen Sammelband: *Neue Heimat, neue Fremde. Beiträge zur kontinentalen Spannungslage*. Wien 1992.

³ Vgl. in diesem Zusammenhang Ferdinand Seibt: *Stifters Witiko als konservative Utopie*. In: *Deutsche und Tschechen. Beiträge zur Frage der Nachbarschaft zweier Nationen*. Hrsg. vom Adalbert-Stifter-Verein. München 1971, 23–39. – Eher abwehrend und abwertend äußert sich Claudio Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg 1966, 149–152; Magris, der Stifter einseitig dem Heimat-Sujet zuordnet, betont vor allem den konservativen Aspekt, wenn er schreibt: „Der Roman ist aber vielmehr ein Epos der grandiosen Statik und des veränderungsunfähigen Lebens, wie ja auch die Hauptgestalt keiner Entwicklung zugänglich, sondern von Anfang an fertig und gleichbleibend ist [...]. Dies ist die Sehnsucht nach einer bestätigt. Der Roman endet mit der Gründung der *Waldgemeinschaft*, dem konservativen Heimatraum des habsburgischen Friedens.“ Diese ideologiekritische Lesart setzt vorab voraus, daß die Historie lediglich eine Folie für die Gegenwart und Witiko bruchlos ein Vorbild abgibt. Adalbert Stifter gehört zu jenen (österreichischen) Autoren, die Pech gehabt haben mit ihren (zumeist affirmativen) Lesern.

liegt das Utopische in diesem so oft als idyllisch mißverstandenen Werk. Die „reichliche“ Idee, deren Legitimation vornehmlich aus einem System fester Abmachungen im Geiste eines universaleuropäischen Christentums beruht, wird nämlich (post festum) als ein Versuch interpretiert, Fremdheit und Vielfalt zuzulassen, somit auch Integration und Integrität. In diesem Sinn äußert sich der (vom römisch-deutschen Kaiser berufene) böhmische König Wladislaw ganz am Ende des Romans, als es abermals zur Streitfrage unter den böhmisch-mährischen Notablen wird, wie Integration und Integrität zu vereinbaren seien.

Integration, das bedeutet für die einen Aufgabe der Eigenart, der kulturellen Besonderheiten (wobei die Sprache nicht zur Sprache kommt). Integrität, absolut genommen, liefe auf Abschottung und Abschließung vom christlichen Europa hinaus. Wladislaw, der König, ein utopischer Geist, vertritt die Ansicht, daß Integration und Integrität einander nicht ausschließen: „Wer in Verbindung mit Fremden ist, der ist darum nicht abhängig von den Fremden, wie einer, der von einem Handelsmanne etwas kauft, von ihm abhängig ist.“⁴ Als einen solchen Kontrakt stuft Wladislaw auch das Verhältnis zum deutschen Kaiser ein: „Ich kann es euch sagen: Wenn Friedrich weit über mein Leben hinaus in Deutschland herrscht, so wird ihm nie zu Sinne kommen, die Länder Böhmen und Mähren sich zu Füßen zu werfen oder sie auch nur zu schmälern. Das habe ich über die Verbindung und über den Umgang mit dem Fremden gesprochen.“⁵

Zur Raffinesse des Romans gehört, daß sich Wladislaw historisch im Irrtum befindet, und daß es der Leser des Jahres 1864 weiß. Stifter mußte weit zurück in die Historie greifen, in das 12. Jahrhundert, um eine Konstellation von Integrität und Integration ausfindig zu machen, die der Utopie einer gelingenden Versöhnung dieses Gegensatzpaares nahekommt. Dazwischen liegen für den Leser des Romans die Machtkämpfe zwischen den Přemysliden und den Habsburgern, dem fatalen Stoff von Grillparzers „König Ottokar“, die Hussitenkriege, der 30jährige Krieg (mit der Vernichtung fast der gesamten böhmisch-mährischen Nobilität), die Oberherrschaft durch das Haus Habsburg, die das Verhältnis von Integration und Integrität maßgeblich zu ihren Gunsten verschoben haben. Insofern ist Stifiers Roman Teil des habsburgischen Mythos, als sein Roman darauf hinausläuft, Böhmen und Mähren wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, was eine Revision des 1864 realen Habsburgischen Staates bedeutete. Denn nur als universalistischer Staat, der Integration und Integrität in Balance hält, wäre das habsburgische Gemeinwesen so etwas wie eine historische Hoffnung oder – später – eine Erinnerung an das, was bislang noch nicht geschehen ist.

Um das Verhältnis zwischen Tschechen, Deutschen und Österreichern in ein versöhnliches Licht zu tauchen, mußte der wohl tschechophilste Roman deutscher Zunge eine historische Konstellation wählen, in der die Eigenständigkeit eines selbstbewußten, seiner Fremdheit und Eigenheit bewußten Tschechentums der deutschen Staatsidee nicht in die Quere kommt. Wie emphatisch Stifter die Auseinandersetzung mit

⁴ Stifter, Adalbert: Witiko. In: Werke und Briefe. Historisch-Kritische Gesamtausgabe. Hrsg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald. Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1986, Bd. V, 3, S. 270.

⁵ Ebenda.

der tschechischen Geschichte und ihren verwickelten Problemen nimmt, zeigt auch die Widmung des Romanes: „Seinen Landsleuten, insbesondere der altehrwürdigen Stadt Prag widmet diesen Dichtungsversuch aus der Geschichte seines Heimatlandes mit treuer Liebe der Verfasser. Linz im Christmonat 1864.“ Wie man im folgenden sehen wird, ist eine nachträgliche deutschnationale Deutung der Widmung gänzlich abwegig.

Die folgende Skizze einer Analyse versteht sich als immanent und philosophisch, sie verzichtet weithin auf die Untersuchung ästhetischer Strategien, und sie beinhaltet keinen Vergleich mit der „historischen Realität“, d. h. mit diversen historiographischen Interpretationen. Wir beschränken uns im folgenden auf drei Punkte: 1) Perspektive und Panorama, 2) Die historische Ausgangssituation in der Welt des Romans, 3) Der Konflikt zwischen Integration und Integrität.

Perspektivik und Panorama

Der panoramische Blick impliziert bekanntlich mehr als eine literarische Behelfstechnik zur Skizzierung der Landkarte des Geschehens. Er markiert, sozusagen von Petrarca bis Poe, einen erhabenen Gestus, Hochgestimmtheit im Sinne der Kantschen Ästhetik, die das Erhabene gleichberechtigt neben das Schöne stellt⁶. Wenn Stifters Roman mit dem Blick vom Böhmerwald aus einsetzt (wodurch Bayern, Passau mit Inn, Donau und Ilz, Österreich aber auch das Gebiet um die Moldau sichtbar werden), dann stiftet dies nicht nur einen übergreifenden historischen Zusammenhang, sondern charakterisiert auch den Blickwinkel, der die erhabene Perspektivik vom Raum auf die Zeit überträgt. In Stifters grandioser Überschau verknüpfen sich geographische und historische Bezüge zu einer symbolischen) Topologie.

Deshalb auch muß sich der panoramische Blick leitmotivisch wiederholen, bis am Ende der Titelheld seine Burg auf einem Bergkamm baut, von dem aus die „Dreifaltigkeit“ dieses kulturellen Raumes überschaubar wird. Der Beschluß, die Burg an dieser exponierten Stelle zu errichten, ist ein zu Stein gewordenes Bekenntnis: zur Heimat Böhmen (mitsamt Mähren), aber auch zu Bayern und zu Österreich. Bayern ist das Land, aus dem er kommt, um dem alten sterbenden Herzog, dem Vorgänger Wladislaws, seine Dienste anzubieten, aus Bayern stammt auch seine Braut, während die Mutter, Wentila, bei der alten Markgräfin in Wien lebt. Ihre Familie ist wiederum mit dem böhmischen Herzogshaus verwandt und befreundet. So erweist sich der Roman als ein System von Wahlverwandtschaften, die eine Synthese von Eigenständigkeit und Verbindlichkeit gewährleistet. Von der „Schneide des Waldes“ ist einmal die Rede, von einer Schneide, die trennt und verbindet: Österreich und Bayern vom Böhmerwald aus betrachtet, der im Roman oft nur der „Wald“ genannt wird, während seine Bewohner sich zumeist als „Waldmensen“ bezeichnen, als Helden der Peripherie, womit eine archaische, vorzeitliche Perspektive ins Spiel kommt.

Witiko ist, wie einer seiner Kriegskameraden im wütenden Streit herablassend

⁶ Zum Topos des Erhabenen vgl. den Aufsatz von Ulrich Beil: Rhetorische Phantasie. Zur Archäologie des Erhabenen. In: *Arcadia* 28 (1993) 225–255. Hier auch ein Überblick über den gegenwärtigen Stand der Diskussion seit Lyotard.

bemerkt, ein „Landstreifer“, d. h. ein Nomade, ein Heimatloser, ein Grenzgänger, der aus dem Westen kommt. Wien und das Kernland Österreichs jenseits der Enns rücken erst im zweiten Teil des Romans ins Blickfeld. Witikos Herkunft ist dunkel, was mit seiner Ortlosigkeit harmoniert. Er kommt von nirgendwo, vielleicht aus einem anderen Reich: dem der Phantasie, die dem Roman zugrundeliegt⁷.

Mehrfach ist – märchenhaft – davon die Rede, daß er aus einem versunkenen Adelsgeschlecht stammt, auch von einer geheimnisvollen italienischen Abkunft wird zuweilen gesprochen. Witiko entzieht sich der historischen Greifbarkeit.

Zwei unscheinbare Güter besitzt dieser nowhere man im „mittäglichen Böhmen“, in Prič und Plan. Seine martialische Tracht und sein Haar verleihen ihm das Aussehen eines Fremden, der keine Zugehörigkeit für sich reklamieren kann. Von österreichischen Turnierkollegen auf seine Haare angesprochen, entgegnet Witiko: „Wie sie die jungen Männer in Böhmen und Mähren tragen, habe ich sie nicht . . . , weil ich aus andern Ländern kam; aber unsere Ritter nähern sich schon eurer Kleidersitte; obgleich ich sagen muß, daß wenn der alte Bolemil oder Lubomir in das dunkle fließende Gewand gekleidet sind, und die reichen Gürtel tragen, es erhabener aussieht, als eure schimmernden Fähnlein. In dem Mittage des Landes haben sie enge Gewänder aus grober Wolle. Ich trage sie auch, wenn ich dort bin.“⁸

Gerade für den deutschsprachigen Leser ist die Perspektive in doppelter Weise verdreht und verschoben: denn das Vertraute, Österreich oder Bayern, wird aus dem Blickfeld der Kammhöhen des Böhmerwaldes in Augenschein genommen, vom Lande des Čech aus, wie es poetisch archaisierend im Roman genannt wird, dies aber nicht mit den Augen eines Autochthonen, sondern aus der Perspektive eines Randständigen, eines Fremden in der Fremde, der keinen Sitz und keine Stimme im Adelsrat in Prag besitzt, weswegen sein Auftreten dort zunächst von vielen böhmischen und mährischen Adligen als Frevel gebrandmarkt wird.

In gewisser Weise spiegelt sich in der Hauptfigur die nicht bloß ästhetische Ausgangssituation des Autors, der die Geschichte dieses Raumes aus den Höhen des Böhmerwaldes und aus der Herrschaftsperspektive Prags aus erzählt und dessen Optik sich doch mindestens so unterscheidet wie die Haartracht des Witiko, des Einwanderers, der weder Österreicher noch Bayer, also Deutscher, ist, von jener der anderen böhmisch-mährischen Ritterschaft. Mit Witiko, der Märchenfigur, tritt der Leser in eine archaische Welt ein, die an das kindliche Spiel mit Ritterfiguren erinnert. Jeder Figur werden dabei Name und Eigenschaften zugesprochen. Der bewußt schlichte, zeitlichen Abstand simulierende Duktus der Sprache, schon von jener des 19. Jahrhunderts deutlich abgehoben, unterstreicht das Modellierete. Historische Wunschbilder treten in dieser historischen Phantasie zutage, aber auch eine eigentümliche Realistik der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse.

Wo wie in der intakten Ritterwelt, die vielleicht nicht als Donquixotterie intendiert ist und doch deren Züge nicht verleugnen kann, der und das Stereotyp regiert – in Sprache, Gebärde, im Verhalten und in der strikten Rollenerfüllung – da zählt die unbedingte Ergebenheit als Erfüllung ritterlicher Kardinaltugenden. In diesem

⁷ Stifter: Witiko Bd. V, 2, S. 89.

⁸ Ebenda 253.

Wunschbild-Roman erfüllt der Ritter, der aus fremden Ländern kommt, dem einheimischen Herzogtum aber bedingungslos ergeben ist, ein Pflichtübersoll, das ihn zum Inbegriff des tugendhaften, christlichen Ritters macht, der, wie das Gespräch mit den österreichischen Rittern zeigt, am Althergebrachten hängt. Die eigentümliche Statik dieser Ritterspiel-Figuren, die fast geniale Absicht ist, zielt auf zweierlei: daß Utopie stets stillgelegte, vorab starre Ordnung ist und daß die innere Unbeweglichkeit dieser Ritter, die in so auffälligem Gegensatz zu ihrer körperlichen Beweglichkeit steht, mit einem Stück Zivilisationsprozeß zusammenhängt, der Zurückhaltung nicht nur der Emotionen gebietet.

Im affirmativen Bezug auf Tradition kristallisieren sich beide Momente zugleich. So verwundert es auch nicht, daß Witiko beim ersten großen Konflikt im Roman dem strengen, alten patriarchalen Prinzip den Vorzug gibt, wenn es um die Frage geht, ob der Nachfolger des todkranken Herzogs durch das Erstgeburtsrecht bestimmt oder durch die Nobilitätsversammlung gewählt werden soll. In der Logik von Legitimation muß es etwas geben, was der Wahl vorausgeht. Die Wahl ist so besehen stets nur zweite Wahl: die Erbsünde der Moderne. Die Idee des Herzogtums lebt von der Ergebenheit der Witiko, die das alte Prinzip unangetastet sein lassen wollen, und diese Ergebenheit wiederum korrespondiert mit der reichischen Idee, deren sozialer Sinngehalt mit der des böhmisch-mährischen Herzogtums zusammenfällt. Sie hat keinen weltlichen, sondern einen transzendenten Ursprung.

Seltsam sind die Begegnungen, die Stifter zwischen alttschechischem und altdeutschem Rittertum inszeniert, wobei das erstere das letztere an archaischem Glanz überbietet, weil die alttschechischen Ritter näher am mythischen Ursprung von Macht und Herrschaft sind: die Bolemil und Lubomir, die wie Komparative zu Dietrich von Bern und Hildebrand wirken, ganz und gar „heidnisch“ befangen in der inneren wie äußeren sozialen Komposition, christianisiert an der Oberfläche, ausgestattet mit einer spezifischen Naivität, die Gerechtigkeit und Gewalttätigkeit letztendlich zu ein und derselben Sache macht, protonationale Kampfmaschinen mit einem mächtigen Schild an Ehrbarkeit, Drehbuch zu einem Film, der zwangsläufig ins Triviale abstürzen müßte, weil er die Selbstverständlichkeit dieses Rittertums, das die Sprache mit kindlicher Ironie erzeugt, zum Verschwinden brächte.

Die historische Ausgangssituation im Roman

Das Kardinalproblem des Romans ist, für das Sujet nicht überraschend, die Gewalt⁹, wie sie in den ersten Ausführungen des später gewählten jungen Herzogs Wladislaw schnell deutlich wird: Fehden zwischen verfeindeten Adelsgeschlechtern, blutige Kämpfe innerhalb der herrschenden Dynastie, Auseinandersetzungen des Herzogtums mit dem Reich. Die Gewalt bedroht den Zusammenhalt und die Existenz des mittelalterlichen Herzogtums.

⁹ Zur prekären Wirkung von Gewalt im Kontext sozialer Organisation und zur Bedeutung des Rivalitätsprinzips vgl. René Girard: *Das Heilige und die Gewalt*. Frankfurt/M. 1992, Kap. 1, 2, 6.

Das Treffen zwischen Witiko und dem „Scharlachreiter“ mitsamt seinem Gefolge, dem späteren Herzog und seinen Pairs, bedeutet eine Art von Inition: für Witiko und seinen Wegbegleiter, den Leser. Zum springenden Punkt wird, ob sich der Kreislauf der unbeschreiblich grausamen Ereignisse shakespeareanischen Ausmaßes wird durchbrechen lassen.

Witiko, dem Herzog ergeben, setzt auf die feste Ordnung, das Recht und die Ergebenheit, während der Blick des jungen Wladislaw nach vorne gerichtet ist. Witiko sinniert darüber, daß es nicht hinderlich sei, wenn ein anderer sich denke, Herzog zu sein, wenn er sich nur an Recht und Ordnung hielte, was zur Erwidern Wladislaws führt: „Dann haben wir Millionen Herzöge“, rief der Scharlachreiter, „die sich alle denken, wie sie es zur Lust und Freude machen, wenn sie den Fürstenstuhl innehätten. Ich habe dir aber gesagt, daß wir alle und jeder, da die reiten, etwas Höheres vor uns haben, das uns beschäftigt, das Reich der Freude, welches die ganze Welt umspannt und gegen welches so ein Herzogstuhl nur ein kleines Gesiedel ist, auf welches niemand denkt.“¹⁰

Die Perspektive des späteren, entgegen den traditionellen Gepflogenheiten gewählten Herzogs weist als einzige über die festgefügte Ritterwelt hinaus, die doch mehr einer gewalttätigen Rechtsamkeit denn der Freude verpflichtet ist. In der Utopie eines universellen Reichs der Freude schwingt ein messianischer Unterton mit, und auch hier weiß der nachzeitige Leser, daß Wladislaws Utopie, direkt wenigstens, keine Zukunft haben wird.

Wie verhindern, daß eine Million Herzöge werden? Das ist exakt die Frage, die die nach Prag berufene Adelsversammlung entzweit: Wie kann man die Wiederkehr von Gewalt und Rache, von Fehden und Bürgerkriegen vermeiden? Und zwar nicht nur in der konkreten Situation, sondern möglichst ein für allemal? Überaus realistisch beleuchtet der Roman die zentrifugalen Kräfte des mittelalterlichen Herzogtums, die mächtigen Adligen, die immer wieder mit dem Kampf um die Macht liebäugeln, den Klerus, der bemüht ist, mit der Dynastie auch die christliche Ordnung abzusichern, die Ritter und den niederen Adel, schließlich die kleinen Leute, das Volk, die insbesondere durch Witikos Umgebung präsentiert sind und die sich anschicken, mit Hilfe Witikos in der Geschichte die Stimme zu erheben. Eine Gruppe von – vereinfacht gesprochen – Traditionalisten sieht die Ordnung der Dinge dadurch gesichert, daß die alten Spielregeln der Macht eingehalten werden. Das Anciennitätssystem regelt die Nachfolge automatisch, ganz ohne Wahl, nach dem Prinzip der dynastischen Erbregelung. Deshalb schlagen Bolemil und der Bischof von Prag vor, den ältesten Sohn des Soběslav zum Nachfolger zu bestimmen. Kompliziert wird die Sachlage indes dadurch, daß der Herzog zuvor schon den Adel durch einen Eid verpflichtet hatte, eben diesen Sohn zu seinem Nachfolger zu wählen, anstatt dessen Nachfolge, gemäß dem alten Prinzip, automatisch zu verfügen. Die Nichtberücksichtigung des Sohnes stellt sich als Wortbrüchigkeit dar, die das Land in den Bürgerkrieg stürzen und es zum Objekt ausländischer Interessen machen wird.

Zugleich aber hat das Wahlversprechen, das der Adel dem alten Herzog geleistet hat, das alte Prinzip unterlaufen. Wenn wählen, warum dann nicht auch einen ande-

¹⁰ Stifter: Witiko Bd. V, 1, S. 94.

ren? Die andere Seite, angeführt durch eine eigennützige und mächtige Adelspartei, argumentiert im Selbstverständnis der Adelsdemokratie und des politischen Kalküls. In ihren Augen ist der Sohn des Soběslaw, auch ein Wladislaw, zu jung. Sie fühlen sich ihres Eides entbunden. Denn: Es war nicht vorhersehbar, daß der Herzog so früh sterben würde. Aber das ist nur ein Vorwand. Ihnen geht es um die Durchsetzung eines anderen Prinzips: der Geeignetesten und Fähigsten soll es sein, der das Land regiert. Und gewählt soll er sein. Daß der Herzog damals um die Zustimmung des Adels gebeten hatte, ihn zur Wahl Soběslaws verpflichtet hatte, läßt sich umgekehrt als Recht der Adelsversammlung interpretieren, den Nachfolger aus freien Stücken zu bestimmen, im Notfall auch gegen den Wunsch des sterbenden Herzogs. Der Legitimation der Ordnung durch die Tradition, die eine Eskalation der auseinanderstrebenden Kräfte unterbinden möchte, stellt sie das moderne Prinzip der Legitimität und Legitimation durch Wahl entgegen, die das politische Regiment nicht dem Zufall des Blutes und der Erstgeburt überlassen will.

Ideologiekritisch wird alsbald deutlich, daß sich hinter dieser plausiblen Argumentation egoistische Motive verbergen, die ganz in die Richtung gehen, daß jeder ein Herzog, d. h. der eigentliche Herrscher, sein möchte. So unterstützen die mährischen Notablen Konrad von Znaim, während die größere, entschiedener Adelsclique unter dem Einfluß des mächtigen Načerat, Wladislaw, den „Scharlachreiter“ durchsetzen.

Während diese Gruppe illusorischerweise darauf baut, in Wladislaw ein gefügiges Werkzeug ihrer partikularen Interessen gefunden zu haben, scheinen einige Vertreter der traditionellen Gruppierung Hoffnungen in den neuen, gegen ihren Willen gewählten Herzog zu setzen. So sind Bolemil und Sylvester nicht persönlich gegen Wladislaw eingestellt. Sie hatten für die alte Herrschaftsordnung (und damit gegen die freie Wahl) optiert, auch um den Preis, daß der offenkundig Ungeeignete, der alsbald zum Spielball fremder Interessen wird, der Regent des Landes geworden wäre: lieber ein Untüchtiger, der Frieden zu garantieren schien, als ein Tüchtiger, dessen Wahl unweigerlich zu neuen Turbulenzen führen wird. Nachdem aber der sterbende Herzog seinen Sohn Soběslaw aufgefordert hat, um der Interessen des Landes willen, von seinem Anspruch zurückzutreten, stellen sich viele Anhänger des alten Prinzips nach und nach auf die Seite des ambitionierten juvenilen Herzogs, als letzten Witiko, des unbekanntenen Ritters aus der Ferne.

Die Akteure im Konflikt tauschen ihre Rollen, und es ist erstaunlich, wie fein, unaufdringlich und präzise der Roman das machtpolitische Gewebe aufdröseln, wie er sich in einer feudalen Gesellschaft ergibt. Oder anders ausgedrückt: Stifter ist ein (älterer) Zeitgenosse von Marx.

Wladislaw erweist sich als eigenständiger Akteur, als Promotor einer gewissen Modernisierung, der den machtpolitischen Spielraum extensiv zu nutzen weiß. Er erfüllt damit auch die Erwartungen seines toten Onkels, des vormaligen Herzogs, der prophezeit hatte, daß Načerat über Wladislaw nicht siegen würde.

Wladislaw befestigt seine eigenen Burgen, knüpft enge Bande mit den Bischöfen von Prag und Olmütz, hält Tuchfühlung mit den kleinen Leuten. Was ihm vorschwebt, ist ein soziales, zentralistisches, eigenständiges Herzogtum, mit dem freilich eher unbedeutenden Österreich freundschaftlich verbunden, zugleich Teil eines Uni-

versums, für das der römisch-deutsche Kaiser steht. Durch diese Außenpolitik gelingt es ihm, die Revolte des Adels zu überstehen.

Denn seine einstigen Fürsprecher, die Notablen des Landes, darunter eine ganze Schar von Verwandten der eigenen Dynastie, proben die Illoyalität und den Aufstand. Zum Klassenkonflikt zwischen Hochadel und Volksregent gesellt sich noch ein regionaler, aktualistisch gesprochen, einer zwischen einem linken böhmischen Zentralismus und einem konservativ mährischen Regionalismus. Nach schweren verlustreichen Kämpfen in Südböhmen und der Belagerung der Stadt Prag gelingt Wladislaw am Ende, allerdings nur mit Hilfe der kaiserlichen Heerscharen, der Sieg über seine Widersacher, nicht zuletzt dank der kleinen Leute, der „Waldmensen“ aus dem „mittäglichen Böhmen“, die Witiko befehligt.

Insgesamt aber verschärft der überstandene Adelskrieg die Frage nach dem Verhältnis Böhmens und Mährens zum Reich, somit eben jene, wie es um das Verhältnis von Integration und Integrität bestellt sei.

Integration und Integrität

Die gewaltsame Auseinandersetzung um die Herrschaft im Lande bedroht dessen Integrität. Und sie bedroht auch Wladislaws eigene Herrschaft und seine ehrgeizigen Pläne. Wieder stellt sich der klassische Konflikt ein: Soll man in der verzweifelten Lage Hilfe von auswärts holen und sich damit in Abhängigkeit begeben von einer fremden Macht? Durch die Anerkennung der Wahl seitens des sterbenden Herzogs sei, so argumentiert Wladislaw, seine Wahl „Recht geworden“. Mit Hilfe ausländischer Verbündeter kann diesem Recht Geltung verschafft werden. Der letzten Endes friedlichen Idealen verpflichtete neue Herzog versucht seine Anhänger aber auch dadurch zu überzeugen, daß er humanitäre Gründe anführt: „Schon auf dem Berge Wysoka ist vieles Blut unglücklicher und unschuldiger Leute vergossen worden, jetzt wird vieles Blut in leichtfertigen, freventlichen, unnützen und heftigen Kämpfen vergossen, bis zur Schlacht ist vieles Eigentum vernichtet worden, und wird noch vernichtet.“¹¹

Der historische Stoff zeigt gegenwärtige Muster: das Muster eben jener Utopie, die bestimmte universale Traditionen des abendländischen Europas einer in ihre nationalen Kämpfe verstrickten Moderne ins Gedächtnis ruft, ja geradezu beschwört. Wladislaws Reich ist nicht nur als eines der Freude, sondern auch als eines des Friedens gedacht – ein Fremdkörper im ritterlichen Tugendkatalog. Abermals stellt der alte Bolemil die negativen Seiten der letztlich auch von ihm mitgetragenen Entscheidung heraus. Seine Argumentation verdankt sich einem Fatalismus der Geschichte und der Logik der Gewalt. Die Ursache für den Bürgerkrieg sieht er noch zu Ende des Romans in der Verletzung des angestammten Rechts: „Ich habe auch erkennen gelernt, wann es eine böse Saat war, die gelegt worden ist. Und auf dem Herzogsschlosse von Wyšehrad ist eine solche Saat gesäet worden. Ich habe damals unserm Herzog Wladislaw nicht wählen geholfen, weil es gegen das Recht war und weil jedes Wählen der Herzöge übel ist; aber da er dann der Herzog war und da Wladislaw, der Sohn Soběslaws, sein Recht weggegeben hat, so bin ich ihm nach meiner Pflicht gefolgt. Ich habe in der

¹¹ E b e n d a B d. V. 2, S. 34.

Versammlung gesagt, daß aus dem Wählen die Kämpfe folgen werden, wie sie in den früheren Jahren erfolgt sind. Die Kämpfe sind da, und ich bin wieder in ihnen, wie ich früher in ihnen gewesen bin.“ Und dann folgt der entscheidende Satz: „Ich habe auch gesagt, daß in Nachfolgekämpfen der Fremde gerufen wird, es ist so gewesen, und muß so sein, entweder ruft ihn der eine Teil oder es ruft ihn der andere, oder er kommt, wenn die Teile sich bis zum Niedersinken zerfleischt haben, selber.“¹²

Die Logik derartiger politischer Konstellationen überdauert die Jahrhunderte: die „Fremden“, die sich das Herzogtum einverleiben, es – vornehmer ausgedrückt – in ihren Herrschaftsbereich integrieren werden, tragen andere Namen, das ist der reale Kern von Bolemlis freudloser Philosophie: Immer ist der Kleinere in Gefahr, das Opfer eines Größeren zu werden: größere Mächte, größere Ideale. Über die Welt des Romans hinaus gesehen, könnte die hussitische Reformation (die freilich bereits im Schatten der Macht der *casa austriaca* agiert) als der verzweifelte und moderne Versuch gewertet werden, dem großen Fremden ein für allemal einen Riegel vorzuschieben: im Sinne eigener, „kleiner“, authentischer, nationaler Ideale. In dem Fall ist die Option, die der Roman buchstäblich auf- und vorführt, die Versöhnung zwischen Universalismus und Partikularismus eine, die wenigstens über Jahrhunderte mißlungen ist. Aber österreichische Dichter sind im allgemeinen keine Hegelianer, die dem Lauf der Weltgeschichte im Sinne einer zuverlässigen Instanz zustimmen. Wie Joseph Roth, so beschwört auch Stifter die verpaßten Gelegenheiten von gestern, die die Katastrophen von heute oder morgen sind. Zum Antimodernismus der österreichischen Nach-1848er-Literatur gehört, wie Claudio Magris zu Recht betont, jener Einspruch gegen eine Moderne, die den Nationalismus gebiert. Gegenüber diesem soll die Erinnerung an ein vermeintlich überkommenes Prinzip, das Vielfalt und Einheit, Integrität und Integration verbindet, hochgehalten werden¹³.

Das Treffen in Nürnberg, auf der Burg des deutschen Königs Konrad, macht sinnfällig, daß beide Seiten ihre Beziehungen unterschiedlich bewerten und interpretieren. Für Stifters böhmischen Herzog ist der deutsche König ein Blutsverwandter wie der österreichische Pfalzgraf. Von Freunden darf man allemal Hilfe erwarten.

Das Verhältnis zum Reich definiert Wladislaw beinahe ausschließlich im Hinblick auf die gemeinsame christliche Idee, deren Repräsentant im weltlichen Konrad ist. Nicht als deutscher König, sondern auf Grund seines römischen Rechtstitels ist er das nominelle, symbolische Oberhaupt in Europa. Das Herzogtum Böhmen und Mähren ist dessen souveräner Bestandteil. Innerhalb und Außerhalb, so etwa lautet die Formel, die Integration bejaht, ohne Integrität preiszugeben. Der Streit im Herzogtum ist von daher besehen ein eigenständiger Konflikt, zugleich aber auch eine Angelegenheit

¹² Ebenda 38.

¹³ Vgl. hierzu Claudio Magris Charakterisierung des „Habsburgischen Mythos“ im gleichnamigen Buch, a. a. O., S. 7–27. Der „Habsburgische Mythos“ scheint mir geistesgeschichtlich ein Erbe des römisch-deutschen, universalistischen Kaiser-Mythos zu sein. In ihn ist letztlich so wie der böhmische König auch Stifters Text eingebunden: das impliziert Einspruch gegen den Lauf der Geschichte, Revision bei der Weltgeschichte als Weltgericht (mit und gegen Schiller bzw. Hegel). Vgl. dazu auch die Arbeiten von Georg Weipert (Stifters Witiko. München 1967) und Klaus Neugebauer (Selbstentwurf und Verhängnis. Ein Beitrag zu Adalbert Stifters Verständnis von Schicksal und Geschichte. Tübingen 1982).

des Reiches: Seine Gegenspieler, so argumentiert Wladislaw, verhöhnten „das Reich“, das heißt, sie sind Integristen.

Eher integrationistisch verstehen die kaiserlichen Erzbischöfe und deutschen Herzöge das Verhältnis zum Nachbarn. Sie betrachten Böhmen und Mähren als einen Teil des „Reiches“. Der Erzbischof von Mainz erinnert daran, daß sein Bistum „in den christlichen Dingen über die Länder Böhmen und Mähren waltet“. Markgraf Heinrich von Österreich betont, daß auch der verstorbene Herzog seinen Verpflichtungen gegenüber dem Kaiser nachgekommen ist; er hat zu den Romfahrten Reiterscharen gestellt und hat auch die „Fürstentage des Kaisers“ besucht, hat nach kriegerischen Auseinandersetzungen mit diesem dessen Leben geschont: „Ich meine, das Reich soll wie aus anderer Rücksicht so auch aus Rücksicht der Freundlichkeit mit Böhmen umgehen, und dadurch die eigene Stärke mehren.“¹⁴

Beide Seiten halten letztendlich den prekären Status des Herzogtums offen. Wladislaw braucht Hilfe: Zu seiner Zwangslage gehört auch, daß er den latenten Konflikt zwischen Integration und Integrität nicht auflösen können. Am Ende stimmen dann alle scheinbar unterschiedslos auf das Lob des Reiches ein: „das Reich, das Reich, das Reich“¹⁵.

Am Schluß des Romans bricht der Konflikt wieder auf, als Wladislaw von Kaiser Friedrich zum König erhoben und gleichzeitig zum Kriegszug gegen das aufständische Oberitalien, voran die Stadt Mailand, ‚eingeladen‘ wird. Diesmal ist es der alte Wšebor, der mahnend die Stimme erhebt. Ähnlich wie Bolemil plädiert auch Wšebor für Tradition und Integrität: „Es sind viele hundert Jahre vergangen, seit der Vater Čech mit seinen Begleitern über die Ströme in dieses Land gekommen ist. Und sie haben ruhig gelebt und haben die Nachbarn nicht beraubt. Und wenn Feinde gegen das Land gekommen sind, so haben sie dieselben abgewehrt. Die Fremden, welche als Gäste gekommen sind, haben sie beherbergt und gepflegt. Und wenn ein fremder Mann einem Manne dieses Landes ein Geschenk gegeben hat, so hat er es dankbar angenommen und hat den fremden Mann wieder beschenkt. Aber niemals haben sie von dem Fremden ein Geschenk für das Land angenommen, daß er nicht ein Recht an das Land bekomme. Darum haben sie auch nicht in entfernten Ländern Hilfe leisten müssen. Sie sind daheim in ihrer Sitte geblieben, und es ist das Gesetz geworden, daß sie nicht in Kriegszüge weit über die Grenzen des Landes gehen dürfen.“¹⁶

Ein überaus aktueller Konflikt. An dieser Stelle wird nebenbei deutlich bemerkt, daß traditionalistischer Integristismus und christlicher Universalismus im Roman einander gegenübergestellt werden. Das Daheim-sein-in-den-Sitten wurzelt wie die mythische Gestalt des gesetzgebenden Vaters in vorchristlichen Traditionen, die hier als Gesetz des Vaters reaktualisiert werden sollen – womöglich basiert auch moderner Nationalismus, der Stifter wohl vor Augen stand, in diesem Rückgriff auf ein archaisches Gesetz des Vaters.

In jedem Fall dient die Sicherstellung des Eigenen der Abgrenzung. So hebt der Abt von Strahow das Trennende zwischen Deutschen und Tschechen hervor, wenn er

¹⁴ Stifter: *Witiko* Bd. V, 2, S. 78.

¹⁵ Ebenda 79.

¹⁶ Ebenda Bd. V, 3, S. 259.

erwähnt, daß der deutsche Kaiser von Pfalz zu Pfalz ziehe, während die Tschechen ihre Heiligtümer in der uralten Stadt Prag beherbergten. Gezo steigert das sichere Besitzgefühl ins Superiore, wenn er stolz äußert:

„In unserem Lande ist die Säule unseres Gebetes, ist die Säule unserer Andacht, ist die Säule unserer Macht und ist die Säule unserer Ehre. Bei den Deutschen aber sind allerlei Pfalzen der Könige, sind allerlei Städte, und der König hat in keiner seinen goldenen Stuhl und zieht von der einen zu der anderen.“¹⁷

Mit der Krönung durch des Kaisers Gnaden und durch die Teilnahme am Italienzug (die als Gegenhilfeleistung wohl unvermeidlich geworden ist) hat der Herzog und nunmehrige König, so der Einwand, sein Land den Deutschen ausgeliefert. So sieht es ein anderer Traditionalist, nämlich Božebor: „Das Land ist der Quell der Ehren und der Macht. Es ist die Quell der Ehren und der Macht, und ein anderer Quell ist eine Pfütze. Hoherlauchter Herzog Wladislaw, wer hat dich genötigt, von den Deutschen Ehre und Macht zu gewinnen? Hätten wir dir nicht beides geben können? Wir haben den Kaiser Lothar besiegt und haben von ihm die Königskrone gewonnen. Konntest du sie nicht von uns empfangen? Du wärest dann ein König der Böhmen gewesen, und wir hätten dich auf unsern Schilden getragen. Jetzt aber bist du ein deutscher König und mußt den Lohn zahlen.“¹⁸ Der Hinweis auf die eigenen Sitten, die viel älter seien, darf dabei ebensowenig fehlen wie die prophetische Aussage, daß sich infolge der „deutschen“ Krönung Herrscherhaus und Adel (wohl auch das Volk) einander entfremden würden: „Unsere geheiligten Gebräuche, unsere heimatlichen Sitten, unsere vorväterlichen Geräte werden verschwinden, und so groß der Fels des Herzogsstuhles ist, so werden Jahre kommen, in denen man nicht mehr weiß, wo er gestanden ist. Wenn wir die Sache eingeleitet hätten, so hätten wir das Geheiligte sichern können. Die Könige werden wie du ohne uns handeln, sie werden ihres Glanzes pflegen, und wir werden die Diener und Sklaven eines Herrn sein.“¹⁹

„Witiko“ ist der Roman einer schier ausweglosen Logik: Weil bei der Herrschaft das alte Recht gebrochen wurde, kam es zum Kampf, weil es zum Kampf kam, erfolgte die Intervention einer fremden Macht, die daraus auch das Recht ableitete, die Herrschaft des Siegers zu garantieren und durch die Verleihung der Königswürde ihre Autorität herauszustreichen. In arge Bedrängnis geraten, entwirft Wladislaw in der Auseinandersetzung mit seinen „national-tschechischen“ Kontrahenten eine politische Utopie im europäischen Maßstab, die über das Herzogtum hinausweist, eine Utopie, die er in der Gestalt des jungen Kaisers Friedrich von Hohenstaufen repräsentiert sieht, der die europäischen Händel mit Macht und Geschick, mit seiner persönlichen Autorität, aber auch mit Waffengewalt geschlichtet hat.

Friedrich ist der Freund im geistigen Sinn. Noch einmal akzentuiert Wladislaw seine Auffassung der „reichischen“ Idee. Er sieht sich als christlicher Lehensmann des römischen Kaisers, nicht als Untertan einer fremden politischen Macht. Er versteht sich als Gleicher unter Gleichen. Das europäische Universalreich ist ein geistiger Zusammenschluß. Vehement bestreitet Wladislaw die Zugehörigkeit seines Herzog-

¹⁷ Ebenda 269.

¹⁸ Ebenda 266.

¹⁹ Ebenda 267.

tums zum deutschen Herrschaftsgebiet: „Wenn Friedrich die Länder Böhmen und Mähren zu einer deutschen Mark machen wollte, wie einmal vor ihm der Kaiser Karl mit dem Land der Awaren bis zur Rab gethan hat, so würde der Streit ein schwerer sein.“²⁰

Die Integrität des Landes ist freilich nicht nur von außen, sondern auch von innen bedroht, wie die früheren blutrünstigen Adelsfehden zeigen. Nicht nur muß die Souveränität des Landes anders legitimiert werden als zu den mystischen Zeiten von Vater Čech, vielmehr ist eine gewisse Integration für Wladislaw unverzichtbar, wenn der Herzogstuhl unverrückbar bleiben soll, wie seine Kritiker fordern. Wladislaw verwirft die traditionelle Legitimation, wie sie die Vorredner im adelsdemokratischen Disput vorgeschlagen haben: „Unser Land ist der Quell aller Ehren und aller Macht. Aus dem Land fließt Ehre und Macht; aber der höchste Quell aller Ehren und aller Macht ist der allmächtige Gott. Er sendet Gaben und Geschenke, auf die Ehre und Macht folgt, und er sendet die, welche Ehre und Macht vertheilen dürfen.“²¹ Der Ehre und Macht verteilen darf, ist der vom Papst gekrönte römische Kaiser, der aus historischen Gründen, aber nicht zwingend, zugleich deutscher König ist. Stifeters Roman provoziert, schon zum Zeitpunkt seines Entstehens, zwei Einwände: einen historischen und einen philosophischen.

Machtpolitisch war es durchaus nicht unrealistisch gedacht, Integration und Integrität auf diese Weise zu verknüpfen, solange zum Beispiel ein Staufer Kaiser war. Daß die Wahl einmal auf einen armen Reichsgrafen fallen würde, der mit Österreich belehnt wurde (insofern steht das erwähnte Grillparzer-Stück in interessantem Gegenlicht zum „Witiko“), brachte die angestrebte Synthese zu Fall. Der Nachbar, der Fremde von nebenan, erwies sich als bedrohlich, wie umgekehrt ein Triumph der Przmysliden womöglich die vollständige Integration Böhmens und Mährens bewerkstelligt hätte, die historisch mißlang. Erst im 19. Jahrhundert gewann die alte Fragestellung ihre volle Bedeutung zurück: auf sie hat Stifeters Roman reagiert, und hinter der historischen Kostümierung darf man getrost die Akteure des 19. Jahrhunderts erblicken.

Wer freilich, gegen einen rabiaten Integrismus „Macht und Ehre“ gewährleisten, legitimieren soll, bleibt nach dem, was man als Tod Gottes bezeichnet hat, einigermaßen offen: die Menschenrechte vielleicht? Aber es scheint ja auch – wie Gott – der „Kaiser“ abhanden gekommen zu sein, der ihnen zum Durchbruch verhelfen könnte. Bleibt vielleicht nur die pragmatische Hoffnung, die Wladislaw an einer Stelle ausspricht: Der Handel und die Kontrakte, die verbinden²².

²⁰ Ebenda 269.

²¹ Ebenda 271.

²² Für weiterführende Literatur vgl. Stiehm, Lothar (Hrsg.): Adalbert Stifter. Studien und Interpretationen zum 10. Todestage. Heidelberg 1968. – Stoessl, Otto: Adalbert Stifter. Eine Studie. Stuttgart 1925. – Grossmann-Stone, Barbara S.: Adalbert Stifter and the Idyll. Frankfurt/M. et al. 1990. – Grudmann, Stefan: Typographie/Text: Stifter und Kafka. Frankfurt/M. 1990. – Müller, Franz: Adalbert Stifeters Witiko: Eine Deutung. Graz 1954. – Killy, Walther: Romane des 19. Jahrhunderts. Wirklichkeit und Kunstcharakter. Göttingen 1963. – Kunisch, Hermann: Die Ordnung des Seins bei Adalbert Stifter. Berlin 1968.

DER 4. MÄRZ 1919

ZUR HERAUSBILDUNG SUDETENDEUTSCHER IDENTITÄT

Von Karl Braun

Von „höheren Ichs“

Mit Ende des Ersten Weltkriegs ging eine ganze Welt unter. Die österreichisch-ungarische k. u. k. Monarchie brach zusammen, alle Pläne einer Reorganisation der Doppelmonarchie waren Makulatur, ehe sie auch nur zu Papier gebracht werden konnten. Anfang November 1918 wußte niemand, wie die Landkarte der ehemaligen Doppelmonarchie ein Jahr später aussehen würde.

Die aus dem Hauptproblem der Doppelmonarchie, den Nationalismen, resultierende Dynamik des Zerfalls hat Robert Musil in seinem großangelegten Abgesang auf „Kakanien“ „Der Mann ohne Eigenschaften“ so zu charakterisieren versucht: „Es war durchaus nichts in Kakanien geschehen, und früher hätte man gedacht, das sei eben die alte, unauffällige kakanische Kultur, aber dieses Nichts war jetzt so beunruhigend wie Nichtschlafenkönnen oder Nichtverstehenkönnen. Und darum hatten es die Intellektuellen leicht, nachdem sie sich eingeredet hatten, das werde in einer nationalen Kultur anders sein, auch die kakanischen Völker davon zu überzeugen. Das war nun eine Art Religionsersatz oder ein Ersatz für den guten Kaiser in Wien oder einfach eine Erklärung der unverständlichen Tatsache, daß die Woche sieben Tage hat. Denn es gibt viele unerklärliche Dinge, aber wenn man seine Nationalhymne singt, so fühlt man sie nicht.“¹

Das Auseinanderbrechen der k. u. k. Monarchie wurde vom Absingen vieler nationaler Lieder und Hymnen begleitet und übertönt. Im Zentrum für die Neuordnung dieses zerfallenden Imperiums stand das vom nordamerikanischen Präsidenten Wilson in seinen 14 Punkten ausgegebene Zauberwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker in nationalstaatlicher Organisation. Die Zeit übernational sich gebenden Kaisertums war endgültig vorbei. Doch die Aufteilung in Nationalgebilde brachte größere Schwierigkeiten mit sich, als sie sich ein amerikanischer Präsident in seinem ganz anders strukturierten Land hätte träumen lassen. Die ethnischen Grenzen ließen sich meist nicht einfach mit neu gezogenen Staatsgrenzen zur Deckung bringen. Kleinere historische Einheiten, die irgendwann von den Habsburgern einverleibt worden waren, beanspruchten von neuem ihr Recht auf Eigenstaatlichkeit, obwohl ihre Grenzen keineswegs mit ethnischen Grenzen zusammenfielen.

Die Schwierigkeiten, neue funktionsfähige Staatsgebilde entstehen zu lassen, waren enorm: Zu unterschiedlich waren die verschiedenen Interessen und Ausgangspositio-

¹ Musil, Robert: Gesammelte Werke in 9 Bd. Hrsg. v. Adolf Frisé. Reinbek 1978, hier Bd. 2, 529.

nen, der materielle Druck am Ende des Ersten Weltkrieges und die Drohung oder Verheißung revolutionärer Veränderungen, die sozialen Klassenlagen und Identitäten, gebildet aus historischem Bewußtsein, aus ethnisch abgeleiteter Selbstüberschätzung oder gekränktem Nationalstolz. Die Beseitigung „Kakaniens“, dieses langen kulturellen und politischen Kontinuums, war keine leicht zu bewerkstelligende Aufgabe. 68 Jahre lang, von 1848–1916, hatte Kaiser Franz Josef regiert: für Generationen hatte dieser Kaiser die Idee Österreich-Ungarns verkörpert und ein relativ friedliches Zusammenleben garantiert. Sein 1916 auf den Thron gekommener Nachfolger Karl konnte gegen dieses übermächtige Vorbild kaum bestehen; an Kaiser Franz Josef seit Kindheit gewöhnt, endete für viele seiner Untertanen die Loyalität zum Kaiserreich mit seinem Tode und die immer vorhanden gewesenen Unterschiede bekamen durch diesen Tod und die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges ganz neue Schärfe.

Noch einmal Robert Musils Blick auf die Kakanier: „Die Menschen dort hatten einander recht gern; sie schlugen sich zwar die Köpfe ein und bespien einander, aber das taten sie nur aus Rücksichten höherer Kultur, wie es ja auch sonst vorkommt, daß ein Mensch, der unter vier Augen einer Fliege nicht wehtun mag, unter dem Bild des Gekreuzigten im Gerichtssaal einen Menschen zum Tode verurteilt. Und man darf wohl sagen: Jedesmal, wenn ihre höheren Ichs eine Pause machten, atmeten die Kakanier auf und fühlten sich als brave Eßwerkzeuge, zu denen sie gleich alle Menschen geschaffen waren, sehr erstaunt über ihre Erfahrungen als Werkzeuge der Geschichte.“²

Tschechen und Deutsche in Böhmen 1918

Im nördlichen Teil Zisleithaniens, der das Königreich Böhmen, die Markgrafschaft Mähren und das Herzogtum Österreich-Schlesien umfaßte, sahen die Tschechen den günstigen Augenblick und die politische Konstellation, einen eigenen Nationalstaat zu errichten. Das tschechische Volk, dessen Oberschicht nach der Niederlage am Weißen Berg 1620 eliminiert oder völlig ins Abseits gedrängt worden war, bildete die einzige wirklich „von unten“³ aufgebaute Gesellschaft; das bedingte die Orientierung auf demokratisch verfaßte Staatsformen. Dennoch stellte die Perspektive voller Eigenstaatlichkeit etwas Unvorhergesehenes dar, auf das zu Beginn des Krieges nicht einmal der härteste Kern tschechischer Nationalisten zu hoffen gewagt hatte.

Das tschechische Volk stand durch die geschickte Politik des im Exil lebenden Philosophen und ehemaligen Abgeordneten im österreichischen Reichsrat, Tomas G. Masaryk, am Ende des Ersten Weltkrieges auf seiten der Sieger, welche die Forderung nach einem eigenen tschechischen Staat unterstützten. Der Jubel über ein eigenes Gemeinwesen, das demokratisch organisiert sein würde, war, da völlig unerwartet, besonders stark und führte zu einem nationalen Freudentaumel, einer „Euphorie der Freiheit“⁴, die in nationalistischem Überschwang ihren Ausdruck fand.

² Ebenda 529f.

³ Patočka, Jan: Was sind die Tschechen. In: ders.: Ausgewählte Schriften Bd. 5; Schriften zur tschechischen Kultur und Geschichte. Hrsg. v. Klaus Nellen, Petr Pithart und Miloš Pojar. Stuttgart 1992, 29–106, hier 35 und 77.

⁴ Valenta, Jaroslav: Der Bruch zwischen Deutschen und Tschechen in den böhmischen

Die Tschechen beanspruchten für ihren Staat die historischen Grenzen der böhmischen Krone, gleichzeitig suchten ihre weitblickendsten Vertreter die Öffnung nach Osten, um gemeinsam mit den Slowaken in dem neuen Staatsgebilde eine solide slawische Mehrheit samt wirtschaftlicher Öffnung bis hin nach Rußland zu bekommen. Die relativ junge Idee einer Tschechoslowakei war Wirklichkeit geworden.

Schwieriger war der Stand der deutschen Bevölkerung in diesen Gebieten. Die Deutschen der Donaumonarchie hatten sich als Staatsnation gefühlt und sich – ausgenommen die in der Sozialdemokratie organisierte Arbeiterschaft – mit Doppelmonarchie und Kaisertum identifiziert. Die Idee der Existenz in einem tschechischen Staat mußte für sie gewiß absurd erscheinen; die mehrheitlich deutschen Gebiete gehörten in ihrem Selbstverständnis einfach zu Deutschösterreich. Doch nun fanden sie sich auf seiten der Verlierer und mußten erst lernen, daß der Stand des Verlierers und der Minderheit ein völlig anderer ist als der der Gewinner und der Mehrheit, zu der sie vorher gehört hatten.

Die in vielen Teilen der deutschen Bevölkerung herrschenden Vorurteile gegenüber den Tschechen, gemischt auch mit althergebrachter Arroganz, verbot es, sich ein Leben in einem tschechisch dominierten Staat auch nur zu denken; ein Verzicht auf die führende Rolle des Deutschtums war für sie unvorstellbar. Angliederung an einen deutschen Staat, Deutsches Reich oder Deutsch-Österreich, oder aber autonome Eigenstaatlichkeit, so lautete die Alternative für die deutschen Politiker in den böhmischen Ländern. Das starre Beharren auf der irredentistischen Position wies einem Autonomiestatus oder einer Konföderation in einem tschechoslowakischen Staat einen Platz zu, der für sie schon jenseits denkbarer Möglichkeiten lag.

Am 28. Oktober 1918 hatte in Prag der tschechische Nationalausschuß die Regierungsgewalt übernommen und einen souveränen tschechoslowakischen Staat ausgerufen. Die Proklamierung des neuen Staates war zwar geschehen, doch waren Anfang November Grenzen und Staatsaufbau noch völlig ungewiß⁵.

Die am 31. Oktober 1918 proklamierte Republik Ungarn beanspruchte aufgrund historischen Rechts die Slowakei als oberungarische Provinz für ihr Staatsgebiet. In Wien hatte sich die Republik Deutschösterreich gebildet, die jedoch Teil des Deutschen Reiches werden wollte. Am 29. Oktober erklärte sich Deutschböhmen, am 30. Oktober Schlesien und Nordmähren unter dem Namen Sudetenland als Bestandteil Deutschösterreichs. Deutsch-Südmähren schloß sich Niederösterreich, der Böhmerwaldgau Oberösterreich an.

Ländern im Jahre 1918. In: Češi a Němci. Historická tabu/Tschechen und Deutsche. Historische Tabus. Hrsg. von Nadace Bernarda Bolzana und Ackermann-Gemeinde. Praha 1995, 62–71, hier 63.

⁵ Die Abtretung einiger Gebiete an Deutschland war durchaus in der Diskussion wie auch „die Bildung von zwei bis drei selbständigen Gauen mit deutscher Mehrheit“; vgl. Kural, Václav: Die Tschechoslowakei als Nationalstaat. In: Das Scheitern der Verständigung. Tschechen, Deutsche und Slowaken in der Ersten Republik 1918–1938. Hrsg. v. Jörg K. Hoensch und Dušan Kováč. Essen 1994, 63–70 hier 63f. Zur Frage der Staatsform, z. B. die Diskussion um eine tschechoslowakische konstitutionelle Monarchie, siehe Lipták, L'ubomír: Der „Krach“ der tschechoslowakischen Staatsidee. In: Hoensch/Kováč (Hrsg.): Scheitern der Verständigung 43–49, hier 44.

Die endgültige Grenzziehung konnte nur auf einer Friedenskonferenz und unter der Garantie der Entente zustandekommen. Allen war klar, die Ergebnisse einer Friedenskonferenz würden mindestens ein halbes Jahr oder noch länger auf sich warten lassen. Nun ging es darum, vollendete Tatsachen zu schaffen, um sich bei der Friedensregelung eine möglichst gute Ausgangsposition zu sichern. Als sinnvolle und also beste Strategie erschien es, Maximalforderungen zu stellen und diese, soweit möglich, durchzusetzen.

Die „Zweivölkergemeinschaft“⁶ der böhmischen Länder war durch diese Situation grundsätzlich in Frage gestellt. Die Anforderungen der „höheren Ichs“ hatten den lange schon schwelenden Konflikt zwischen den beiden Völkern offen ausbrechen und sie in einen Gegensatz geraten lassen, der an sich schon schier unüberbrückbar schien.

In diesem schwierigen Moment fallen am 4. März 1919 in mehreren Städten Deutschböhmens und des Sudetenlandes verhängnisvolle Schüsse. Aus Anlaß des Zusammentritts der deutsch-österreichischen Nationalversammlung in Wien hatten die deutschen Sozialdemokraten in den von der Tschechoslowakei reklamierten Gebieten zu einem eintägigen Generalstreik aufgerufen, denen andere Parteien sich anschlossen. Im aufgeladenen Klima der Massenversammlungen der für ihr Selbstbestimmungsrecht demonstrierenden Deutschen kommt es in einigen Orten dazu, daß tschechisches Militär das Feuer auf die Demonstranten eröffnet.

Über gegenseitige, offen oder verdeckt vorgetragene Schuldzuweisungen ist man trotz der vielen Schwerverletzten und 56 Toten – 54 Deutsche, darunter viele Frauen und Kinder, sowie 2 tschechische Soldaten⁷ – bislang nicht hinausgekommen; eine genaue historische Erforschung der Ereignisse hat gerade erst begonnen⁸. Die Schüsse des 4. März markieren ein Trauma, das die Beziehung der Tschechen und Deutschen der böhmischen Länder zu Beginn der Tschechoslowakei gravierend verschärfte.

⁶ Prinz, Friedrich: Geschichte Böhmens 1848–1948. Frankfurt/M.-Berlin 1991, 376. Für die Zeit von 1918 siehe K ř e n, Jan: Konfliktní společenství. Češi a Němci 1780–1918 [Konfliktgemeinschaft. Tschechen und Deutsche 1780–1918]. Praha 1990.

⁷ Nicht einmal die Zahl der Toten des 4. März 1919 ist genau geklärt. Normalerweise wird von 54 Deutschen und 2 Tschechen gesprochen, das ist aber eine Zahl, die nachträglich an Verletzungen Verstorbene *nicht* miteinschließt. In: Deutsche Gesandtschaftsberichte aus Prag. Teil 1. Von der Staatsgründung bis zum ersten Kabinett Beneš 1918–1921. Hrsg. von Manfred Alexander. München-Wien 1983, 159f., liest man: „Die Zahl der bis zum 6. März aus Anlaß dieser Vorgänge erschossenen Deutschböhmen ist auf 72 gestiegen. Die Zahl der Verwundeten soll sich auf annähernd 400 belaufen.“ L e m b e r g, Hans: Das östliche Europa. In: Das Jahr 1919 in der Tschechoslowakei und in Ostmitteleuropa. Hrsg. v. Hans L e m b e r g und Peter H e u m o s. München 1993, 33–50, hier 33, gibt an: „Die Angaben schwanken zwischen 40 und 72 Toten; die Zahl 54 dürfte wohl richtig sein, darunter ein tschechischer und ein deutscher Soldat.“ Bei K u r a l, Václav: Konflikt místo společenství? Češi a Němci v československém státě (1918–1938) [Konflikt statt Gemeinschaft? Tschechen und Deutsche im tschechoslowakischen Staat (1918–1938)]. Praha 1993, 15, heißt es knapp: „Celkem 53 mrtvých, z toho 2 vojáci, ostatní vesměs Němci: nejvíc v Kadani (25) a Moravském Šternberku (16).“

⁸ Leider existiert keine – weder deutsche (nicht einmal von sudetendeutscher Seite) noch tschechische – wissenschaftlich-historische Monographie zu den Ereignissen des 4. März 1919.

Die Folgen dieses Traumas sind bis heute nicht aufgelöst und besitzen noch immer Wirksamkeit; denn um dieses Ereignis herum – so lautet die zentrale These dieses Essays – hat sich die *Identität der Deutschen der böhmischen Länder als Sudetendeutsche* erst herauskristallisiert.

Die Zeit zwischen Staatsgründung und Generalstreik

Auf die Staatsproklamation der Tschechoslowakei reagierten die mehrheitlich deutschen Gebiete, die sich nicht direkt an Deutschösterreich (Böhmerwald, Südmähren) anschlossen, mit der Erklärung autonomer Provinzen innerhalb Deutschösterreichs: Deutsch-Böhmen und das Sudetenland (Nordmähren und Schlesien).

Bereits am Tag nach der Autonomie-Erklärung Deutsch-Böhmens, am 30. Oktober 1918, kam Rudolf Ritter Lodgman von Auen, der als Parteiloser von den deutsch-böhmischen Abgeordneten zum Landeshauptmann gewählt worden war, nach Prag, um sich mit Vertretern des Tschechischen Nationalausschusses zu treffen. Fünf Tage später fand sich auch sein Stellvertreter, der Führer der Sozialdemokratischen Partei Deutschböhmens, Josef Seliger, in Prag zu Verhandlungen ein. Beide Gesprächsrunden endeten ergebnislos.

Die Tatsache der beiden Treffen zeigt die Verhandlungsbereitschaft der tschechischen Seite; laut Jaroslav Valenta gab es sogar „dreimal das Angebot [...] zur Teilnahme an der neuen Staatsmacht“⁹. Die tschechische Seite argumentierte mit und bestand auf der historischen Einheit der böhmischen Länder, welche die Deutschböhmern aus Angst vor tschechischem Übergewicht leichthin aufzugeben bereit waren.

Es stellt sich die Frage, was von Lodgman und Seliger eigentlich verhandelt werden sollte. Vom Gespräch Seligers ist der Satz überliefert, den ihm der tschechoslowakische Finanzminister Alois Rašín hingeworfen haben soll und der, wie Rudolf Hilf anmerkt, „den Tschechen Jahrzehnte lang vorgehalten“¹⁰ wurde: „Mit Rebellen verhandeln wir nicht.“ Dieser apodiktisch klingende Satz hat wahrscheinlich in der kommunikativen Situation ganz anders geklungen. Paul Molisch, der 1932 das Buch „Die sudetendeutsche Freiheitsbewegung in den Jahren 1918–1919“ veröffentlicht hat und der eine strikt deutschnationale Position einnimmt, schreibt dazu: „Die Weigerung Rašíns, mit ‚Rebellen‘ zu verhandeln, wurde von Stříbrný noch durch die Äußerung ergänzt: ‚Wenn Sie erklären, daß Sie bei Böhmen bleiben wollen, so können wir

⁹ Valenta, Jaroslav: Deutsch/sudetendeutsch-tschechische Beziehungen in der Literatur der letzten Jahre. In: Češi a Němci. Ztracené dějiny? / Tschechen und Deutsche. Verlorene Geschichte? Hrsg. v. Nadace Bernharda Bolzana und Ackermann-Gemeinde. Praha 1995, 114–139, hier 118.

¹⁰ Hilf, Rudolf: Die Auflösung der böhmischen Symbiose durch den tschechischen und deutschen Nationalismus. In: Bayerisch-böhmische Nachbarschaft. Koord. v. Frank Boldt und Rudolf Hilf. München 1992, 157–190, hier 160. Weitere Literatur zu diesem umstrittenen Satz ist angegeben bei Valenta: Bruch 66. Wenzel Jaksch sagt am 28. September 1941: „Wenn damals die fatalen Worte nicht gefallen wären ‚Mit Rebellen verhandeln wir nicht‘, dann hätte man zwanzig Jahre später nicht mit Henlein soviel verhandeln müssen.“ In: Češi a sudetoněmecká otázka 1939–1945. Dokumenty [Die Tschechen und die sudetendeutsche Frage 1939–1945. Dokumente]. Hrsg. v. Jitka Vondrová. Praha 1994, 125.

schon jetzt Vereinbarungen treffen, welche Ihren augenblicklichen Bedürfnissen entsprechen.“¹¹ Die Bezeichnung Rebellen bezieht sich auf die Autonomie-Erklärung Deutschböhmens, die von tschechischer Seite nicht akzeptiert werden konnte. Würden die Deutschen jedoch – das Wie müßte später geregelt werden – bei Böhmen bleiben wollen, dann allerdings könne verhandelt werden. Genau das aber wollten die Deutschen nicht, denn dies wäre einer Anerkennung der Tschechoslowakei auch auf deutschem Territorium gleich gekommen. Man fragt sich, warum der Landeshauptmann und sein Stellvertreter dann überhaupt nach Prag gekommen waren? Um von der Zentralregierung die Unabhängigkeitserklärung absegnen zu lassen? Das ist unwahrscheinlich. Jiří Strěbrnýs Äußerung über „augenblickliche Bedürfnisse“ Deutschböhmens führt in eine andere Richtung. Ein Winter nach vier Kriegsjahren stand vor der Tür, die sowieso schon angespannte Versorgungslage mußte sichergestellt werden. Deutschböhmen, wirtschaftlich seit Jahrhunderten in das größere Gebilde eingebunden, konnte nur unter großen Schwierigkeiten für sich allein existieren. Das deutsche Reich war zu geschwächt und nicht gewillt, in ehemalige Belange Österreich-Ungarns einzugreifen; Deutschösterreich war weit weg und außerdem, angesichts des bevorstehenden Winters – Kälte im Wohnraum heizt die Revolution an –, auf Kohle aus der Tschechoslowakei angewiesen.

Glaubten die deutschböhmisches Vertreter wirklich, daß sich in Prag wirtschaftliche Belange¹² verhandeln ließen, ohne in der Kernfrage, der angestrebten Nicht-Eingliederung in die Tschechoslowakei, Zugeständnisse machen zu müssen? Falls das der Zweck ihrer Reise nach Prag gewesen sein sollte, dann war das Scheitern von vornherein vorprogrammiert.

Molisch berichtet auch, daß Masaryk noch von Amerika aus versuchte, mit Lodgman Kontakt aufzunehmen. Der Bürgermeister einer ungenannten deutschböhmisches Stadt berichtete am 13. Dezember 1918 an Lodgman: „Am 11. ds. erschien ein Advokat unserer Stadt bei mir als Bürgermeisteramate und teilte mir mit, daß er mit hiesigen Tschechenführern (darunter dem tschechoslowakischen Regierungskommissär) eine private Unterredung hatte. Im Verlaufe dieser Unterredung wurde die Ansicht ausgesprochen, daß das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen in Böhmen bestimmt geregelt werden könnte, wenn zwei führende Persönlichkeiten beider Parteien zusammenkämen und leidenschaftslos den ganzen Komplex der Deutschböhmen betreffenden Fragen besprächen. Als berufene Vertreter wurden Sie, geehrter Herr Landeshauptmann, und Präsident Masaryk genannt. Einer der Tschechen, der mit letzterem gut bekannt ist, erbot sich ganz unverbindlich, eventuell eine Begegnung zwischen Ihnen und Dr. Masaryk in einer deutschen Stadt Nordböhmens herbeizuführen, um Gelegenheit zu einer solchen Besprechung zu schaffen.“¹³

¹¹ Molisch, Paul: Die sudetendeutsche Freiheitsbewegung in den Jahren 1918–1919. Wien-Leipzig 1932, 27.

¹² Ich halte es für fraglich, ob Lodgman und Seliger Anfang November 1918 wirklich (siehe z. B. bei Prinz: Geschichte 378), eine „Vertretung im Nationalausschuß und in Kramářs erstem Kabinett“ angestrebt haben; denn eine solche Forderung hätte sich zu ihrer Politik der strikten Durchsetzung deutscher Selbständigkeit kontraproduktiv verhalten.

¹³ Molisch, Paul: Vom Kampf der Tschechen um ihren Staat. Wien-Leipzig 1929, 154f. Der

Lodgmans Antwortschreiben war ablehnend: „Daß eine leidenschaftslose Erörterung der ganzen Frage gewiß von Wert wäre, kann keinem Zweifel unterliegen. Es fragt sich nur, auf welcher Grundlage sich diese Erörterungen bewegen sollen, ob auf jener der Selbstbestimmung oder auf jener der Einverleibung. Ich scheue derartige Erörterungen gewiß nicht, wenn ich auch bezweifle, daß sie im gegenwärtigen Zeitpunkt zu einem Erfolge führen würden.“¹⁴ Als Lodgman dieses Angebot Masaryks erhielt, stand es um die deutsche Sache schon entschieden schlechter als noch zu Beginn des Novembers 1918. Lodgman selbst war schon im Aufbruch ins Wiener Exil. Desto erstaunlicher erscheint die brüskierende Form der Ablehnung.

Am 14. November trat in Prag die Revolutionäre Nationalversammlung aus ernannten, nicht gewählten Vertretern zusammen. Die Tschechoslowakei wurde zur Republik erklärt, die Nationalversammlung aus 214 Vertretern aller tschechischen Parteien und 42 kooptierten slowakischen Mitgliedern übernahm die Aufgaben eines Parlaments und wurde zugleich mit der Ausarbeitung einer Verfassung betraut. Die Minderheiten des neuen Staates, dessen Grenzen noch nicht feststanden, waren für die verfassunggebende Versammlung nicht berücksichtigt worden; es ist auch mehr als fraglich, ob diese aufgrund der irredentistischen Position etwa für sie freigehaltene Sitze überhaupt angenommen hätten.

Tschechische Truppen hatten am 10. November 1918 mit der Besetzung deutscher Gebiete begonnen, die zum Jahresende abgeschlossen war. Die deutschböhmisches Führer taten so, als sei auch nach der Besetzung eine Art Patt-Situation vorhanden, und vertrauten auf die Gerechtigkeit in der Anwendung des Selbstbestimmungsrechts; objektiv gesehen aber saß der neue tschechoslowakische Staat als Angehöriger der siegreichen Entente von Anfang an am längeren Hebel.

Die Besetzung vollzog sich ohne nennenswerten Widerstand. Deutschösterreich, das sich nicht die Altlasten der Habsburger Monarchie aufhalsen wollte, bot den Deutschböhmern und Sudetenländern keinen „substantiellen Rückhalt an Wien“¹⁵. Auch die Deutschradikalen und Deutschnationalen, die einer bewaffneten Erhebung nicht negativ gegenüberstanden, befanden sich in der Klemme: Jeder Schritt in dieser Richtung hätte bei der starken Position der Sozialdemokraten unter den Deutschböhmern zur sozialistischen Revolution führen können. Die Sozialdemokraten erwarteten, daß sie in Kürze sowieso überall die Macht übernehmen würden. Noch im November 1918 verkündete Josef Seliger als Führer der Sozialdemokraten in Teplice, „... noch seien in den Entente-Staaten die bürgerlichen Chauvinisten am Ruder, aber: „Den Frieden schließen werden die Vertreter der europäischen sozialistischen

Bürgermeister, der dieses Angebot an Lodgman überbringt, bleibt bei Molisch ungenannt. Dennoch dürfte an der Richtigkeit des Angebots kein Zweifel bestehen, da ein solches Angebot eher nicht in die strikt deutschnationale Position des Autors paßt. Zu Masaryks Position siehe auch Brügel, Johann Wolfgang: Tschechen und Deutsche 1918–1938. München 1967, 158ff., sowie Schmidt-Hartmann, Eva: T. G. Masaryk und die Deutschen in Böhmen. In: Deutsche in den böhmischen Ländern. Bd. 2. Hrsg. v. Hans Rothe. Köln-Weimar 1993.

¹⁴ Molisch: Kampf 155.

¹⁵ Höbelt, Lothar: Deutschösterreich und die Sudetendeutschen. In: Lemberg/Heumos (Hrsg.): Das Jahr 1919, 159–166, hier 161.

Republiken!“¹⁶ Doch auch die Sozialdemokraten fürchteten, daß sie bei bewaffneten Auseinandersetzungen die Kontrolle verlieren könnten und daß sich statt sozialistischer Republik ein bolschewistisches Räte-Deutschböhmen installieren könnte¹⁷.

Sowohl Lodgman wie auch Seliger spielten zwar in verschiedenen Varianten mit dem Gedanken an bewaffneten Widerstand, die Masse der Bevölkerung zeigte wenig Interesse an solchen Planspielen¹⁸; war doch zumindest durch die tschechische Besetzung die Versorgung einigermaßen gewährleistet. Die Form der Besetzung allerdings, das Zur-Schau-Stellen von Stärke, gemischt mit Überheblichkeit, sowie die Mißachtung der deutschen Verwaltungen, erbitterte die deutsche Bevölkerung gegen das tschechische Militär¹⁹. Dennoch: „Die Einheitsfront gegen die tschechischen Besatzer“, schreibt Friedrich Prinz, „war aber keineswegs so kompromißlos, wie dies nach außen hin erscheinen mochte. Vor allem dem industriellen deutschen Bürgertum lagen die eingespielten wirtschaftlichen Verbindungen zum tschechischen Böhmen näher als die Erfüllung großdeutscher Hoffnungen.“²⁰ Bei Molisch heißt es: „Nach der Besetzung Deutschböhmens durch die Tschechen verwahrte sich die Industrie in ihrer überwiegenden Mehrheit niemals ernstlich gegen die Eingliederung in den tschechischen Staat, geschweige denn, daß sie mit Nachdruck und Folgerichtigkeit für die Freiheit Deutschböhmens eingetreten wäre.“²¹

Die Politik, die die Führer Deutschböhmens und des Sudetenlands verfolgten, war in eine Sackgasse geraten. Das Land war ohne nennenswerte Schwierigkeiten militärisch besetzt worden; sowohl Verwaltung wie Bevölkerung zeigten sich durchaus zur Kollaboration bereit: hier offenbart die *traditionelle Einheit Böhmens* ihr ganzes Gewicht. Vom Wiener Exil aus ließen sich die deutschen Landesteile, die untereinander ohne Verbindung um das tschechische Gebiet herumgruppiert waren, schlecht koordinieren; Kontakte auf internationaler Ebene mußten erst geknüpft werden, wobei sich die Zugehörigkeit zu den Verlierermächten negativ bemerkbar machte; die Lobby für die Deutschen in den böhmischen Ländern war gering, während die Tschechoslowakei einflußreiche Verbündete, vor allem in Frankreich, besaß. Von seiten der deutschen Politiker Böhmens geschah wenig mehr, als in Reden immer wieder das Selbstbestimmungsrecht zu beschwören. Ernsthaftige Verhandlungen über einen Status innerhalb der tschechoslowakischen Republik unterblieben völlig.

Das Prager Tagblatt vom 12. Januar 1919 hatte einen Artikel Josef Seligers aus der Zeitung „Freiheit“ mit dem Titel „Verhandelt! Verhandelt!“ kritisiert, der so geendet

¹⁶ Zitiert nach e b e n d a 163.

¹⁷ Die bolschewistischen Gruppierungen vertraten das Selbstbestimmungsrecht für Minderheiten am radikalsten.

¹⁸ Zum bewaffneten Widerstand siehe Molisch: *Freiheitsbewegung* 95f. Auch Alexander (Hrsg.): *Gesandtschaftsberichte* 145f., wo Lodgman vom Deutschen Reich die Angung von „Waffenlagern zum Selbstschutz“ erbittet. Zur „Gleichgültigkeit“ der Bevölkerung angesichts der Besetzung bei Molisch: *Freiheitsbewegung* 118ff., sowie in der Studie zu Karlsbad von Augustin, Milan: *Karlsbad in den Jahren 1918 und 1919*. Stifter Jahrbuch NF 8 (1994) 74–82, hier 77ff.

¹⁹ Siehe hierzu z. B. Prager Tagblatt vom 29. 1. 1919, 1f., wo Berichte über Saaz und Brüx erschienen sind.

²⁰ Prinz: *Geschichte* 378.

²¹ Molisch: *Freiheitsbewegung* 36.

hatte: „Worüber könnten wir also mit den Tschechen verhandeln? Über nichts anderes als über die Bedingungen, unter welchen wir uns der Herrschaft der tschechischen Bourgeoisie im tschechoslowakischen Staate unterwerfen wollen.“²² Am 18. Januar 1919 druckte das „Prager Tagblatt“ eine Zuschrift Josef Seligers, worin er Verhandlungen erneut kategorisch zurückwies und die Verhandlungsbereitschaft der Prager Deutschen auf deren Angst zurückführte, sie könnten – würde Deutschböhmen selbständig – völlig assimiliert werden und verschwinden. Seliger fährt fort: „Alles Zureden zu den Deutschen in Böhmen ‚Verhandelt nur!‘, ‚Unterwerft Euch Eurem Schicksal, sonst kann es Euch auf der Friedenskonferenz noch schlechter ergehen‘ hat keine andere Tendenz – ob gewollt oder ungewollt – als die der Vorschubleistung der Politik der tschechischen Regierung. [...] Bangemachen, das, verehrte Redaktion, gestatten Sie mir zu sagen, ist eine – gelinde gesagt – schwere Versündigung am deutschen Volke, dessen Sache gestellt ist auf die Sache der Zukunft ganz Europas [...].“²³ Auf welch wackeligen Füßen die Hoffnung auf Gewährung von Gerechtigkeit im Falle Deutschböhmens stand, zeigt die Analyse, die die Antwort des „Prager Tagblatts“ liefert:

„Vom wirtschaftlichen Standpunkte, den zu vertreten wir als eine unserer Hauptaufgaben ansehen, waren wir deshalb seit jeher leidenschaftliche Gegner der territorialen Trennung [...] Das Weltgericht in Paris ist nicht aus Engeln zusammengesetzt, am wenigsten aus deutsch-nationalen Engeln. Und deshalb rechnen wir damit, daß die Friedenskonferenz unter Clemenceaus Vorsitz unter Deutschböhmen wohl hoffentlich etwas anderes verstehen wird als die Tschechen – aber leider auch etwas anderes als die Deutschen [...] Wenn wir also voraussehen, daß die Friedenskonferenz den Tschechen eine Grenzlinie zugestehen wird, bei der die wichtigsten Kohlegebiete und wichtige Verkehrslinien in ihrer Hand bleiben und als Deutschböhmen ein Landstumpf ohne durchlaufende Bahnverbindung, ohne Kohle, ohne leistungsfähige Industrie übrigbleibt, so wollen wir damit Deutschböhmen nicht entmutigen, sondern von einem falschen Programm abbringen und es für das bessere Programm der Personalautonomie gewinnen.“²⁴ Der Artikel schließt, daß es besser sei, eine starke Minderheit, „eine nicht zu entnationalisierende Minorität von vier Millionen zu bilden“ als kleinere Rumpfstaaen, wie zum Beispiel Nordböhmen einer werden würde.

Doch eine solche Position des Ausgleichs fand bei den führenden Politikern Deutschböhmens kein offenes Ohr. Sie hatten alles auf eine Karte gesetzt und immer kompromißlos das Selbstbestimmungsrecht für den Anschluß an ein deutsches Territorium gefordert; jetzt war es schwierig, von der Maximalforderung Abstand zu nehmen, ohne das Gesicht zu verlieren.

Auch die tschechische Seite hielt an den Maximalforderungen fest, aufgrund der politischen Situation Anfang 1919 ist das auch nicht weiter erstaunlich. Allerdings bedurfte es einer sophistischen Argumentation, um den gleichzeitigen Anspruch auf die deutschen und slowakischen Gebiete zu begründen. Masaryk sagt in den Gesprächen mit Karel Čapek: „Nach dem historischen Staatsrecht hätten wir die Slowakei

²² Prager Tagblatt vom 12. 1. 1919, 1.

²³ Prager Tagblatt vom 18. 1. 1919, 1.

²⁴ E b e n d a.

den Ungarn lassen müssen. Und schließlich war mir das historische Recht unsympathisch als Produkt des vorrevolutionären, reaktionären Deutschland.“²⁵ Doch konnte die Eingliederung der deutschen Gebiete der böhmischen Länder nur aufgrund historischen Rechts erfolgen.

Auch Masaryk argumentierte damit. In der Antwort auf die Glückwünsche des Präsidiums der Nationalversammlung zum Jahreswechsel 1918/19 schreibt er:

„Es wird uns Imperialismus vorgeworfen, weil wir ein Losreißen des sogenannten ‚Deutschen Gebietes‘ nicht zulassen wollen. [...] Wir wollen doch nichts erobern, was nicht uns gehört. Von Eroberungssucht kann keine Rede sein. Die Verbündeten haben den tschechoslowakischen Staat anerkannt und selbstverständlich in den historischen Grenzen. Über die Grenzen der tschechischen Länder kann es keinen Zweifel geben [...] Ich anerkenne das nationale Prinzip, ich anerkenne das Selbstbestimmungsrecht. Aber bei den gegebenen administrativen Verhältnissen gibt es Grenzen, welche durch die nationale Mischung gegeben sind und die eine gradlinige Abgrenzung ausschließen. Es können sich geographisch die deutschen Minoritäten nicht vereinigen, es können sich nicht die tschechischen Minoritäten vereinigen.“

Es bleibt nichts übrig, als daß sie vereint bleiben und gerade vom volkswirtschaftlichen Standpunkte. Es ist auch ein sichtbarer Unterschied in der Selbstbestimmung der Völker: Wir Tschechen und Slowaken sind bis auf kleinere Minoritäten an den Grenzen die ganze Nation beisammen: unsere Deutschen sind keine ganze Nation, sondern deren Kolonisationsavantgarde. Es ist nicht unsere Schuld, daß die Deutschen ihre eroberungssüchtigen Kolonisten nach Osten schickten und auch zu uns in unser Land.

Dieser sprichwörtliche ‚Drang nach Osten‘ muß aufgehalten werden, das ist doch die Aufgabe dieses schrecklichen Krieges und die Aufgabe des Friedens.“²⁶

Das sind harte Worte einer Minderheit gegenüber, zumal, wenn man diese in den neugegründeten Staat – was Masaryk immer wollte – einzubinden trachtete. Aber wahrscheinlich hat ihm weder nationale Euphorie noch ein Mangel an Kriterien zur Unterscheidung einer fest ansässigen Bevölkerung und einer „Kolonisationsavantgarde“ – bei seiner ersten Rede in Prag am 22. Dezember hatte Masaryk von „Immigranten und Kolonisten“ gesprochen²⁷ – die Feder geführt, sondern staatsmännisches Kalkül angesichts des deutschen Irrendentismus. Die „Immigranten-These“ läßt die Einforderung der historischen Grenzen durch den neugegründeten Staat als konkurrenzlos erscheinen; Masaryk wußte, daß sowohl bei seiner Antrittsrede in Prag wie auch bei seiner ersten Neujahrsansprache die Weltöffentlichkeit zuhören würde. Masaryk läßt damit nach außen – die offizielle Grenzziehung durch die Friedenskonferenz muß erst noch stattfinden – keinen Zweifel an der Berechtigung der geforderten histori-

²⁵ Čapek, Karl: Gespräche mit Masaryk. Mindelheim 1990, 103.

²⁶ Rede abgedruckt im Prager Tagblatt vom 2. 1. 1919, 3. Im „Drang nach Osten“ zitiert Masaryk indirekt Treitschkes „deutsche Mission“. Siehe Masaryk, Tomáš G.: Die Weltrevolution. Erinnerungen und Betrachtungen 1914–1918. Berlin 1925, 446 f.

²⁷ Valenta: Deutsch/Sudetendeutsch 118, bezeichnet „Immigranten und Kolonisten“ als „wirklich sehr wenig diplomatische Worte“. Für die internationale Reaktion siehe die Besprechung der Reaktion der Londoner Times auf Masaryks Rede im Prager Tagblatt vom 4. 1. 1919, 1, unter dem Titel „Die Times: ‚Deutschböhmen ist ein schwieriges Problem‘“.

schen Grenzen, während er nach innen, wie Ferdinand Seibt anmerkt, versucht hat, diese Redewendung von Immigranten und Kolonisten „bald abzuschwächen“²⁸. Für die deutsche Minderheit allerdings mußten in der gegebenen Situation diese Aussagen wie in Feuer gegossenes Öl wirken.

Die Pläne über die Größe der Tschechoslowakei wuchsen in alle Himmelsrichtungen; man dachte an die einst böhmisch gewesene Lausitz und sogar an einen Korridor durch das Burgenland oder durch Ostungarn, um eine Grenze mit dem ebenfalls neu entstehenden Jugoslawien zu bekommen²⁹. Am 2. Januar 1919 tagt der tschechoslowakische Ministerrat, den Hans Lemberg in „Die Tschechoslowakei im Jahr 1“ so wiedergibt: „In streng vertraulicher Sitzung verhandelte hier das Kabinett Kramář, am Nachmittag auch unter Hinzuziehung Masaryks und der Fraktionsvorsitzenden, über die Richtlinien, die der Pariser Delegation für die demnächst beginnende Friedenskonferenz erteilt werden sollten. Es wurden vier Planvarianten hinsichtlich ihrer Vorteile und Risiken diskutiert. Als Hauptproblem erschien dabei: Je größer der Staat würde (beim Maximalplan ging es um Oberschlesien und um die Ausdehnung der Slowakei in Richtung Ungarn und Rumänien), desto stärker würde er durch nationale Minderheiten belastet. Es galt also ein Optimum zu finden: Die Wirtschaftskraft sollte möglichst groß sein, der Anteil der sogenannten Tschechoslowaken aber nicht unter 58 Prozent sinken, damit diese [...] ‚den Staat noch beherrschen‘ können [...] den relativ expansivsten Standpunkt nahm Rašín ein, der sich aufgrund staatsrechtlicher Argumentation gegen jede Abtrennung deutscher Gebiete wandte; die Tschechoslowakei brauche sie entweder wegen der Industrie, der dort wohnenden tschechischen Minderheiten oder wenigstens der landschaftlichen Schönheit wegen.“³⁰

Über die Rolle der Tschechen als Staatsvolk scheint überparteilicher Konsens geherrscht zu haben, während die Minderheitenfrage mehr als Zahlen- denn als inhaltliches Problem gehandelt wurde.

Anfang Februar wurde den Deutschen in den böhmischen Ländern die Beteiligung an der Wahl zur Deutschösterreichischen Nationalversammlung verboten. Vorbereitende Maßnahmen zu dieser Wahl standen unter Androhung des § 65 Störung öffentlicher Ruhe und Hochverrat. In einem Geheimerlaß wurden die Behörden angewiesen, „mit schärfsten Mitteln einzuschreiten“³¹. Das Wahlergebnis in Deutschösterreich steht am 20. Februar 1919 fest, als Sieger gehen die Sozialdemokraten hervor. In Deutschböhmen herrscht Ratlosigkeit. Soll man Notwahlen durchführen oder soll man nach Parteiproporz ernannte Volksvertreter ins deutschösterreichische Parlament entsenden? Die Sozialdemokraten sind gegen Ernennungen³²; das deutsch-

²⁸ Seibt, Ferdinand: Deutschland und die Tschechen. Geschichte einer Nachbarschaft in der Mitte Europas. München-Zürich 1993, 248.

²⁹ Siehe hierzu die von Beneš der Friedenskonferenz am 5. Februar 1919 vorgelegte Landkarte, wiederabgedruckt in Hadler, Frank: Die Tschechoslowakische Republik in den Akten der deutschen Waffenstillstandskommission von 1919. *BohZ* 36 (1995) 388–396, hier 389.

³⁰ Lemberg, Hans: Die Tschechoslowakei im Jahre 1. Der Staatsaufbau, die Liquidierung der Revolution und die Alternativen 1919. In: Lemberg/Heumos (Hrsg.): *Das Jahr 1919*, 225–248, hier 229.

³¹ Prager Tagblatt vom 5. 2. 1919, 1.

³² Die Sozialdemokraten argumentierten, daß der Vorkriegsproporz nicht mehr den Nachkriegsverhältnissen entsprechen würde und daß sie deshalb unterrepräsentiert seien.

österreichische Parlament wird am 4. März ohne Vertretung der Deutschen der böhmischen Länder zusammentreten.

Am 25. Februar 1919 unternimmt die tschechoslowakische Regierung den entscheidenden Vorstoß, mit welchem – ohne die Ergebnisse der Friedenskonferenz abzuwarten – das Staatsgebiet über die militärische Besetzung hinaus de facto vereinheitlicht werden soll. Es handelt sich um das Gesetz zur Banknotenabstempelung und Vermögensabgabe³³. Die alten österreichischen Banknoten werden in der Zeit zwischen 3. und 9. März 1919 zu einer neuen tschechoslowakischen Währung umgestempelt; die Hälfte des Wertes wird dabei einbehalten. Wer nicht abstempeln läßt, verliert sein ganzes Geld. Zur Durchführung dieser Maßnahmen wird für die Zeit vom 26. Februar bis 9. März 1919 eine allgemeine Grenzsperrung für Personen- und Warenverkehr sowie eine Post-, Transportmittel- und Bankdepotsperrung dekretiert³⁴.

Deutschösterreich legt keinen Protest ein, sondern zieht nach und ordnet am 28. Februar ebenfalls die Banknotenabstempelung an. Das „Prager Tagblatt“ vom 27. Februar stellt fest, daß ohne eine Entscheidung der Friedenskonferenz die „Verfügungen Dr. Rašíns [...] Bruch des Völkerrechts darstellen“, und fragt, ob nicht eine stillschweigende Duldung dieser Verfügungen „dem Schein einer Zustimmung oder zumindest der Gleichgültigkeit gleichkäme“³⁵. Der in Reichenberg erscheinende „Vorwärts. Sozialdemokratisches Tagblatt“ spricht am 1. März von „deutscher Tributpflicht für den tschechischen Imperialismus [...] Der tschechische Staat führt ein flottes Leben. Viel Paraden, Feste, festliche Einzüge, Geburtstagsfeiern, feierliche Empfänge, dabei einen frischfröhlichen Eroberungskrieg und recht viel Militarismus, der täglich Millionen kostet“. Und weiter: „Pflicht der Presse wäre es natürlich, gegen diese Maßnahmen der tschechischen Regierung ganz entschieden Stellung zu nehmen. Aber die Regierung hat dem schon vorgebeugt. Die Staatsanwaltschaften haben den Redaktionen mitgeteilt, daß es verboten ist, gegen diese finanziellen Maßnahmen des tschechoslowakischen Staates zu schreiben.“³⁶

Am 2. März 1919 wird behördlich das Erscheinen der „Bohemia“, der größten deutschen Zeitung in den böhmischen Ländern, eingestellt. Sie kann erst wieder zum 1. Juli 1919 erscheinen.

Am 27. Februar hatte das Präsidium der Sozialdemokraten Deutschböhmens getagt. Der „Vorwärts“ berichtet darüber: „Für die Arbeiterschaft ist, wie die Debatte ergab, der heutige Zustand zur Unerträglichkeit gesteigert, die Erbitterung

³³ Siehe hierzu Peroutka, Ferdinand: Budování státu. Československá politika v letech popřevratových [Das Erbauen des Staates. Tschechoslowakische Politik in den Jahren nach dem Umsturz]. 3. Bd. Praha 1991.

³⁴ Prager Tagblatt vom 26. 2. 1919, 1.

³⁵ Prager Tagblatt vom 27. 2. 1919, 1.

³⁶ Vorwärts. Sozialdemokratisches Tagblatt vom 1. 3. 1919, 1. Dieses Verbot läßt Valenta: Deutsch/Sudetendeutsch, 119, außer acht, wenn er den Ausdruck „die ‚völkerrechtswidrigen‘ wirtschaftlichen Maßnahmen der Prager Regierung [...], wie es im Aufruf steht“ kritisiert. Weiter: „Wer von den Lesern wird verstehen, daß es um einen Protest gegen die Abstempelung der altösterreichischen Banknoten ging, welche so schnell wie möglich abgeschafft werden mußte, um die Währung des neuen Staates effektiv gegen die Inflation zu schützen [...] Letzten Endes kam die Abstempelung zum Nutzen aller, auch der Sudetendeutschen.“

und Gereiztheit unter der Arbeiterschaft wächst in allen Teilen Deutschböhmens von Tag zu Tag, es tritt immer mehr die Notwendigkeit hervor, gegen diese Schwierigkeiten und Drangsalierungen den schärfsten Kampf aufzunehmen. Die Sitzung faßte den Beschluß, daß am Dienstag, dem 4. März während des Tages in den Bezirksstädten ganz Deutschböhmens Massenversammlungen stattfinden sollen, auf deren Tagesordnung folgender Programmpunkt zu setzen ist: Die Forderung Wilsons nach dem Selbstbestimmungsrecht und die Lage der Arbeiterschaft Deutschböhmens.³⁷

Alle deutschen Gebiete der böhmischen Länder sowie alle deutschen Parteien schließen sich diesem Aufruf zum 4. März an: Aus den von den Sozialdemokraten einberufenen Massenversammlungen ist ein allgemeiner deutscher Generalstreik in Deutschböhmen und im Sudetenland (= Nordmähren und österreichisch Schlesien) geworden.

Der 4. März 1919

Als der 4. März, Faschingsdienstag 1919, anbricht, sind die ersten Toten bereits zu beklagen. Am 3. März läßt der tschechoslowakische Militärinspektor für Westböhmen, Oberst Slezáček, einen Aufruf an die „Deutschen Mitbürger!“ plakätieren. Darin heißt es:

„Gewissenlose Personen versuchen Euer klares Urteil zu trüben. Sie wiegeln Euch gegen den tschechoslowakischen Staat auf, fordern Euch zu Demonstrationen und zum Streik auf und verlangen von Euch, daß Ihr durch Verweigerung der Banknotenabstempelung noch das Wenige, was Euch der Krieg gelassen hat, verliert und zu Bettlern werdet. [...] Eure falschen Ratgeber wollen Euch nur dem Hunger preisgeben und Euch um die Früchte jahrelanger Arbeit bringen, um im trüben fischen zu können [...].“ Und dann, fett gedruckt, der Schluß: „Den Friedensstörern sage ich aber, daß ich, mit der Verantwortung für die Aufrechterhaltung der Ordnung betraut, mit fester Hand und wo es nötig ist mit rücksichtsloser Strenge ihre verbrecherischen Absichten vereiteln werde.“³⁸

Am frühen Abend werden in Eger verschiedene junge Leute von tschechoslowakischem Militär verhaftet, weil sie solche Plakate abgerissen hatten. Eine Gruppe junger Leute, hauptsächlich Studenten und Schüler, zieht nun Richtung Kaserne, um die Freilassung der Verhafteten zu fordern. Sie werden vom ausrückenden Militär gestoppt. „Ohne jedwede Aufforderung an die Menge, auseinanderzugehen“, eröffnen die Soldaten scharfes Feuer auf die jungen Leute. „Was eigentlich hatten sie verbrochen, diese jungen Leute, die da in harmloser Weise die ‚Wacht am Rhein‘ singend zogen, daß man Militär im Laufschrift herbeiholen mußte, das sinnlos hineinplätterte in die Masse. Hören und sehen wir nicht täglich in allen Straßen tschechische Truppen mit Fahnen, laut singend, ihr Volkstum bekunden und sich als Herren der Stadt gebärden?“³⁹, heißt es im „Kalender für das Egerland 1920“.

³⁷ Vorwärts. Sozialdemokratisches Tagblatt vom 28. 2. 1919, 1.

³⁸ Faksimile des Anschlags abgedruckt in Lucas, Oskar: 4. März 1919. Das sudetendeutsche Blutopfer für Großdeutschland. Karlsbad/Drahowitz-Leipzig o. J. (1939), gegenüber S. 16.

³⁹ Anonymos: Die blutigen Vorgänge in Eger am 3. März 1919. In: Kalender für das Egerland 1920, 89–91, hier 90.

Ein Schüler starb noch am Abend des 3. März, ein Mädchen am Morgen des 4. März. Der dritte Schwerverletzte, ein fünfzehnjähriger Schüler, überlebte seine Verletzung.

Am 4. März 1919 ruht in Deutschböhmen und im Sudetenland die Arbeit, die Geschäfte bleiben geschlossen, die Schüler bleiben dem Unterricht fern. Überall in den Bezirksstätten finden Kundgebungen statt, die von großen Massen besucht werden. Der Generalstreik für das Selbstbestimmungsrecht und gegen die Geldabstempelung ist trotz offiziellem Verbot Wirklichkeit geworden.

Ähnliche Ereignisse wie die von Eger wiederholen sich in mehreren Städten. In Karlsbad, Kaaden im Egertal und im nordmährischen Sternberg sind die meisten Toten zu beklagen. In Arnau am Riesengebirge und im westböhmischem Mies gibt es jeweils zwei Tote, drei davon sind Frauen; in Aussig wird ein Mann durch einen Querschläger tödlich verletzt. Bei anderen Massenveranstaltungen, zum Beispiel in Reichenberg und Teplitz, kommt es zu Schießereien, aber ohne tödlichen Ausgang⁴⁰.

In Karlsbad folgen 20 000–25 000 Menschen⁴¹ dem Aufruf der Sozialdemokraten. Nach Auflösung der Demonstration, die friedlich verlaufen war, kommt es vor dem Elisabethbad und dem Hotel Trautwein, Quartieren des tschechoslowakischen Militärs, zu gegenseitigen Anpöbeleien und Rangeleien. Eine Streife tschechoslowakischen Militärs, die vom Bahnhof zurückkehrt, wird tätlich angegriffen; Milan Augustin spricht in einer Studie zum 4. März in Karlsbad von Lynchversuch. Drei Soldaten werden schwerverletzt: Stichwunden in Kopf und Lunge, ein Kopfschuß⁴².

Die inzwischen am Hotel Trautwein vorbeiziehende Menge beschimpft die dortigen Soldaten mit „Pfui“ und „Abzug“, wirft mit Steinen und Schienenschrauben; die Soldaten schimpfen zurück. Auf einen Feldwebel, der beruhigend eingreifen will, soll ein Schuß abgegeben worden sein. Die Antwort des Militärs ist, ohne ausdrücklichen Befehl zum Schießen, die Eröffnung des Feuers auf die Demonstranten. Auch ein Maschinengewehr soll eingesetzt worden sein. Drei Tote bleiben auf dem Pflaster, ein weiterer stirbt noch am 4. März; von den neun Schwerverletzten, darunter vier Frauen, erliegen weitere vier ihren Verletzungen⁴³.

Am 5. März kommt es bei dem Versuch der Festnahme eines mutmaßlichen deutschen Demonstranten und bei dem dabei stattfindenden Auflauf erneut zu Schüssen. Es ist nicht klar, von welcher Seite das Feuer zuerst eröffnet wurde. Ein unbeteiligter deutscher Student ist dabei ums Leben gekommen⁴⁴.

⁴⁰ Die Ereignisse des 4. März 1919 gebe ich, soweit nicht anders angegeben, nach der Darstellung, die das Prager Tagblatt am 5. 3. 1919 1–2, bringt. Das 1939 erschienene Gedenkbuch von Lucas: 4. März 1919 – bislang leider noch immer die einzige Monographie zu dem Thema – ist zwar materialreich, aber bewußt und extrem einseitig und somit nur mit Vorsicht zu genießen; so fehlen z. B. Opfer auf seiten des tschechoslowakischen Militärs grundsätzlich.

⁴¹ Die Angabe 25 000 im Prager Tagblatt; 20 000 bei Augustin, Milan: 4. a. 5. března 1919 v Karlových Varech [Der 4. und 5. März 1919 in Karlsbad]. In: Historický sborník Karlovarská 1 (1993) 135–144.

⁴² E b e n d a.

⁴³ Das Prager Tagblatt vom 5. 3. 1919 spricht von drei, Augustin: 4. a. 5. března von vier; Lucas: 4. März von fünf Toten für das Datum des 4. März selbst.

⁴⁴ Siehe zu diesem Fall Augustin: 4. a. 5. března 139.

In der nordböhmisches Kleinstadt Kaaden nahmen 9000 Menschen an der Hauptveranstaltung vor dem Schützenhaus teil. Darauf formierte sich ein Demonstrationzug zum Stadtplatz. Dort kam es zu einem sich länger hinziehenden Gerangel um die Fahnen auf dem Rathausturm. Die deutsche Fahne, mit Erlaubnis des tschechoslowakischen Kommandanten gehißt, wurde eingeholt; junge Deutsche versuchten die Fahne erneut aufzuziehen, was mit Zustimmung des Kommandanten auch geschah. „Als die deutsche Fahne entrollt wurde, brach die vor dem Rathaus stehende Menge in Heilrufe aus und stimmte ‚Die Wacht am Rhein‘ an. Unterdessen gerieten beim Rathausaufgang einige junge Heimkehrer mit den dortigen tschechischen Posten in einen Wortwechsel. Als ein halbwüchsiger Junge mit einem Stück Mauermörtel nach einem Soldaten warf, feuerte dieser sein Gewehr ab.“⁴⁵ Diese Version des Beginns der Schießerei, die Viktor Karell im Kaadener Heimatbuch von 1965 gegeben hat, deckt sich im Kern – bei Umgewichtung von Details – mit der neueren Untersuchung von Kateřina Mertová von 1992: „Der radikalste Teil der Demonstranten versuchte sich mit Gewalt Eintritt ins Rathaus zu verschaffen. Dabei wurde der Militärposten physisch angegriffen. Der zufällige Schuß eines angegriffenen Soldaten wurde ein Signal für ein großes Schießen auf die Demonstranten.“⁴⁶

Trotz der Anweisung, von der Waffe nur im Falle des Selbstschutzes Gebrauch zu machen, begann tschechisches Militär den mit 1600 Menschen⁴⁷ gefüllten Marktplatz mit Gewehrsalven und mit drei Maschinengewehren zu beschießen. Zwei davon waren über dem Platz postiert worden. Keine Aufforderung den Platz zu räumen, war erteilt, kein Warnschuß abgegeben worden. Es wurde einfach in die Menge gefeuert. Fünfundzwanzig Menschen sterben, die Zahl der Verletzten übersteigt die Hundert. Unter den fünfundzwanzig Toten befinden sich dreizehn Frauen. Das jüngste Opfer ist ein elfjähriger Bub. Sieben der Toten waren unter achtzehn Jahren. Todesursache waren zum größten Teil Schüsse im Bauch- und Brustbereich. Die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen wurde behauptet; Mertová vermutet, daß es sich um vom Pflaster abprallende Kugeln gehandelt haben könnte. Die Soldaten, die schossen, gehörten zum vormaligen 74. Infanterie-Regiment, das schon während des Ersten Weltkriegs in Kaaden stationiert gewesen war⁴⁸.

Eine Untersuchung der Vorfälle wurde eingeleitet, die jedoch keine handfesten Ergebnisse brachte. Mertová schreibt: „Es bleibt die Frage, in welchem Maße es überhaupt ein Interesse gab, die Ermittlung objektiv zu führen und den eventuellen Schuldigen zu entdecken – dies betrifft sowohl die von tschechischer als auch von deutscher Seite geführten Ermittlungen.“⁴⁹

Die Vorgänge im nordmährischen Sternberg scheinen als einzige die Dynamik auf-

⁴⁵ Karell, Viktor: Kaaden-Duppau. Ein Heimatbuch der Erinnerung und Geschichte des Landkreises. Frankfurt/M. 1965, 81. Karell gibt an, daß seine Darstellung derjenigen der Kaadener Zeitung vom 8. und 12. März 1919 folgt.

⁴⁶ Mertová, Kateřina: 4. března 1919 v Kadani. *Minulostí západočeského kraje* 28 (1992) 221–231.

⁴⁷ Zahl nach Mertová: 4. března 231; Prager Tagblatt vom 5. März 1919 spricht von 500–600.

⁴⁸ Karell: Kaaden-Duppau 80; Mertová: 4. března 221.

⁴⁹ E b e n d a 231.

zuweisen, die den Generalstreik als Beginn eines Machtwechsels ansieht. Aber betrachtet man die Besetzung der Bezirkshauptmannschaft, der Post und anderer öffentlicher Gebäude, die Entwaffnung von tschechischer Polizei und tschechischem Militär und den Versuch, die von außerhalb der Stadt nachrückenden Truppen zu stoppen, näher, dann zeigt sich, daß eher randalierender Volkszorn als politisch und strategisch koordinierte Aktion dem Handeln der Demonstranten zugrundelag. Eine deutsche Augenzeugin schildert die Besetzung der Bezirkshauptmannschaft wie folgt: „Der Bezirkshauptmann, ein Deutscher [...], wurde angespuckt, ein großes Masarykbild von der Wand gerissen und dem Bezirkshauptmann so über den Kopf gehauen, daß es vollkommen zerrissen wurde. [...] Ein anderer Teil der Demonstranten lärmte auf dem Marktplatz und zog schließlich zur Gendarmeriewache. Die Gendarmen wurden verprügelt.“⁵⁰ Ausführlich schildert der tschechische Staatsanwalt Dr. Jan Knaibl in seinen Erinnerungen von 1962 die Vorkommnisse, die zur Schießerei führten: „Das Militär mußte sich mit aufgesetztem Bajonett mühsam den Weg bahnen. Die Leute drängten sich aber an die Soldaten heran und versuchten, sie zu entwaffnen. Als letzte gingen der Soldat P. und der Gefreite Josef Plachý. Er, der gut deutsch sprach, forderte stets die Leute zum Auseinandergehen auf [...] An der Ecke Rathausgasse trat ein ca. 35jähriger Mann zu Plachý und griff ihm an das Gewehr. Der drehte sich um, wollte den Angreifer abwehren, aber plötzlich schoß dieser Mann Plachý mit einem Revolver in die Stirn, und gleich darauf legte er auf den Soldaten S. an, der neben Plachý ging. S. aber schoß, ohne das Gewehr an die Wange zu legen, worauf der Mann, in den Bauch getroffen hinfiel. [...] Der Schuß des Soldaten S. war der erste, den das Militär abfeuerte.“⁵¹

Diese Schüsse wirkten, wie in Kaaden, als Signal. Nun eröffnete das Militär das Feuer auf die Demonstranten. Dabei gab es die meisten Toten. Aber auch deutscherseits wurde das Feuer erwidert, „die Schießerei wurde sogar aus mehreren Häusern fortgesetzt“⁵². Auf seiten des Militärs gab es zwei Tote (einer davon Deutscher) und fünf Schwerverletzte, auf seiten der Deutschen fünfzehn Tote, davon drei Frauen, sowie über dreißig Schwerverletzte. Die Mehrzahl davon waren Arbeiter.

Der Sternberger Stadtchronist Wilhelm Stief beurteilt 1927 die Ereignisse des 4. März folgendermaßen: „War die Veranstaltung dieser Demonstration schon an und für sich im Hinblick auf die stets wachsende Spannung zwischen der deutschen Bevölkerung und der tschechischen Besatzung eine ungemein unverantwortliche Angelegenheit, so hatte man wohl gar nicht mit den Quertreibereien einiger Unruhestifter und den Zerstörungsinstinkten der Masse gerechnet, und so kam es, wie es kommen mußte: verantwortungslose Elemente jeder Art mischten sich störend und ablenkend in den geplanten Verlauf der Kundgebung ein, unglücklich verketteten sich die Umstände, die Drahtzieher und Rädelsführer schlüpfen unten durch und verschwanden,

⁵⁰ Die Zeugin, Anna Faulhammer, zitiert bei Brügel: 1918–1938, 76. An der Universität Olmütz entsteht zur Zeit eine Magisterarbeit von Martin Pospíšil zu den Ereignissen des 4. März 1919 in Sternberg.

⁵¹ Knaibl, Jan: Vzpomínky státního zástupce. Olomouc 1962, deutsch zitiert in Sternberger Heimat-Post, Heft 1, 1994, 3–5, hier 4f.

⁵² Prager Tagblatt vom 5. 3. 1919, 2.

die militärische Maschine trat in Aktion, und die harmlosen Mitläufer, Schreier und Neugierigen wurden über den Haufen geschossen.“⁵³

In der offiziellen Darstellung der Ereignisse durch das tschechische Pressebüro liest man folgendes: „Der heutige Tag ist in verschiedenen Städten von Nordböhmen und Mähren im Zeichen heftiger Auflehnung fanatisierter Elemente gegen den tschechoslowakischen Staat verlaufen. Eine während langer Zeit gegen die Republik geplante und systematisch von Wien und Berlin geführte und vorbereitete Aktion sollte heute als Revolte ausbrechen [...] Der gestrige Tag, welcher in einem Generalangriff gegen unseren Staat gipfeln sollte, endete für die Veranstalter mit einem völligen Mißlingen. Es ist bedauerlich, daß das durch unerhörte Hetze verführte Volk Zusammenstöße hervorrief, welche Verluste an Menschenleben zur Folge hatten.“⁵⁴

In einer Erklärung über die Ereignisse des 4. März sagte der Minister für Landesverteidigung Václav Klofáč am 19. März 1919: „[...] jetzt bemühen sich die verschiedenen Feinde der Republik zu beweisen, daß bei den unglückseligen Demonstrationen in dem ‚verdeutschen‘ Gebiet der Republik am 4. März der tschechische Soldat grundlos in die unbewaffneten und friedfertigen Manifestanten geschossen hat. Aus dem umfangreichen Material ist jedoch klar ersichtlich, daß die Truppen der tschechoslowakischen Republik auch nicht im geringsten die bürgerlichen, Versammlungs- und anderen Freiheiten der Bevölkerung dieses Staates beschränkten und auf der freien Äußerung der Überzeugung und Anschauung kein Hindernis in den Weg legten. Ihre Loyalität ging soweit, daß sie nicht einmal auf die Äußerungen des wildesten Chauvinismus reagiert und von der Waffe erst dann Gebrauch machten, als von deutscher Seite offensichtlich die Feindseligkeiten durch Revolverschüsse, Werfen von Handgranaten, Gewalttätigkeiten und Entwaffnung der Soldaten eröffnet wurden.“⁵⁵

Sarkastisch merkt das Prager Tagblatt an: „Der Minister hätte sich nichts vergeben, wenn er zugegeben hätte, daß auch seine Soldaten Fehler begangen haben.“⁵⁶ Keinerlei Selbstkritik war von tschechoslowakischer Seite zu hören, im Gegenteil: Außenminister Edvard Beneš forderte von den Alliierten strenges Vorgehen gegen Deutschland, das für den Generalstreik verantwortlich sei.

Die Weltöffentlichkeit nahm von den Ereignissen des 4. März im krisengeschüttelten Europa des Frühjahrs 1919 keine Notiz. Die Proteste der Deutschen in den böhmischen Ländern verhallten ungehört. Im Frieden von Saint-Germain bekam die tschechoslowakische Republik für den tschechischen Teil des Landes die historischen Grenzen zugesprochen.

Der 4. März der Tschechen

Die tschechoslowakischen Verlautbarungen zum 4. März sind von Friedrich Prinz als „Vorwärtsverteidigung oder ein schlaues Manöver zur Ablenkung von den

⁵³ Sternberger Chronik von Wilhelm Stief aus dem Jahr 1927, 404, hier zitiert nach: Sternberger Heimat-Post, Heft 2, 1989, 3.

⁵⁴ Prager Tagblatt vom 5. 3. 1919, 2.

⁵⁵ Prager Tagblatt vom 20. 3. 1919, 1.

⁵⁶ E b e n d a.

eigenen Terroraktionen im okkupierten deutschen Gebiet⁵⁷ bezeichnet worden. Dennoch zeigen sie, so rhetorisch sie sein mögen, ein gutes Stück Angst. Eine Analyse der Ereignisse weist ebenfalls in diese Richtung.

In Karlsbad und Kaaden waren an zentralen Punkten Maschinengewehre aufgebaut. Die Tatsache, daß in relativ vielen Orten aus verschiedenen Anlässen leichtfertig von der Schußwaffe Gebrauch gemacht wurde, zeigt – wenn man zuerst einmal nicht von einem zentral ausgegebenen Schießbefehl und somit einer brutalen Abschreckungsstrategie ausgehen will⁵⁸ –, daß die Soldaten auf eine andere Situation vorbereitet worden waren und daß sie Angst vor etwas hatten.

Generalstreik in einer politisch brenzligen Situation ist keine einfache Sache, er kann immer zum Aufstand gegen die bestreikte Ordnungsmacht werden. Generalstreik ist eine der revolutionären Formen von Machtübernahme. Die Überbetonung der deutschen Aufstandspläne von seiten der tschechoslowakischen Staatsmacht deutet daraufhin, daß sie einen Aufstand in ihr Kalkül einbezogen hatte. Die tschechische Regierung hatte reale Angst, daß der Generalstreik nur der erste Schritt zum bewaffneten Aufstand sein würde.

Betrachtet man die allgemeine politische Situation, ist diese Angst nicht einmal so unbegründet. Seit Anfang Februar hatte die Regierung die Lage in der Südwestslowakei nicht mehr unter Kontrolle. Ein Streik des ungarischen Eisenbahnpersonals hatte den Verkehr zusammenbrechen lassen, die Arbeiter der Energie- und Versorgungsbetriebe befanden sich ebenfalls im Aufstand. Es bestand die Gefahr, daß sich die ungarische und die deutsche Minderheit koordinieren und dem neuen und in seinen Grenzen international noch nicht anerkannten Staat gleichzeitig bewaffnet entgegenreten könnte. Erst am 5. März, genau an dem Tag, an dem klar war, daß die Deutschen keinen Aufstandsversuch unternehmen würden, verlegte der tschechoslowakische Staat sein Hauptinteresse in die Slowakei und verhängte in den ungarischen Gebieten den Belagerungszustand, um die Streiks zu brechen⁵⁹.

Grund zum Aufstand hätten die Deutschen in den böhmischen Ländern durchaus gehabt. Ihr Gebiet war besetzt und ihr Selbstbestimmungsrecht, das sie auch als Recht für Minderheiten verstanden, unter allgemeiner Beteuerung desselben mißachtet worden; nun sollten sie durch die Banknotenabstempelung auch wirtschaftlich, d. h. praktisch unumkehrbar, in den neuen Staat gezwungen werden. Sollte ein Aufstand sinnvoll sein, mußte er vor vollzogener Einführung der neuen Währung und der damit verbundenen Zwangsabgabe durchgeführt werden. Das heißt vor dem 9. März. Daß

⁵⁷ Böhmen und Mähren. Hrsg. v. Friedrich Prinz. Berlin 1993, 388 (Deutsche Geschichte im Osten Europas 2).

⁵⁸ Siehe Hoensch, Jörg K.: Geschichte der Tschechoslowakei. 3. Aufl. Stuttgart-Berlin-Köln 1992, 33. Den einzigen zeitgenössischen Hinweis auf einen zentralen Schießbefehl habe ich finden können in der dem Egerland geographisch nächsten Zeitung „Der Bote aus den Sechsamtern“ (Wunsiedler Tagblatt) vom 14. März 1919, 2: „Die deutschösterreichische Regierung hat unzweideutige Beweise in den Händen, daß die Prager Regierung an den Blutaten gegen die Deutschen in Böhmen die Schuld trägt. Sie hat an die Statthalterei in Brünn die Weisung erlassen, bei eventuellen Demonstrationen von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. In diesem Sinne sind auch an andere Behörden Weisungen ergangen.“

⁵⁹ Hoensch: Tschechoslowakei 31.

der Generalstreik als Reaktion auf die Ankündigung der Banknotenabstempelung ausgerufen wurde, und zwar von der deutschböhmischen Sozialdemokratie, mag diese Angst auf seiten der Zentralregierung verstärkt haben.

Die große Frage war jedoch, ob ein Aufstand irgendeinen Rückhalt beim Deutschen Reich hätte finden können. Am 13. Februar 1919 hatte unter Führung der Sozialdemokratie die Weimarer Koalition die Regierungsgeschäfte übernommen. Ob die junge Regierung den Deutschen außerhalb des Reiches helfen würde, war mehr als zweifelhaft. Sie war selbst in Bedrängnis, denn die radikale Linke drängte zum entscheidenden Kampf. Für den 3. März hatten die Arbeiterräte für Berlin und Dresden den Generalstreik ausgerufen. Fast zwei Wochen tobten die Kämpfe. Am 21. Februar 1919 war in München der sozialistische Ministerpräsident Bayerns, Kurt Eisner, ermordet worden. Sein Tod führte zu einem Machtvakuum in Bayern, das in die Räterepublik mündete. Deutschösterreich, in dem am 4. März die sozialdemokratische Regierung unter Renner die Geschäfte übernommen hatte, stand ebenfalls kurz vor einem Aufstand von linker Seite, zumal die Energieversorgung zusammengebrochen war. Die bayerischen, sächsischen und berlinerischen Ereignisse hätten auch in Wien zum offenen Kampf führen können.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, daß in dieser allgemeinen Situation der Generalstreik auf dem von der tschechoslowakischen Regierung geforderten Gebiet einen höchst explosiven Moment darstellte. Hätte die deutsche Seite den bewaffneten Kampf gewollt, dann wäre dies der richtige Augenblick dafür gewesen. Das wußte die Regierung in Prag. Und ein Aufstand hätte alle ihre Pläne zunichte gemacht. Erstens wäre nicht sicher gewesen, ob sie die Kämpfe unter Kontrolle bekommen hätte; denn hätten die Deutschböhmern in einem Rätebayern oder Ratesachsen Unterstützung und Hinterland gehabt, wäre der Aufstand nur schwer zu dominieren gewesen. Zweitens wäre die Tschechoslowakei nicht mehr als ein Ordnungsgarant in dieser unruhigen Region dagestanden – genau diesen Status brauchte der neue Staat bei den Friedensverhandlungen zur Durchsetzung seiner Gebietsansprüche. Es stand also für die Tschechoslowakei viel auf dem Spiel, große Teile des geforderten Territoriums sowie die internationale Reputation.

Diese Krisensituation entschuldigt nicht das Vorgehen des Militärs am 4. März. Katerina Mertová's Einschätzung der Kaadener Ereignisse kann allgemeine Gültigkeit beanspruchen: „Von seiten der Organisation der Demonstration wurde zumindest die Explosivität der Situation unterschätzt, von seiten der tschechoslowakischen Garnison versagten die Befehlshaber und infolgedessen auch die Selbstbeherrschung der Soldaten, die ohne Befehle belassen und ungenügend instruiert worden waren.“⁶⁰ Wahrscheinlich hatte man die Soldaten vor dem 4. März auf Aufstandsbekämpfung getrimmt. Als der Aufstand ausblieb, konnten oder wollten die Befehlshabenden in einigen Städten die Kriegsmaschinerie nicht mehr stoppen. So wurde, Extrembeispiel Kaaden, als seien es Aufständische, in friedliche Mengen geschossen. Gegen die Verantwortlichen wurden keine disziplinarischen Maßnahmen oder gerichtliche Schritte

⁶⁰ Mertová: 4. března 231.

unternommen. Die Entschädigung der Verletzten und Hinterbliebenen gestaltete sich langwierig⁶¹.

Als der 4. März geschehen war, versuchte die Regierung ihn erst mit Verschwörungstheorien und Anschuldigungen an andere zu übertönen, dann vergaß oder verschwieg man ihn einfach⁶².

Der 4. März der Sudetendeutschen

Im sozialdemokratischen „Vorwärts“ vom 4. März 1919 findet sich der programmatische Satz: „Die Ansichten des deutschen Volkes in Böhmen haben sich geklärt, wir wünschen alle den Anschluß an unseren Bruder im Deutschen Reiche, das ist unser politisches Ideal; aber wenn dies nicht möglich wäre, würden wir uns eventuell mit einer Zugehörigkeit zu einer deutschösterreichischen Republik, ja selbst mit einer anderen österreichischen Staatsform uns abfinden.“⁶³

Der 4. März zeigte den Deutschböhmen und Sudetendeutschen (hier noch: Nordmähren und Schlesiern), daß ihr politisches Ideal, erste wie zweite Wahl, zum gegebenen Zeitpunkt nicht zu verwirklichen war. Ihr Widerstandswille war durch Gewalt gebrochen worden, und trotz der Toten hatte es international kein Echo gegeben. Die Regierung in Prag war zwar über die Vorfälle wegen einer möglichen Wirkung auf die Friedenskonferenz verunsichert, sie wurde aber, wie Ferdinand Peroutka zitiert, von Beneš aus Paris beruhigt: „Was die Deutschen in Böhmen angeht, so braucht man sich vor Paris nicht zu fürchten; man kann sehr energisch einschreiten.“⁶⁴ Die tschechoslowakische Regierung hatte erreicht, was sie wollte: Sie stand als Ordnungsfaktor vor der Friedenskonferenz, Details interessierten dabei wenig.

Am 6. März schrieb der „Vorwärts“: „Was in den schwärzesten Tagen des altösterreichischen Absolutismus Deutschböhmen nicht erlebt hat, das ist am Dienstag unter der Gewaltherrschaft der tschechoslowakischen Republik geschehen: Militär hat auf Arbeiter geschossen, Arbeiterblut ist geflossen und Todesopfer sind gefallen [...] Blut ist dicker als Wasser und Blut ist ganz besonderer Saft, das werden die tschechischen Imperialisten noch begreifen lernen [...] Dieser Dienstag wird der Ausgangspunkt eines großen Ringens sein, in dem wir siegen müssen. Für die tschechische Republik aber, die deutsche Arbeiter morden ließ, wird dieser Tag ein schwarzer Tag bleiben.“⁶⁵

Die Toten des 4. März standen für ihre deutschen Landsleute sofort für etwas anderes; sie waren Märtyrer, „Blutzeugen“. Ferdinand Peroutka stellte fest: „Das Wort ‚Märzgefallene‘ bewahrt für die Deutschen bis heute einen starken, gefühlsbetonten

⁶¹ Das Problem der Entschädigung der Verletzten und Hinterbliebenen bedürfte einer eigenen Untersuchung. Angesprochen ist es bei Lucas: 4. März, 55 ff. (Kapitel „Fürsorgeausschuß“).

⁶² So z. B. der Fall des Vizekonsuls Schwarz, der „nicht bloß der Organisator einer weitverzweigten Spionage zugunsten Berlins, Wiens und Budapests, sondern auch der eifrigste Anstifter der mittelstaatlichen Bewegung im deutsch-böhmischen Teile der tschechoslowakischen Republik“ (Prager Tagblatt vom 1. März 1919, 1) gewesen sein soll. Die Vorwürfe, die nicht konkretere Gestalt annahmen, wurden nach dem 4. März als Verschwörung aufgebaut.

⁶³ Vorwärts. Sozialdemokratisches Tagblatt vom 4. 3. 1919, 2.

⁶⁴ Peroutka: Budováním státu Bd. 2, 500f.

⁶⁵ Vorwärts. Sozialdemokratisches Tagblatt vom 6. 3. 1919, 1.

Akzent.“⁶⁶ Friedrich Prinz nennt die Ereignisse des 4. März „ein Trauma mit Langzeitwirkung“⁶⁷, Hans Lemberg einen „geschichtlichen Markstein [...], der sich gerade bei Sudetendeutschen – aber auch fast nur bei diesen – so tief einprägte, daß dies für viele von ihnen das einzige Datum ist, das aus dem Jahr 1919 und vielleicht auch aus manchem Jahr danach im Gedächtnis haften geblieben ist.“⁶⁸ „Deutschböhmens Märzgefallene“ wurde zum gefühlsintensiven Schlagwort für den Freiheitswillen, wobei die Traditionslinie zu den im März 1848 Gefallenen hergestellt wird. Bürgerliche und nationale Revolution – 1848 und die Diskussion einer großdeutschen Lösung – verquicken sich dabei zu einem neuen, großdeutschen Freiheitsversprechen.

Der Kampf um die Einlösung dieses Versprechens aber wurde bereits unter einem anderen Schlagwort geführt. In der von sudetendeutscher Seite nach wie vor herangezogenen „Sudetendeutschen Geschichte“ von Emil Franzel kann man lesen: „Der sudetendeutsche Freiheitskampf hatte seine Blutweihe empfangen.“⁶⁹ Aus „deutschböhmisches“ sind „sudetendeutsche“ Blutzügen für selbstbestimmte Freiheit geworden. Es ist wohl davon auszugehen, daß ein Bedeutungswandel an derart zentraler Stelle – der der Eigenbenennung – einen gesellschaftlichen und politischen Wandel markiert.

Es gab einen äußeren Anlaß für die Umbenennung: Bei den Friedensverhandlungen wurde Deutschösterreich als Republik Österreich festgeschrieben. In Analogie suchte die tschechoslowakische Regierung den vorherrschenden Begriff „Deutschböhmen“ zu unterdrücken⁷⁰. Georg R. Schroubek stellt fest: „In den 20er Jahren herrscht bezüglich der deutschsprachigen Bevölkerung der ČSR terminologische Unsicherheit [...] Die Abgeordneten in Parlament und Senat nannten sich ‚Vertreter des deutschen Volkes im tschechischen Staat‘, und nur ganz vereinzelt erst taucht das Wort ‚Sudetenland‘ in der heutigen Bedeutung auf.“⁷¹ Der Begriff „Sudetendeutsche“ als Sammelbezeichnung für alle Deutschen der böhmischen Länder ist eine Schöpfung des Politikers und Volkskundlers Franz Jesser aus dem Jahre 1902, den er zur größeren Durchschlagskraft im deutsch-tschechischen „Schulkampf“ geprägt hatte⁷².

⁶⁶ Peroutka: Budování státu Bd. 2, 500.

⁶⁷ Prinz: Böhmen und Mähren 389.

⁶⁸ Lemberg: Das östliche Europa 33f.

⁶⁹ Franzel, Emil: Sudetendeutsche Geschichte. 2. Aufl. Augsburg 1958, 333.

⁷⁰ In einem ausführlichen Bericht „Unser Standpunkt“, den Jaksch Beneš am 3. April 1943 mit einem Begleitbrief offiziell zugehen ließ, wird ausgeführt: „Bekanntlich ist die Bezeichnung ‚Deutschböhmen‘ ... nach dem Schutzgesetz verboten worden. Die Entstehung des Begriffs ‚Sudetendeutsche‘ ist daher ein Ausdruck der einfachen Tatsache, daß die Deutschböhmen und Deutschmährer nach der Eingliederung in die Republik tatsächlich eine politische Schicksalsgemeinschaft wurden, für die ein gemeinsamer Nenner gefunden werden mußte. Wir glauben nicht, daß man eine Bezeichnung, die als Resultat geschichtlicher Tatsachen in die internationale politische Terminologie eingegangen ist, auf irgend eine Weise abschaffen kann.“ Vondrová: Dokumenty 237.

⁷¹ Schroubek, Georg R.: Die künstliche Region: Beispiel „Sudetenland“. In: Regionale Kulturanalyse. Hrsg. v. Helge Gerndt und Georg R. Schroubek. München 1979, 25–29, hier 26.

⁷² Ebenda 27. Siehe auch Skála, Emil: Der Begriff Sudetendeutsches. In: Uferdasein. Deutschsprachige Zitate in Böhmen. Hrsg. v. Heinz Arnold und Hans Zeidler. Bautzen 1996, 298–300.

„Sudetendeutsch“ ist von Anfang an ein politischer Begriff und bleibt es auch, als er ab Beginn der dreißiger Jahre auch im alltäglichen Sprachgebrauch Einzug halten kann – die Alltagsverwendung war in „politischen, populärwissenschaftlichen und landeskundlich-, volkspflegerischen“ Schriften⁷³ der zwanziger Jahre vorbereitet worden. Die „Sudetendeutsche Heimatfront“ (1933), ab 1935 „Sudetendeutsche Partei“, tritt unter seinem Zeichen an; als „Sudetendeutsche Sozialdemokratie“ führt die Arbeiterpartei ihren Kampf gegen Hitler im Exil⁷⁴; unter dem Namen „Sudetendeutsche“ werden die Deutschen der böhmischen Länder 1945 aus ihrer Heimat vertrieben.

Der Begriff „Sudetendeutsch“ gehört zu einem zu dem mit Entstehung der Tschechoslowakei einsetzenden Kampf der Deutschen um das Selbstbestimmungsrecht in allen Spielarten (vor allem bei den „Negativisten“, die jede Partizipation an der tschechoslowakischen Politik ablehnten; später bei fast allen deutschen Parteien), zum anderen steht er für das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen aus den böhmischen Ländern nach der Vertreibung. Auffällig an der Karriere dieses Begriffs ist, daß er sich in allen, auch den sich bekämpfenden Lagern der Deutschen in der Tschechoslowakei durchsetzen konnte.

Daß der Begriff „Deutschböhmen“ so leicht und widerstandslos untergehen konnte, ist sicher kein Zufall: Hätten die Deutschen ihn halten wollen, dann wäre zumindest ein langwieriger und argumentationsreicher Kampf um ihn entbrannt. Aber das Wort „Deutschböhmen“ entsprach nach 1919 nicht mehr den politischen Gegebenheiten. „Deutschböhmen“, das waren *Böhmen* deutscher Zunge und Kultur, während sich im neuen Begriff „Sudetendeutsche“ der Schwerpunkt auf *Deutsche* mit einer zwar relativ ungenauen geographischen Verortung – dem Sudetengebirge –, dafür aber mit desto stärkerer Verankerung im „Volkstumskampf“ verschoben hatte⁷⁵. Die Mehrheit der Deutschen der böhmischen Länder wünschte sich 1918/19 eine Existenz in einem deutschen Staat. In den deutschen Gesandtschaftsberichten aus Prag wird von einer Unterredung mit Masaryk vom 28. Februar 1919 berichtet: „1. Es ist die einhellige Meinung aller, Deutscher wie Tschechen, daß eine Volksabstimmung eine schlechthin erdrückende Mehrheit zu Gunsten des Anschlusses an Deutschland bringen würde. 2. Eine Volksabstimmung wird von den Tschechen nicht zugelassen.“⁷⁶ Die Ereignisse des 4. März 1919 machten den Deutschen in den böhmischen Ländern auf eindeutige und ziemlich brutale Weise – die Schüsse auf ihre Demonstrationen, die zynische tschechische Reaktion darauf, die für sie nun, wollten sie ihr Geld nicht verlieren, unumgängliche Teilnahme an der Umstempelung des k. & k. Geldes in tschechoslowakisches – klar, daß ihr Wunsch nach Selbstbestimmung

⁷³ Schroubek: Region 27.

⁷⁴ Siehe die sozialdemokratische Verwendung von „sudetendeutsch“ durchgängig in Vondrová: Dokumenty. – Schroubek: Region 27, schränkt den Begriff meines Erachtens zu sehr auf das Umfeld der Heinlein-Bewegung ein.

⁷⁵ Es ließe sich fragen, warum sich eigentlich kein Neologismus wie „Böhmendische“ durchgesetzt hat, bei dem das Grundwort *-deutsch* durch das auf die böhmischen Länder abzielende Bestimmungswort *Böhmen-* ergänzt wird. Wahrscheinlich war die nationale Betonung des im Volkstumskampf entstandenen Begriffs „sudetendeutsch“ wichtiger als eine geographische Bestimmung.

⁷⁶ Alexander (Hrsg.): Gesandtschaftsberichte 150.

keine Erfüllung finden würde. Dieser Erfahrungskomplex ist mit dem Begriff „sudetendeutsch“ direkt verknüpft.

In ihm tradiert sich dreierlei: der Wunsch nach Selbstbestimmung, sein Scheitern sowie eine Sehnsucht nach Aufhebung dieses Scheiterns. Der 4. März 1919 ist der historische Markstein für dieses Scheitern; in das kollektive böhmischdeutsche Bewußtsein – das heißt vor allem in die Sozialisierung neuer Generationen – geht diese Erfahrung als äußerst gefühlsintensive Erinnerung ein. Peroutka hat diese Gefühlsintensität des 4. März gespürt und benannt. Was er noch nicht benennen konnte war, wie mit diesem traumatischen Ereignis der Begriff „sudetendeutsch“ zusammenhängt. Denn die Gefühlsintensität des 4. März geht in „sudetendeutsch“, „Sudetenland“ ein: „Es ist [...] ein hochgradig emotionsgeladener Begriff, der analytischer Betrachtung entzogen bleiben möchte“⁷⁷, wie Schroubek feststellt.

Um diesen Begriff, entnommen aus dem Arsenal nationaler Selbstüberschätzung, kristallisiert sich die sich ausbildende sudetendeutsche Identität. Dieser Begriff organisiert auch die Sicht auf die Zeit vor 1918/19 neu: die Politik zu Beginn der dreißiger Jahre aber findet schon im Einfluß seiner Implikationen statt.

Vor 1918 hatten die Deutschen in den böhmischen Ländern untereinander wenig gemeinsam. Sie fühlten sich einfach als Deutsche des zisleithanischen Teils der Doppelmonarchie. Erst das von der Tschechoslowakei geforderte Territorium brachte diese Deutschen in eine gemeinsame Lage, die jedoch durch die geographische sowie erwerbsstrukturelle Situation noch immer ganz unterschiedlich war. Deutschböhmen, Sudetenland, Südmähren, der Böhmerwaldgau hatten nach dem 28. Oktober 1918 zwar eine ähnliche Interessen-, aber doch eine ganz verschiedene Ausgangslage. Erst die Ereignisse des 4. März haben alle diese Deutschen „vereinheitlicht“: Sie gehören jetzt gemeinsam zum tschechoslowakischen Staat, wobei, wie Schroubek anmerkt, „das der Mehrheit der deutschsprachigen Bevölkerung des neuen Staates einzig wirklich Gemeinsame [...] nationale Ressentiments gegen das nunmehr staatstragende tschechische Volk waren“⁷⁸. Das Zwangseintrittsbillet in den neuen Staat, das die nationalen Ressentiments in unerhörter Weise schürte, waren die „Blutzeugen“ für das verweigerte Selbstbestimmungsrecht. Die Toten des 4. März werden zum *Mythologem*, um das sich herum, nach dem Verbot des Wortes Deutschböhmen, die *gemeinsame Identität der Deutschen in der Tschechoslowakei* als nunmehrige *Sudetendeutsche* bildet.

Das Wort wirkt zurück: Die gesamte Geschichte der Deutschen in den Ländern der böhmischen Krone wird nun als „sudetendeutsche“ gefaßt. Dies ist ein für die Erkenntnis historischer Wirklichkeit problematischer Vorgang. Denn alle Implikationen, die untrennbar mit „sudetendeutsch“ verbunden sind und von denen noch die Rede sein wird, werden so in eine Vergangenheit übertragen, die weder den Begriff noch das damit verbundene Konzept kannte. Nicht zuletzt resultiert daraus die Unsicherheit, welche Eva Schmidt-Hartmann hinsichtlich des Problems, „ob Peter Parler, Bernhard Bolzano, Josef Ressel oder Franz Kafka ‚Tschechen‘, ‚Österreicher‘,

⁷⁷ Schroubek: Region 29.

⁷⁸ Ebenda 26.

„Deutsche“ oder „Sudetendeutsche“ waren“⁷⁹, benannt hat. Der Begriff verleibt sich Teile der Geschichte ein und grenzt andere aus – zum Beispiel die deutschassimilierten Juden⁸⁰ –, wobei die Logik dieses Prozesses nicht den untergegangenen Daseinsformen, sondern den Bedeutungsimplicaten des späteren Begriffes folgt. Petr Lozoviuk hat diese Problematik in einer Arbeit über die deutsche Sprachinselvolkskunde aufgezeigt⁸¹.

Ein entscheidendes Implikat, das in „sudetendeutsch“ eingegangen ist, ist neben dem Scheitern der Selbstbestimmung das Beharren auf einer irredentistischen oder autonomistischen Position. Als sich die deutsche Exil-Sozialdemokratie im Februar 1939 zu spalten beginnt, ist der Kampf um die Benennung kein Nebenschauplatz. Die Gruppe um Wenzel Jaksch, die sich in „Sudetendeutsche Sozialdemokratie“ bzw. „Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten“ umbenannt hat, wird gerade deswegen von der Fraktion um Josef Zinner, die den alten Namen „Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik“ beibehält, kritisiert: „[...] ist er [der Name der Partei, K. B.] durch die illegale Umbenennung in ‚Sudetendeutsche Sozialdemokratie‘ verfälscht worden. Das Wort ‚Arbeiter‘ ist durch den völkisch betonten Anstrich, dem ersten Worte des Henleinischen Parteinamens ersetzt worden. Dieser Willkürakt hat prinzipielle Bedeutung.“⁸² Die

⁷⁹ Schmidt-Hartmann, Eva: Tschechen und Sudetendeutsche: Ein mühsamer Abschied von der Vergangenheit. *BohZ* 34 (1993) 421–433, hier 428. Das Problem, daß sich die Prager Deutschen so schlecht als Sudetendeutsche fassen lassen, hängt damit zusammen, daß in Prag Selbstbestimmung samt irredentistischer Position von vornherein sinnlos war. Interessant in diesem Zusammenhang die Diskussionsrunde „Unsere Geschichte: Die Tschechisch-Deutsche Vergangenheit als Interpretationsproblem“ in *BohZ* 35 (1994) 352–455, vor allem 357–360 (3. These), und passim die Diskussion dazu, z. B. 403 ff., 444 ff.

⁸⁰ Auch der Antisemitismus der Deutschen in den böhmischen Ländern wurde durch den 4. März 1919 verschärft. Denn das „Prager Tagblatt“ galt als jüdische Zeitung deutscher Sprache; daß das „Prager Tagblatt“ von Anfang an gegen die Abtrennung der deutschen Gebiete Böhmens eintrat, wurde als jüdischer Verrat gesehen. Mit klarer ideologischer Ausrichtung wird dies ausgesprochen in Lucas: 4. März, 17f.: „Es blieb allein den Juden vorbehalten, diesen verlogenen Bericht [Erklärung von Klofáč zum 4. März; K. B.] in der Welt zu verbreiten. Das ‚Prager Tagblatt‘ hatte als einziges deutschgeschriebenes Blatt die Presseausendung der tschechischen Regierung abgedruckt. [...] Zu der unmenschlichen Brutalität [...] der Tschechen gesellte sich die Schützenhilfe der Juden.“ Diese Tendenz ist diffus auch schon vorhanden in Patzel, Josef: Die deutsche Presse in der tschechoslowakischen Republik. In: *Deutsche Politiker an das tschechische Volk*. Hrsg. v. Gustav Flusser. Prag 1921, 103–107, hier 105: Das Prager Tagblatt „als scharfes Kampfblatt gegen die einen antisemitischen Charakter tragende deutschnationale Bewegung“ ist „im Gegensatz zur offiziellen deutschen Politik gestanden. Dies erhielt sich auch zu der Zeit, als nach dem Umsturz alle deutschen Parteien einschließlich der Sozialdemokraten in der Frage des Selbstbestimmungsrechtes eine Zeitlang gemeinsame Wege gingen, weil es den Standpunkt vertrat, die Deutschen hätten sich sofort der tschechoslowakischen Republik unterordnen sollen.“ Das sudetendeutsche Verhältnis zu den deutschassimilierten Juden der böhmischen Länder ist bis heute nicht geklärt, siehe zum Beispiel den Fall des Karlsbader deutschsozialdemokratischen Schriftstellers Ernst Sommer.

⁸¹ Lozoviuk, Petr: *Deutschböhmisches Kolonisten in Südosteuropa und die „Sudetendeutsche Sprachinselvolkskunde“*. In: *Südostdeutsches Archiv* 1996 (im Druck).

⁸² Vondrová: *Dokumenty* 71.

Gruppe um Zinner hatte damit einen entscheidenden Punkt berührt: der jeweilige Name bestimmte die Politik mit.

Die Zinner-Gruppe konnte sich entschieden und klar vom Münchner Abkommen distanzieren und die „damit verbundenen Konsequenzen“ hinsichtlich der „staatsrechtlichen Stellung der Sudetendeutschen“⁸³ akzeptieren, wobei ihre Arbeit und Nachkriegsvision darin bestand, „die Grundlagen eines reibungslosen Zusammenlebens der Völker der Tschechoslowakischen Republik sicherzustellen“⁸⁴. Kein Wort über das Selbstbestimmungsrecht der Deutschen, das von Jaksch und seiner Gruppe als ständiges Argument und Ziel ihrer Politik vorgetragen wird. Im Distanzierungsschreiben der Jaksch- von der Zinner-Gruppe an Beneš vom 8. Oktober 1939 liest man: Es „stehen die Vorbringungen [...] außerdem *im schärfsten Gegensatz zu der offiziellen Erklärung der Partei* [Hervorheb. i. Orig., K. B....] sie wolle, ihren Kampf führen mit dem Ziele der Erringung des Selbstbestimmungsrechtes“⁸⁵. Das Festhalten der Sudetendeutschen Sozialdemokratie am vage und unklar definierten Begriff des Selbstbestimmungsrechtes hat Jaksch bis zum September 1941 verleitet, auch hinsichtlich der völkerrechtlichen Gültigkeit des Münchner Abkommens eine lavierende und doppeldeutige Position einzunehmen⁸⁶.

Daß „sudetendeutsch“ von „negativen Konnotationen“⁸⁷ begleitet war, wußte auch Jaksch. Er äußerte sich am 4. Oktober 1942 dazu, wie in einem Protokoll festgehalten ist: „Redner wendet sich sodann dem von tschechischer Seite *angefochtenen Begriff ‚Sudetendeutsch‘* [Hervorheb. i. Orig., K. B.] und führte aus: Wir wünschen nicht, daß die Erörterung von Schicksalsfragen in einen Streit um Worte ausartet. Irgend-einen Namen müssen wir haben. Namenlos sind wir nicht. In allen Büchern über den Kampf um die tschechoslowakische Demokratie ist von Sudetendeutschen und von sudetendeutscher Demokratie die Rede. Vielleicht werden wir uns einmal die Sache überlegen und uns den Namen zulegen, der uns am besten gefällt. Wir könnten uns auch deutsche Europäer nennen. Auf diesen Namen hätten wir einigen Anspruch.“⁸⁸

Vielleicht ist das Datum der Aufnahme des Wortes „sudetendeutsch“ in den Parteinamen der Sozialdemokratie nicht zufällig. Es ist der 22. Februar 1939, der Tag des letzten Parteitreffens in Prag. Die Nationalsozialisten hatten auf voller Linie gesiegt. Für viele Sudetendeutschen bedeutete das Münchner Abkommen die Einlösung des Selbstbestimmungsrechtes; daß es für sie ein Teufelspakt sein würde, sahen die wenigsten. Aus der großdeutschen Idee war die faschistische Ideologie geworden. Die Sozialdemokraten wurden vertrieben oder in die Konzentrationslager gebracht,

⁸³ E b e n d a 25; siehe auch 27.

⁸⁴ E b e n d a 70.

⁸⁵ E b e n d a 29.

⁸⁶ Siehe z. B. V o n d r o v á: Dokumenty 31: „Richtlinien für die Außenpolitik der Sudetendeutschen Sozialdemokraten“ oder e b e n d a 51: „Das Sudetenproblem in der Europäischen Neuordnung“. Jakschs Position hinsichtlich der Ungültigkeit des Münchner Abkommens wird eigentlich erst nach der offiziellen Ungültigkeitserklärung durch Großbritannien von 5. August 1942 ganz eindeutig. Von da ab ist vom „Mitbestimmungsrecht“ die Rede; siehe V o n d r o v á: Dokumenty 193 oder 258.

⁸⁷ S c h m i d t - H a r t m a n n: Tschechen und Sudetendeutsche 428.

⁸⁸ V o n d r o v á: Dokumenty 185.

aber darüber hinaus hatten die Nationalsozialisten auch das „Selbstbestimmungserbe“ der deutschen Sozialdemokratie übernommen. Für den 4. März 1939, dem 20. Jahrestag des von der Sozialdemokratie organisierten Generalstreiks, rüsteten die Nationalsozialisten überall im Sudetenland zu großen Gedenkfeiern, zu Siegesfeiern des Anschlusses an Deutschland. Damit war eine der tragenden Traditionslinien sozialdemokratischer Politik in der Tschechoslowakei gefährdet, ihr ein Teil des Selbstverständnisses entzogen. In der einzigen bisher zum 4. März erschienenen Monographie von 1939, der siegfeyierenden Gedenkschrift von Oskar Lukas „4. März 1919. Das sudetendeutsche Blutopfer für Großdeutschland“ wird dies klar ausgesprochen: „Und es mutet uns heute sonderbar an, daß die gleichen Leute, die damals als national fühlende Sozialdemokraten die Entschließung verfaßten, dann später den Zusammenschluß aller Deutscher auf das heftigste bekämpften und vor niedrigstem Verrat nicht zurückschreckten.“⁸⁹ Im Vorfeld der Feiern zum 4. März 1939 reagierten die Sozialdemokraten, indem sie den durchschlagsmächtigen Begriff des Gegners in den eigenen Namen aufnahmen. Das war eine Flucht nach vorne, aber auf Wegen, die von hinten, von früher her festgelegt waren: Durch die Übernahme des Begriffs „sudetendeutsch“ hatten sie sich in eine gewisse Politiklinie hineinmanövriert, die vielleicht ohne diesen Begriff leichter und klarer hätte verlassen werden können.

Die Begriffsübernahme soll keineswegs als Ursache, sondern vielmehr als Symptom eines mentalitätsgeschichtlich wirksamen Ensembles aus verschiedenen historischen Erfahrungen angesehen werden. Das Mythologem „4. März 1919 – Blutzeugen für die Freiheit“ bildet den Kern dieses Ensembles, aus dem sich um die Blöcke

- „verweigertes und gewaltsam unterdrücktes Selbstbestimmungsrecht“,
- „Anschluß an Deutschland“ oder wenigstens „deutsche Autonomie“, die harte irredentische Position also, sowie
- Definition als „deutscher Stamm“ (= „deutsche Teilnation“) in Verbindung mit nationalistischer Überbewertung des eigenen Volkstums⁹⁰ die sudetendeutsche Identität herausgebildet hat.

Das Grundmuster sudetendeutscher Identität ließe sich knapp wie folgt fassen: Wir haben, außer daß wir zu unserem Volk wollten, nichts Schlechtes getan, man hat uns aber mit Gewalt – die Toten stehen dafür ein – unser gutes Recht genommen, wir müssen unser Recht wieder bekommen. Die kollektive Vertreibung der Sudetendeutschen hat dieses Grundmuster – Verlust statt Recht – erneut bestätigt und bestärkt.

Die Irredenta, die Wiedergewinnung der Heimat als deutsches Land, in selbstbestimmter Entscheidung hat die Politik der sudetendeutschen Landsmannschaft von Anfang an geprägt. In der von Lodgman redigierten „Detmolder Erklärung“ vom 24. Januar 1950⁹¹ findet sich folgende, den Vorwurf des Revanchismus durchaus bestätigende Passage: „In der Erkenntnis, daß Deutschland und die sudetendeutsche Volks-

⁸⁹ Lucas: 4. März 105.

⁹⁰ Zur Selbstsicht der Sudetendeutschen als „deutsche Nation“ siehe z. B. den Buchaufbau von H a b e l, Fritz Peter: Die Sudetendeutschen. München 1992. Darauf hat H a h n, Eva: BohZ 36 (1995) 224–229, hier 224 in einer Besprechung eingehend hingewiesen.

⁹¹ S e i b t: Deutschland und die Tschechen 373.

gruppe in erhöhtem Maße nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der internationalen Politik sind, sieht die sudetendeutsche Volksgruppe in der Aufklärungsarbeit in aller Welt ihre derzeit beste Außenpolitik. Sie will zum Zeitpunkt einer Gestaltungsmöglichkeit, die ihr die Wiedergewinnung ihrer Heimat verspricht, geschlossen bereit stehen, um dann ihr künftiges Schicksal aus eigener Verantwortung selbst entscheiden zu können.“⁹²

Der gewaltsame Verlust der Heimat ist im Sudetendeutschtum der Nachkriegszeit an jene Stelle getreten, die im früheren Diskurs die „Blutzeugen 4. März“ innehatte. Die Kette „Selbstbestimmung – ihre gewaltsame Verweigerung: siehe das Blutopfer der 54 Toten – dennoch Kampf um Selbstbestimmung“ ist in der mittleren Position ersetzt worden durch: „gewaltsame Vertreibung aus der Heimat“. Der Aufbau und das Grundmuster sudetendeutscher Identität sind erhalten geblieben. Nur schuf die schlimme Tatsache der Vertreibung und Entwurzelung aus der Heimat ein weitaus größeres Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Sudetendeutschen, als es dies jemals während ihrer Existenz in den böhmischen Ländern gegeben hatte.⁹³ „Der Name [= sudetendeutsch, K.B.]“, wie Hermann Bausinger zusammenfaßt, „erzeugte bis zu einem gewissen Grade diese Zusammengehörigkeit. Die Formierung der deutschen Volksgruppe in der und gegen die neu entstandene Tschechoslowakei nach dem Ersten Weltkrieg war in dem Namen vorgebildet; die Stereotypisierung, die hier einen politischen Interessenhintergrund hatte, schuf eine neue Realität. Die Ereignisse am Ende des Zweiten Weltkrieges verstärkten mittelbar das Stereotyp: was als ‚Schicksalsgemeinschaft‘ proklamiert und schmerzlich erfahren wurde, gab dem Begriff Sudetendeutsche zusätzlich Festigkeit und ließ Differenzierungen – nicht nur von außen gesehen, sondern auch im Autostereotyp – immer mehr zurücktreten.“⁹⁴ Erst die Vertreibung und das Herausreißen aus dem ursprünglichen Alltagsleben hat, paradox genug, die Sudetendeutschen als soziokulturell homogene Gruppe – die gemeinsame Erfahrung des Heimatverlustes, des Neuanfangs in zwar deutscher, aber dennoch fremder Umgebung sowie der verklärende Blick auf die alte, verlorene Heimat⁹⁵ – entstehen lassen.

Von erlösten und unerlösten Nationen

Robert Musil denkt im „Mann ohne Eigenschaften“ über das Wort „erlösen“ nach: „So viele Worte in einer großen Stadt in jedem Augenblick gesprochen werden, um die persönlichen Wünsche ihrer Bewohner auszudrücken, eines ist niemals darunter: das Wort ‚erlösen‘. [...] Niemals aber sagte ein lebendiger Mensch zu einem anderen ‚Du

⁹² Zitiert nach H a b e l : Sudetendeutsche 209.

⁹³ S c h r o u b e k : Region, passim, arbeitet heraus, daß das Sudetenland niemals eine soziokulturell homogene Region und auch nicht nach dem Anschluß an das 3. Reich eine Verwaltungseinheit gebildet habe.

⁹⁴ B a u s i n g e r , Hermann: Name und Stereotyp. In: Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Helge G e r n d t. München 1988, 13–19, hier 13f.

⁹⁵ Zur Verklärung der Heimat und dem daraus resultierenden Kulturverständnis siehe S c h m i d t - H a r t m a n n : Tschechen und Sudetendeutsche, 422ff.

kanst mich erlösen' oder ‚Sei mein Erlöser!‘ [...] Trotzdem nannten sich die unter Kakaniens Krone vereinigten Völker unerlöste Nationen!⁹⁶

Eine dieser unerlösten Nationen, die Tschechen, fanden in der Gründung ihres Staates die Erlösung; für die Deutschen der böhmischen Länder bedeutete das, daß sie nun ihrerseits ganz in alter österreichischer Tradition in die Rolle der unerlösten Nation rutschten. Die Formung der Identität um die „Blutzeugen“ als Sudetendeutsche und deren Verschärfung durch die Vertreibung hat die „Schicksalsgemeinschaft“ der Sudetendeutschen in der Rolle einer unerlösten Nation belassen, obwohl die Geschichte längst darüber hinweggegangen ist.

Zum 4. März 1994, dem 75. Jahrestag der hier besprochenen Ereignisse, hat der Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Franz Neubauer, eine Erklärung „75 Jahre sudetendeutsches Ringen um das Selbstbestimmungsrecht“ herausgegeben. Liest man darin zum Beispiel: „Waren es 1919 Schüsse auf Unbewaffnete, so folgte 1945 die Vertreibung von mehr als 3 Millionen Menschen von Haus und Hof, aus ihrer Heimat, der Raub ihres Eigentums, die Ermordung vieler tausend Unschuldiger nur wegen ihrer Nationalität“⁹⁷, dann findet man alle Versatzstücke sudetendeutscher Identität auf engstem Raum, freut sich, daß die säbelrasselnde Zukunftsmusik, die aus der Detmolder Erklärung herauftönt, gänzlich verschwunden ist, aber fragt sich dennoch, was denn im Jahre 1994 und folgende „Selbstbestimmungsrecht für Sudetendeutsche“ im Klartext heißen könnte. Denn „Niederlassungsrecht“ in der Tschechischen Republik kann kaum damit gemeint sein. Immer noch die zum Selbstbestimmungsrecht gehörende Irredenta?

„Irredenta“ stammt aus dem italienischen Freiheitskampf und ist nichts anderes als eine Kurzform für „unerlöstes Land“: „terra irredenta“. Da ist kein Land, das nach Erlösung schreit; und Heimat haben alle Sudetendeutschen längst gefunden. „Irredenta“, „Selbstbestimmungsrecht“: Es wäre an der Zeit, daß sich die Sudetendeutschen *selbst* aus der Rolle einer „unerlösten Nation“ der längst und für immer verschwundenen Doppelmonarchie entließen⁹⁸.

⁹⁶ Musil: Gesammelte Werke, Bd. 2, 517f.

⁹⁷ Neubauer, Franz: 75 Jahre sudetendeutsches Ringen um das Selbstbestimmungsrecht. Erklärung des Sprechers der Sudetendeutschen Landsmannschaft zum 4. März 1994. Z. B. in: Karlsbader Zeitung 44 (1994) H 3, 1.

⁹⁸ Ein besonderer Dank gilt Dr. Jindřich Pokorný, der eine erste Fassung kritisch gelesen und mir viele Anregungen gegeben hat.

„POSTMODERNES“ MITTELALTER:
ÜBER NEUE MÖGLICHKEITEN, ALTE TEXTE ZU LESEN

Von Jelko Peters

*Denkt man die Zeit beidseitig unendlich,
heißt die Gegenwart immer Mittelalter.¹*

Der von Joachim Heinzle herausgegebene, interdisziplinär konzipierte Band „Modernes Mittelalter“ ist nicht nur eine Reaktion auf die allgemeine Beliebtheit dieser Epoche, sondern zugleich auch ein Querschnitt durch die aktuelle „moderne“ Forschung. Einleitend konstatiert Heinzle paradigmatisch, daß das Mittelalter als ein wesentlicher Bestandteil der Geschichte der modernen Welt anzusehen sei und daß es eine kontinuierliche Entwicklung vom Mittelalter zur Neuzeit gegeben habe. Es seien zwar zahlreiche Epochenschwellen, nicht jedoch so tiefreichende Zäsuren, die eine Negation der Kontinuität zwischen den beiden Epochen zuließen, festzustellen². Die Aufgabe sei deshalb weiterhin – Heinzle zitiert hier den für die Mediävistik programmatisch insgesamt sehr anregenden Entwurf Jauß’ –, „die Modernität mittelalterlicher Literatur zu entdecken“³. Doch Jauß wies bereits auf die Grenzen des hermeneutischen Erschließens mittelalterlicher Literatur hin, „deren Texte nicht der klassischen und später der romantischen Einheit von Autor und Werk entsprungen waren und die von der überwältigenden Mehrheit der Adressaten nur hörend, also nicht in der selbstgenügsamen Kontemplation des Lesers, aufgenommen werden konnten“⁴.

Den vormodernen Bedingungen von Literatur gerecht zu werden und sie vor allem als eigenständigen von der Moderne getrennten Teil (und nicht als Part einer kontinuierlichen Entwicklung) zu sehen, evoziert Methoden, die sich von den *modernen* (hermeneutischen) unterscheiden und die in diesem Zusammenhang als *postmodern* (vielfältig) bezeichnet werden können. Der inflationär gebrauchte und unscharfe Begriff der „Postmoderne“ bedarf freilich einer Erklärung. Verwendet man als Grundlage zur Beschreibung postmoderner wissenschaftlicher Methoden die Darstellung von Wolfgang Iser „Unsere postmoderne Moderne“⁵, so wird einem die „Postmoderne“ nicht als eine der Moderne nachfolgende Epoche vorgestellt, sondern als Bestandteil und Bereicherung der „Moderne“ nahegelegt. Die postmoderne Gesellschaft beschreibt Iser als Gesellschaft, die eine „radikale Pluralität als

¹ Krausser, Helmut: Melodien. 2. Aufl. Frankfurt/M. 1996, 136.

² Heinzle, Joachim (Hrsg.): Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Frankfurt/M. – Leipzig 1994, 9–13 und 28f.

³ Ebenda 10. – Jauß, Hans Robert: Alterität und Modernität der mittelalterlichen Literatur. Gesammelte Aufsätze 1956–1976. München 1977, 25.

⁴ Jauß: Alterität und Modernität 15.

⁵ Iser, Wolfgang: Unsere postmoderne Moderne. Weinheim 1987.

Grundverfassung“ anerkennt und in der „plurale Sinn- und Aktionsmuster vor- dringlich, ja dominant und obligat werden“⁶. Übertragen auf eine postmoderne Wis- senschaft bedeutet dies, daß als grundsätzliche Arbeitshypothese von einer gleichbe- rechtigten Vielfalt der Verfahrensweisen auszugehen ist und daß als Forschungsergeb- nisse mehrere Lösungen und Wahrheiten sowie Diskontinuitäten und Brüche erkannt werden können. Die Beschreibung der Vergangenheit wird nicht auf *einen* festen Grund oder *ein* bestimmbares Ziel gerichtet. Geschichte wird nicht als lineares Kon- tinuum gesehen. Weder aszendente noch deszendente Modelle greifen bei der Beurtei- lung der Zeitläufe. Es wird vielmehr versucht, dem Untersuchungsfeld in seiner Plura- lität gerecht zu werden. Vorgaben und Anliegen der einzelnen Disziplinen müssen dabei zugunsten des Forschungsgegenstandes zurücktreten. Probleme und Fragestel- lungen werden *transdisziplinär* angegangen. „Die Wahrheit, vorwitzig formuliert, liegt nicht in den Disziplinen, auch nicht zwischen den Disziplinen, sondern jenseits der Disziplinen.“⁷ Vergangene Zeiten und Kulturen erhalten eine selbständige Größe und werden nicht mehr nur als Vorstufen der folgenden Epoche klassifiziert. Brüche und Disparitäten zwischen den Zeiten werden erkannt und dargestellt.

Speziell für die historische Mittelalterforschung hat Michael Borgolte auf Möglich- keiten der Anwendung postmoderner Wissenschaft hingewiesen⁸. Die folgenden Bemerkungen versuchen eine Ergänzung für den altgermanistischen Bereich der Mediävistik zu bieten. Um zu zeigen, daß die Altgermanistik sich nicht den Innova- tionen postmoderner Wissenschaft verschließen kann, sondern in ihren Grundfesten sich mit ihr auseinanderzusetzen hat, wurden die Beispiele aus der Texterstellung (*New Philology*) und der Textinterpretation (Czerwinkis *Gegenwärtigkeit*) gewählt.

* * *

Einen wesentlichen Bruch zwischen Mittelalter und Neuzeit markiert bekannter- maßen die Erfindung des Buchdrucks, ein „Ereignis, welches mehr als jedes andere die Kultur als ‚die Zeit davor‘ für uns verschlossen hat“⁹. Bereits die mittelalterliche Text- produktion ist mit der für vormoderne Zeiten typischen Alterität behaftet und stellt damit erhebliche Ansprüche an die Edition der überlieferten Zeugen. Den Bedingun- gen der vorgutenbergischen Textverbreitung gerecht zu werden (und damit eine Wende im Editionsweisen herbeizuführen) ist das Anliegen der *New Philology*, deren Vorstellungen von einem der führenden deutschen Philologen, Karl Stackmann, fol- gendermaßen zusammengefaßt wurden: „1. Die Frage nach dem Autor und einer von ihm etwa gewollten oder gar autorisierten Textfassung ist sinnlos, weil mit der mittel- alterlichen Wirklichkeit nicht vereinbar. 2. Alle handschriftlichen Aufzeichnungen

⁶ Ebenda 5.

⁷ Mittelstraß, Jürgen: Wohin geht die Wissenschaft? Über Disziplinarität, Transdiszipli- narität und das Wissen in einer Leibniz-Welt. In: Ders.: Der Flug der Eule. Von der Ver- nunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie. Frankfurt/M. 1989, 60–88, hier 82. – Vgl. auch Welsch, Wolfgang: Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt/M. 1996, 946 f.

⁸ Borgolte, Michael: Mittelalterforschung und Postmoderne. Aspekte einer Herausforde- rung. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 43 (1995) 615–627.

⁹ Jaub: Alterität und Modernität 16.

eines Textes sind untereinander gleichwertig¹⁰. Die Suche nach einem von einem Autor geschaffenen „Urtext“, nach dem „Original“, wie es die Lachmannsche Methode in der Altgermanistik des 19. Jahrhunderts einforderte, entspricht nicht dem mittelalterlichen Umgang mit Texten. Die fortlaufende Bearbeitung und Veränderung des vorliegenden Stoffes schafft stets neue und, im Vergleich zum vorherigen, gleichwertige Werke, die ihrem historischen Kontext gemäß bewertet werden müssen. Auch wenn Spuren eines Autorenbewußtseins im Mittelalter festzustellen sind, so sind auch diese Werke vor späterer Bearbeitung nicht gefeit. Die für eine postmoderne Wissenschaft grundlegende Vielfältigkeit des Untersuchungsgegenstandes ist in der Anerkennung der Gleichwertigkeit der gesamten Überlieferung eines Textes leicht wiederzuerkennen, wie auch die Notwendigkeit, transdisziplinär zu arbeiten, um die Texte in ihren historischen Kontext einordnen und bewerten zu können.

Daß sich diese Ansprüche in der Altgermanistik verstärkt durchsetzen und immer seltener der Lachmannschen Methode gefolgt wird, zeigen beispielsweise die Editionen und überlieferungsgeschichtlichen Studien, welche die von Kurt Ruh initiierte Würzburger Forschergruppe veröffentlichte, sowie die unterschiedlichen Herangehensweisen der Editoren, wie sie in dem Band der Bamberger Tagung „Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte“ dargelegt wurden¹¹. Die Forderung, alle Textvarianten gleichwertig zu edieren, kann durch die enormen Speicherkapazitäten der mittlerweile jedem zugänglichen elektronischen Medien erfüllt werden. Besonders die historische Sprachwissenschaft, die sich verstärkt den postmodernen Konzepten der Computerlinguistik öffnet¹², wird diese Veröffentlichungsform begrüßen, kann sie die Texte nun ohne Umschweife mit Unterstützung der Computer adäquat untersuchen¹³.

¹⁰ Wichtigste Literatur zum Gegenstand: Stackmann, Karl: Neue Philologie? In: Heinzle (Hrsg.): *Modernes Mittelalter* 398–427, hier 412. – Ders.: Die Edition – Königsweg der Philologie? In: Bergmann, Rolf/Gärtner, Kurt (Hrsg.): *Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte*. Bamberger Fachtagung 26.–29. Juni 1991. Plenumsreferate. Tübingen 1993, 1–18. – Westra, Jan Haijo: Die Philologie nouvelle und die Herausgabe von lateinischen Texten des Mittelalters. *Mittellateinisches Jahrbuch* 30 (1995) 81–91. – Folgende Aufsätze im ersten Heft der Zeitschrift *Speculum. A Journal of Medieval Studies* 65 (1990): Nichols, Stephen G.: Introduction: Philology in a Manuscript Culture, 1–10; Wenzel, Siegfried: Reflections on (New) Philology, 11–18; Fleischman, Suzanne: Philology, Linguistics, and the Discourse of the Medieval Text, 19–37; Bloch, Howard: New Philology and Old French, 38–58; Spiegel, Gabrielle M.: History, Historicism, and the Social Logic of the Text in the Middle Ages, 59–86; Patterson, Lee: On the Margin: Postmodernism, Ironic History, and the Medieval Studies, 87–108; Cerquiglini, Bernard: Éloge de la variante. *Histoire critique de la philologie*. Paris 1989. – Die Geschichte der „älteren“ Philologie in Deutschland dokumentiert Bein, Thomas (Hrsg.): *Altgermanistische Editionswissenschaft*. Frankfurt/M. et al. 1995.

¹¹ Schwob, Anton (Hrsg.): *Editionsberichte zur mittelalterlichen deutschen Literatur*. Beiträge der Bamberger Tagung „Methoden und Probleme der Edition mittelalterlicher deutscher Texte“ 26.–29. Juli 1991. Göttingen 1994.

¹² Giesecke, Michael: *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel*. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft. Frankfurt/M. 1992, 11.

¹³ Vgl. Ernst, Peter: *Einsatzmöglichkeiten des Computers bei sprachhistorischer Forschung*. Dargestellt am Projekt „Die Anfänge der frühneuhochdeutschen Schreibsprache in Wien“.

Auch die florierende Erforschung der regionalen literarischen Interessenbildung wird durch die exakte Edition der Überlieferung der einzelnen Texte extrem erleichtert, können doch nun die erforderlichen Texte leicht auf den Bildschirm geholt bzw. ausgedruckt werden. Wie notwendig die Berücksichtigung aller Textvarianten ist, soll hier am Beispiel des „Marienlebens“ des Kartäusers Bruder Philipp gezeigt werden. Dieses fand wegen der Widmung an den Deutschen Orden Platz im Kanon der sogenannten „Deutschordensliteratur“¹⁴:

- 10089 Auch ditz b̄vechlin ich sende
 Den brüdern von dem d̄uetschen h̄us
 Die han ih lange erkörn üz
 Wand si gern marien erent
 10093 Vnd den gelauben cristes merent.¹⁵

Das Marienleben entstand im Gegensatz zur bisherigen Forschungsmeinung unabhängig vom Deutschen Orden, der das Werk nicht anregte, sondern nur von Philipp geschenkt bekam. In dem nach Beendigung des Werks verfaßten Prolog berichtet Philipp:

- 22, 1 Ditz p̄chelin han ih gesant
 Den brüdern die da sint genant
 Von dem d̄uetschen haus vnd sint
 Marien ritter dev ein chint
 Von dem heiligen geist gewan
 Magt wesend ane man.
 Ditz p̄ch heizet sand marien leben
 22, 8 Dev m̄vze uns ewige vrevde gebn.¹⁶

Dieser Passus wurde allerdings in einer größeren Anzahl von Handschriften dahingehend geändert, „daß die Deutschordensritter das *Marienleben* schon besitzen und weiterverbreitet haben“¹⁷:

Ein b̄uch habent die tevtschen herren
 daz wart in gesant von verren
 Dar ab wart geschriben ditze
 got geb allen den sælde vnd witze
 Die ez horen vnde lesen

Zagreber Germanistische Beiträge 2 (1993) 133–149 und d.ers.: Die Anfänge der frühneuhochdeutschen Schreibsprache in Wien. Wien 1994, 71–83.

¹⁴ Zur „Deutschordensliteratur“ vgl. Peters, Jelko: Zum Begriff ‚Deutschordensdichtung‘. Geschichte und Kritik. Berichte und Forschungen. Jahrbuch des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 3 (1995) 7–38, hier 23f.

¹⁵ Gärtner, Kurt: Philipp von Seitz: ‚Marienleben‘. In: Hogg, James (Hrsg.): Die Kartäuser in Österreich. Bd. 2. Salzburg 1981, 117–129, hier 121. Zitiert nach der Handschrift Pommersfelden, Graf Schönbornsche Schloßbibliothek, Cod. 46 (1997), 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts, die Gärtner als Vorlage für seine Edition des „Marienlebens“ zugrunde legt.

¹⁶ Ebenda.

¹⁷ Ebenda.

auch muzzen si sælich wesen.
 Hie hebt sich an sand Marien leben
 die muz vns ewich vrevde geben.¹⁸

Nur unter Berücksichtigung aller Handschriften kann eine gültige Überlieferungsgeschichte geschrieben werden. Kurt Gärtner, der diese Arbeit auf sich genommen hatte, kommt zu dem Schluß, daß die ursprünglichen Widmungsverse in eine „Art Copyright des Deutschen Ordens“ umstilisiert worden sind und daß dieser unabhängig von Philipp die Vervielfältigung und Verbreitung des Werks übernahm¹⁹.

Lediglich eine überzeitliche Interpretation erscheint wegen eines vermeintlichen Relativismus der Gleichberechtigung aller Überlieferungsträger auf den ersten Blick unmöglich, da ja – wegen der oftmals breiten Überlieferung – keine allgemeingültigen Texte mehr existieren, auf die die Interpreten zurückgreifen könnten. Doch wird auch in diesen Fällen die Datenverarbeitung sie unterstützen, die notwendigen Varianten herauszuarbeiten (falls ihnen der Editor nicht mit einer Buchedition zu Hilfe kommt).

Wie die Veröffentlichungen mittelalterlicher Texte auf Diskette bzw. CD-ROM, die nur für diese Medienträger konzipiert wurden, angesichts der ungeahnten, den Philologen sich nun bietenden Möglichkeiten gestaltet werden, wird sich zeigen. Einen internationalen, allgemeinen – nicht nur Editionen umfassenden – Überblick über die entstehenden EDV-Projekte zur mittelalterlichen Literatur bietet ab Band 30 (1989) die Zeitschrift „Germanistik. Internationales Referatenorgan mit bibliographischen Hinweisen“. Erst wenn es den Editoren gelingt, mit den neuen Publikationsformen sich von den bisherigen Ausgaben zu unterscheiden, wird die „New Philology“ tatsächlich eine andere Qualität als die „Old Philology“ erreichen, welche ja fast alle theoretischen Vorgaben der „New Philology“ erfüllt. Weiterhin nach einem wie auch immer gestalteten Leithandschriftenprinzip zu edieren muß nach den theoretischen Vorgaben der „New Philology“ bereits heute als anachronistisch bezeichnet werden und wird allerdings auch kaum noch praktiziert.

* * *

Im Brennpunkt der aktuellen mediävistischen Diskussion steht das zur Hälfte abgeschlossene Projekt „Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung“ Peter Czerwinski²⁰. Czerwinski versucht in seiner, an der Freien Universität Berlin eingereichten, Habilitationsschrift (1986) mit Hilfe transdisziplinärer Methoden „eine Erklärung von geschichtlich besonderen Denkformen, von Wahrnehmungs- und Identitätsstrukturen“ (I, 11) darzustellen. Thema des ersten Bandes „ist die Entfaltung von Abstraktionsleistungen, das Ziel eine (geschichtsphilosophische) Theorie der territo-

¹⁸ Ebenda. Nach der Handschrift Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, Cod. HB XIII, 6.

¹⁹ Ebenda 122.

²⁰ Czerwinski, Peter: Der Glanz der Abstraktion. Frühe Formen von Reflexivität im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung [I]. Frankfurt/M.-New York 1989 und d.ers.: Gegenwärtigkeit. Simultane Räume und zyklische Zeiten. Formen von Regeneration und Genealogie im Mittelalter. Exempel einer Geschichte der Wahrnehmung [II]. München 1993. Zitate aus den beiden Werken im folgenden im Text (Band, Seite).

rialhöfischen Kultur, seine ‚Entdeckung‘ die des Prinzips der Aggregation“ (I, 15). Als wesentliche Arbeitsgrundlagen dienen ihm die deutschsprachigen höfischen Epen Wolframs von Eschenbach („Willehalm“, „Parzival“), Gottfrieds von Straßburg („Tristan“) und Hartmanns von Aue („Erec“). Die in diesen vorzufindenden „Proto-Formen von Abstraktion und Reflexion [zeigen] die ‚moderne‘ Seite des ‚Mittelalters‘“ (II, 8). Die „archaische‘ Seite“ ist Gegenstand des zweiten Bandes. Er entwirft dort – nun nicht mehr allein auf die Epen beschränkt, sondern auf einer sehr breiten Quellen- und Literaturbasis – „ein Modell des gegenläufigen Prozesses [...], des Fortwirkens einer nicht-kausalen, nicht-sukzessiven, nicht-systematischen Logik bis in die Neuzeit hinein“ anhand der „Formen von Raum und Zeit, von Regeneration und Genealogie“ (ebd.). Abschließen will Czerwinski sein Projekt durch zwei weitere Bände „über die Historizität der vermeintlichen Anthropologica Gewalt, Tod, Schmerz und Liebe“ sowie „die Dinglichkeit/Materialität/Monumentalität, also das Nicht-Zeichenhafte von Schrift und Bild im Mittelalter“ (ebd.).

Die bisherigen Reaktionen auf die Forschungen Czerwinskis gestalteten sich sehr uneinheitlich. Neben den negativen Kritiken Otto Gerhard Oexles²¹ und Albrecht Classens²² will Jan-Dirk Müller den Methoden und Ergebnissen Czerwinskis weder zustimmen noch sie ablehnen²³, während Ralf Simon Czerwinskis Arbeitsweise als gewinnbringend für die Mediävistik bezeichnet²⁴. Am ausführlichsten beschäftigte sich Peter Strohschneider in seinem Forschungsbericht mit Czerwinskis Werk²⁵.

Czerwinski nimmt für seine Beschreibungen von Wahrnehmungsordnungen die Andersartigkeit des Mittelalters als Arbeitsgrundlage und berücksichtigt wie keiner vor ihm die Alterität seines Untersuchungsgegenstandes. Er geht dabei davon aus, daß Moderne und Mittelalter durch grundsätzlich verschiedene Wahrnehmungsformen zu unterscheiden sind. Die Wahrnehmung des mittelalterlichen Menschen ist durch eine unmittelbare, gegenständliche, d. h. auf den Signifikaten beschränkte Perzeption des

²¹ Oexle, Otto Gerhard, Rezension in Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 20/1 (1995) 203–208, hier 207f. Er sieht Czerwinski „in die Fallen einer höchst traditionellen Mittelalter-Sehnsucht getappt“: „Wir haben also ein neues Produkt aus jenem unvergänglichen Fundus der Mittelalter-Nostalgie vor uns, die seit Novalis von Zeit zu Zeit sich im Denken der Moderne, vor allem in Deutschland, manifestiert und die mit ach so wenigen Elementen auskommt, welche auch hier hinter den Paroxysmen zitatenstiller Gelehrsamkeit hervorlugen: die stillstehende Zeit, die Sehnsucht nach Geborgenheit und Gemeinschaft, kurzum: die Befreiung von den Zumutungen der Moderne.“ Auf den Titel des zweiten Bandes anspielend, konstatiert Oexle, daß Czerwinski „auch das Wichtigste, was historische Forschung auszeichnet [fehlt]: Gegenwärtigkeit“.

²² Classen, Albrecht, Rezension in Amsterdamer Beiträge zur Älteren Germanistik 30 (1990) 172–177, hier 177: „So bleibt es bei einer interessanten, wenn auch ärgerlichen und weitgehend irritierenden Studie, die anregend wirken mag, letztlich aber nicht unser zukünftiges Verständnis der mittelhochdeutschen Dichtung wesentlich beeinflussen dürfte.“

²³ Müller, Jan-Dirk, Rezension in Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur 114 (1992) 509–515.

²⁴ Simon, Ralf, Rezension in Arbitrium. Zeitschrift für Rezensionen zur germanistischen Literaturwissenschaft 9 (1991) 153–157.

²⁵ Strohschneider, Peter: Die Zeichen der Mediävistik. Ein Diskussionsbeitrag zum Mittelalter-Entwurf in Peter Czerwinskis „Gegenwärtigkeit“. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 20/2 (1995) 173–191. Czerwinski hat eine Entgegnung zu diesem Diskussionsbeitrag für das nächste Heft angekündigt.

Gegenstandes gekennzeichnet, die ihm nicht – wie dem modernen Menschen – durch Zeichen (Signifikante) vermittelt wird. Das Zeichen, das für uns heute Gegenständliches repräsentiert, wird so zu einer historischen Größe²⁶. Diese vermittelte Wahrnehmungsweise des modernen Menschen hindert ihn daran, wie sein mittelalterlicher Vorfahr unmittelbar auf seine Umwelt, Natur, Mitmenschen zu schauen und deren Wesen zu erkennen. Dieser nicht zu überwindende Graben verleitet Czerwinski einerseits dazu, die vergangene Logik der Wahrnehmung „via negationis“ (I, 11) darzustellen, andererseits entwickelt er einen der mittelalterlichen Ordnung entsprechenden Stil. Daß seine Darstellungsform dabei nicht den wissenschaftlichen Normen einer Habilitationsschrift entspricht, sondern sich „zwischen Essay und Monomanie“ (I, 15, Anm. 6) einpendelt, erscheint schließlich nur als notwendige Konsequenz seines Unternehmens. Nicht zuletzt deswegen gibt er seinen Leserinnen und Lesern den Hinweis, „daß die Spielregel hier eigentlich heißt, erst einmal mitzuspielen“ (I, 15, Anm. 6)²⁷.

Um sein Vorhaben realisieren zu können, greift Czerwinski auf zahlreiche wissenschaftliche Methoden und Disziplinen (Mentalitätsgeschichte, Diskursanalyse, Psychoanalyse, Poststrukturalismus, Altgermanistik, Geographie, Geschichte, Kunstgeschichte, Ethnologie etc.) zurück, ohne jedoch darzulegen, worin seine eigenen Methoden denn nun tatsächlich bestehen. Zunächst mag durch das Fehlen bzw. nur partielle Anreißer der Forschungsdiskussionen beim Lesen der Eindruck einer gewissen Beliebigkeit bei der Auswahl der angeführten Literatur und verwendeten Methoden entstehen. Andererseits erreicht Czerwinski durch seine Befreiung von den disziplinären Diskursvorgaben ein Höchstmaß an Transdisziplinarität, die letztendlich seinem Untersuchungsgegenstand zugute kommt. Sein trotz allem dem Werk zugrunde gelegtes System erschließt sich während des Lesens. Czerwinski hat seinen Text nach dem Prinzip der Aggregation, welches er in der mittelalterlichen Welt vorzufinden glaubt, gestaltet. Diese aggregative Darstellungsweise wird bereits durch die optische Unterscheidung der verschiedenen Textebenen im Druck deutlich. Sein eigener Text wird durch Schriftgröße von den Zitaten, die als eigene Blöcke gesetzt werden, abgehoben. Der gesamte Text erhält so eine Segmentierung. Optisch nimmt die Leserin oder der Leser also auf dem Papier mehrere Abschnitte wahr, beim Lesen jedoch wird sie oder er feststellen müssen, daß diese zu *einem* Satz gehören können. Eine weitere Zerstückelung des Textes geschieht durch Arrangement und Inhalt der Fußnoten. Diese verhindern ein kontinuierliches Lesen und zwingen die Rezipierenden zum permanenten Einhalten, zum Vor- und Zurückblättern, zum Springen im Text, letztendlich zu einem zyklischen Lesen. Da die Fußnotentexte keine Erläuterungen zum Haupttext sind, sondern eigenständige Argumentationsketten enthalten, die für das Verständnis des Gesamtzusammenhanges notwendig sind, kann auf das Lesen der Anmerkungen nicht verzichtet werden. Wird der Text so aufgenommen, wie er von

²⁶ Vgl. ebenda 173f.

²⁷ Bisher erfüllte noch kein konstituierter wissenschaftlicher Diskurs die Ansprüche Czerwinskis. Lediglich der Arbeit von Hubertus Fischer: *Ehre, Hof und Abenteuer in Hartmanns „Iwein“*. Vorarbeiten zu einer historischen Poetik des höfischen Romans. München 1983, kann er etwas abgewinnen, auch wenn er sie im Schlußkapitel seines 1. Bd.s, 453–474, ausführlich kritisiert.

Czerwinski angeordnet wurde, erfährt die Leserin oder der Leser nach dem Prinzip der *Aemulatio* eine Simulation der mittelalterlichen, gegenwärtigen Wahrnehmungsform. Die Form des Textes (Signikanten) wird seinem Inhalt (Signifikaten) angeglichen und ihre Differenzen werden so aufgehoben.

Im ersten Band liest Czerwinski, um auf den konkreten Inhalt seiner Geschichte der Wahrnehmung zu kommen, die angeführten Epen neu und versucht sie so wörtlich wie möglich zu nehmen. Fiktionales, Ironisches, Metaphorisches glaubt er in ihnen nicht zu finden. Diese Begriffe gehören unserer modernen Anschauung an und sind deshalb nicht auf das Mittelalter übertragbar. Die Wörtlichkeit der Textrezeption erweist sich als notwendig, um die unmittelbare und die Anfänge der abstrakten Wahrnehmung verstehen zu können. Der Adlige wird bereits durch seine Ausstrahlung erkannt, selbst wenn jener nichts von seiner Herkunft weiß (Parzival) oder wegen mangelnder materieller Grundlagen nicht höfisch angemessen leben kann (Enites hohe Abstammung ist problemlos für Erec an ihrem durch die schadhafte Kleidung scheinenden Körper erkennbar). Für bestimmte Gedanken sind bestimmte Verhaltensweisen notwendig (Willehalm nimmt den realen Krieg, den er in der Heimat zurückläßt, mit zum Königshof und verhält sich deswegen seiner ihm wohlgesonnenen Umwelt gegenüber nicht friedlich, sondern feindlich). Der soziale Status, die Herkunft des einzelnen, die wirklichen Verhältnisse werden ohne Vermittlung erkannt. „Gesellschaftliche Synthesis vollzieht sich [...] in nicht-bürgerlichen Kulturen für gewöhnlich nicht durch den Wechsel von Ware und Geld, durch die abstrakte Vermittlung von Organisation und Institution, durch das unablässige symbolische Fließen von Signifikanten, sondern durch einen ‚realen‘ Fluß von Körpern und Dingen, etwa durch das Fließen von Blut – in Fortpflanzung und Kampf – [...] oder durch einen Stoffwechsel von Geschenken (die lebendige, mächtige Teile des Körpers der Geber sind), als Verlängerung einer wechselseitigen Vermittlung der Körper per Nähe und Berührung“ (II, 477, Anm. 874.) Gestört wird diese unmittelbare Ordnung der Wahrnehmung durch den Prozeß der Territorialisierung, der zur Auflösung der adeligen Identität in die Bestandteile Geburt, Reichtum, Kraft, Schönheit führt, die nun überhaupt erst als solche differenziert und erkannt werden können (I, 372). Die Protagonisten der höfischen Epen handeln „nicht mehr in der vollen, bewußtlosen Selbstverständlichkeit und Selbständigkeit ihres grundherrlichen Daseins“ (II, 244). Als Zwischenstufe archaisch körperlicher und modern abstrakter Wahrnehmung fungiert die Realabstraktion. Ohne den festen Bezug zu einem Körper, einem Ort, einer Geste ist die Abstraktion vorerst noch nicht möglich. Doch beginnt der Körper seine unumstrittene Bedeutung für die Kommunikation zu verlieren. Die Selbstverständlichkeit, mit der „alle Öffnungen des Körpers einst *äquivalente* Kommunikationskanäle waren, durch die die ganze Welt in ihn hineinströmte, durch die alles in die Welt hinausfloß und die eine schrankenlose Einheit von Körper, Gesellschaft und Natur erzeugten“, wird reduziert, bis schließlich in der Moderne die Körperöffnungen „angeekelt und schamhaft verschlossen“ werden (II, 476).

Im zweiten Band werden in den beiden ersten Hauptteilen die Kategorien Raum und Zeit und deren Wahrnehmung durch das archaische Denken behandelt, und anschließend wird im dritten Teil die Konstruktion der Wahrnehmung in Form der Gegenwärtigkeit und des Zyklus dargestellt.

Anhand von Karten, Reiseberichten und Bildern rekonstruiert Czerwinski eine qualitative Ordnung des Raumes, die sich durch das Prinzip der Aggregation auszeichnet. Die scharfen Grenzen der isolierten Raumblocke können nur durch einen qualitativen „Sprung“ überwunden werden (II, 24). Ferner sind soziale Einschnitte in den Räumen vorzufinden. „So bewegt sich eine (feudal-)adlige Figur in ihrem eigenen, personalen, aurastischen Raum, schleppt ihn überallhin mit sich. Das ist der Grund, warum mittelalterliche Reisende auf jedem fremden Punkt doch immer nur ihre eigene Gesellschaft wiederfinden“ (II, 43). Für die Zeit gilt notwendigerweise ebenfalls die aggregative, qualitative, nicht lineare, meßbare Form der Wahrnehmung (II, 203). Der Übergang von einem Zeitblock zum nächsten kann analog zur Bewegung im Raum nur durch einen „Sprung“ erfolgen. Diese aggregative Einteilung des Raumes und der Zeit läßt sich in den Epen wiederfinden: „Episches ‚Erzählen‘ jedoch ‚vergißt‘, sobald ein neuer Block initiiert ist, den alten, springt nicht in die Tiefe zu ihm zurück, sondern verharrt ohne jede Kennzeichnung, daß der neue Block vom erreichten Zeitpunkt des Erzählens aus bereits vergangen ist, also gleichsam nur sekundär, auf einer anderen Ebene“ (II, 213). Eine persönliche Entwicklung des Protagonisten der höfischen Epik kann in den einzelnen epischen Segmenten nicht stattfinden, vielmehr erfüllt er in ihnen nur die ihm zugeordnete Rolle und tritt „am Ende auf als der, der er am Anfang war“ (II, 247). Begriffe wie Geschichte, Entwicklung und Zukunft greifen nicht bei der Beschreibung dieser Wahrnehmungsformen. Räume, Zeiten und Personen zeichnen sich durch ihre festgelegte, nicht veränderbare Gegenwärtigkeit aus. Wie in der Erzählung des Epos zeichnet sich auch die dynastische Geschichte durch die Logik der Gegenwärtigkeit aus. Die Genealogie hat für den adeligen Hausherrn konsequenterweise keine historische Funktion, „es liegt zwischen ihm und seinem Ahnen kein irreversibler Zeitabstand, kein Raum, keine ‚Geschichte‘: die Dynastie wird als ganzer (Zeit-)Körper vorgestellt, dessen ‚Teile‘ beständig gegenwärtig sind“ (II, 263). Diesen Zeit-Körper zu repräsentieren und „Teil einer kollektiven, dynastischen Identität“ zu werden, sieht Czerwinski als wesentliche Aufgabe des höfischen Epos an (II, 266): „Es ist also das Epos ‚seiner Form nach‘ Teil des Rituals adliger Verschwendung, ‚seinem Inhalt nach‘ Genealogie, die ‚magisch‘-zyklische Erneuerung einer Gründertat; ist eine *translatio*, die Präsentation der Identität einer Dynastie in Gestalt eines Körpers, an dem Anfang und Ende in Gegenwärtigkeit zusammenfallen, und insgesamt Reinkorporation, *insigne*, Herrschaftszeichen“ (II, 303, vgl. a. II, 319f.).

Nachdem Czerwinski den historischen Gebrauchswert der Epen bestimmt hat, versucht er u. a. die gegenwärtige, zyklische Wahrnehmung in den Strukturen bzw. der Logik der Epen (ferner Visionsliteratur, Goldbrakteaten) nachzuweisen. Der Ahn an der Spitze der Genealogie hat den Auftrag, „zu der mythischen Stelle“ vorzudringen, „an der es gelang, göttliche Kraft auf eine menschliche Abstammungslinie herüberzuziehen“ (II, 418). Seine zu gewinnende Frau kann „grundsätzlich nur eine Anderweltherrin sein“ (ebd.). „Rites de passage“ bzw. „Stirb-Werde-Riten“ wie Kopulation, Zerstückelung, Verschlingung, Erhitzung und andere Formen der Verkehrung einschließlich der des Geschlechts helfen den Sprung zwischen den Welten zu bewerkstelligen (II, 439). In der Form des Zyklus erlebt der Heroe seine Wiedergeburt. Czerwinskis „regenerationslogische Grundformel“ dieser Logik lautet: „1. Aufhebung der

alten Form / Identität durch Feuer, durch Wasser, durch rituelle Verletzung / Zerstückelung / Verschlingung – als Kampf (mit Mensch oder Ungeheuer) als schwieriger, symplegadischer Eingang etc. –, schließlich durch Aussetzen, Vergessen, Verhüllen. 2. Reise durch die Anderwelt (in den vielfältigsten Formen) – mit besonderen Waffen, Zaubermitteln, mit Weissagungen. 3. Gewinn der ‚Herrin der Tiere‘, der Großen Göttin, der Fee, der Landesherrin – manchmal als ritueller (= eingeforderter oder gewaltsamer) Koitus“ (II, 405). Diese Logik sieht Czerwinski als universell für alle regenerationskultische Gemeinschaften an, auch „die Intensität dessen, was in der christlichen Hölle den Körpern geschieht, kann mit der Denkform ‚Strafe‘ zumindest nicht hinreichend erklärt werden, sondern es müssen in irgendeiner Weise uralte Regenerationsriten die Bilder (mit-)bestimmen“ (II, 455.).

* * *

Die beiden vorgestellten Konzepte der *New Philology* sowie Czerwinskis *Gegenwärtigkeit* sind nicht ohne den Einbruch postmodernen Gedankenguts in die moderne Wissenschaft vorstellbar. Ihre Tragfähigkeit wird sich erst in der Zukunft zeigen, wenn die ersten Texte auf elektronischen Datenträgern veröffentlicht bzw. die zahlreichen generalisierenden, deduktiven Thesen Czerwinskis an konkreten Einzelbeispielen diskutiert werden. Seine „regenerationslogische Grundformel“ ist es jedoch wert, an den entsprechenden Quellen wie Epen, Aventiuren, aber auch Chroniken überprüft zu werden. Korrekturen werden beide Konzepte sicherlich erfahren. Wichtiger ist es jedoch, daß ihre Anregungen, die ja nicht nur die Mittelalterforschung betreffen, aufgenommen und weitergeführt werden. Auch und vielleicht gerade der regional ausgerichteten Forschung kann der Übergang von der modern interdisziplinären zur postmodern transdisziplinären neue Impulse verschaffen. Daß Czerwinskis erster Band schon jetzt einen fruchtbaren Einfluß auf die mediävistische Forschung ausübt, zeigen beispielsweise die im Umfeld Czerwinskis an der Freien Universität Berlin abgeschlossenen Dissertationen Rita Zimmermanns²⁸ und Thomas Grenzlers²⁹.

Aktuell wird Czerwinskis Prinzip der Aggregation bei der Suche nach heutigem gegenwärtigem Gedankengut, wenn moderne Menschen auf unmittelbare Erlebnisse und Wahrnehmungsformen, wie es bei Religionen und anderen Sinnstiftungen mit Ewigkeits- und Absolutheitsanspruch geschieht, zurückgreifen und diese aggregativ in ihre durch Zeichen vermittelte und permanenter Veränderung unterliegende Gegenwart des 20. Jahrhunderts integrieren und ihr Leben als Paradoxon führen. Die Wahrnehmungsformen „Mittelalter“ und „Neuzeit“ sind dann nicht nur als zeitlich aufeinanderfolgende Fähigkeiten, die den entsprechenden Epochen zugewiesen werden können, zu sehen, sondern stellen qualitativ entgegengesetzte Möglichkeiten der Perzeption dar, deren quantitative Ausbreitung sich je nach Zeitalter, aber auch je nach Individuum ständig wandelt.

²⁸ Zimmermann, Rita: Herrschaft und Ehe. Die Logik der Brautwerbung im *König Rother*. Frankfurt/M. et al. 1993.

²⁹ Grenzler, Thomas: Erotisierte Politik – Politisierte Erotik? Die politisch-ständische Begründung der Ehe-Minne in Wolframs „Willehalm“, im „Nibelungenlied“ und in der „Kudrun“. Göppingen 1992.

DIE DEUTSCHE HILFSSCHULE IN DEN
BÖHMISCHEN LÄNDERN:
EIN EXEMPLARISCHES KAPITEL DER SCHULPOLITIK

Von Herwig Baier

Außer je zwei aktuellen¹ und einigen knappen geschichtlichen² Darstellungen des Verfassers erinnern heutzutage nichts und niemand daran, daß es in den Gebieten der Ersten Tschechoslowakischen Republik, die überwiegend von Deutschen bewohnt waren und die 1938 teilweise als Reichsgau Sudetenland an Deutschland fielen, ein für damalige Verhältnisse sehr gut ausgebautes Sonderschulwesen gab. Vor allem die Hilfsschule als weitaus größte Sonderschulart verfügt über eine Entstehungsgeschichte, die auch heute noch charakteristische Entwicklungen schul- und bildungspolitischer Art nachdenkenswert erscheinen läßt, zumal sich in der Ersten ČSR noch fünf Jahre das (deutsche) Sonderschulwesen gestalten konnte, ohne dem direkten NS-ideologischen Zugriff ausgesetzt zu sein. Es wird der üblichen und bewährten Dreiteilung historischer Betrachtungen der Sudetenländer gefolgt, wobei gleich eingangs verraten wird, daß die geschichtlichen Abschnitte unter unserem Blickpunkt immer aufschlußreicher werden, je kürzer sie sind.

*Die böhmischen Länder in der k. und k. Monarchie Österreich-Ungarn:
Gründungsphasen*

Das sudetendeutsche Sonderschulwesen war bekanntermaßen zunächst ein österreichisches. 1786 wurde in Prag, sieben Jahre nach Wien und 16 Jahre nach der Urgründung in Paris, durch den Abbé de l'Épée die zweite Taubstummenanstalt in der österreich-ungarischen Monarchie als erste Sonderschuleinrichtung gegründet³. Ähnlich war es rund 100 Jahre später mit den Hilfsschulen. Daß der Weg bei der Gründung von Gehörlosen- und Blindenschulen über Wien in die böhmischen Länder führte, ist verständlich, bei den Hilfsschulgründungen ist es das nicht. Das Sudetenland lag,

¹ Baier, Herwig/Stejskal, Bohumil: Das Sonderschulwesen in der Tschechischen Republik. Zeitschrift für Heilpädagogik 47/1996 (im Druck). – Baier, Herwig: Das Sonderschulwesen und die ‚samtene‘ Revolution in der Tschechischen Republik in ihrem Verhältnis zum vereinigten Deutschland. In: Bleidick, Ulrich/Ellger-Rüttgardt, Sieglind (Hrsg.): Behindertenpädagogik im vereinten Deutschland. Weinheim (DSV) 1994, 28–37.

² Baier, Herwig: Zur schulpolitischen Geschichte des sudetendeutschen Hilfsschulwesens. In: Ellger-Rüttgardt, Sieglind (Hrsg.): Bildungs- und Sozialpolitik für Behinderte. München-Basel 1990, 247–256. – Baier, Herwig: Schulen für Behinderte im Sudetenland. München 1988.

³ Kmoch, Karl: Beiträge zur Geschichte des Prager Privat-Taubstummen-Institutes aus Anlaß der Feier des 100jährigen Bestehens desselben. Prag 1886.

sehen wir von Südböhmen und Südmähren ab, den Ländern des Deutschen Reiches räumlich entschieden näher als Wien, der Metropole der k. und k. Monarchie. Zudem lag kein fremdes und damit evtl. trennendes Volk zwischen den Reichs- und den Sudenteutschen. Trotz dieser engen Nachbarschaft ist das Schul- und damit auch das Sonderschulwesen nur randständig vom Deutschen Reich, aber geistig ausgerichtet und administrativ bestimmt worden von Wien. Dies muß etwas verwundern, weil Deutschland als ein Vorreiter in organisatorischer Hinsicht und als ein Produzent sonderpädagogischer Ideen damals auf der ganzen Welt anerkannt war. Staats- und Verfassungsstruktur schrieben den Weg von Deutschland über Wien in die böhmischen Länder vor. Die Hilfsschulen entstanden in den ersten industrialisierten Ballungsgebieten Sachsens (Halle 1859) und anschließend des Ruhrgebiets in Form von Not- bzw. Armenfreischulen. 1879 wurde in Elberfeld die erste Institution gegründet, die den Namen Hilfsschule trug⁴. 1885 wurde in Wien-Währing die erste Unterrichtsabteilung für schwachsinnige Kinder in Österreich eröffnet⁵. Von Wien aus wanderte der Hilfsschulgedanke in die böhmischen Länder. Elf Jahre nach der Gründung in Wien wurde in Prag I (Altstadt, Staré město) die erste tschechische Hilfsschule errichtet. Die erste deutsche Hilfsschuleinrichtung in den böhmischen Ländern entstand 1904 in Troppau (Opava). Ebenfalls in Mähren-Schlesien erfolgte 1910 in Jägerndorf (Krnov) eine deutsche Hilfsschulgründung. In der Markgrafschaft Mähren wurde in deren Landeshauptstadt Brünn (Brno) 1909 eine deutsche Hilfsschule eröffnet. Die erste tschechische Hilfsschule in Mähren bestand seit 1911 in Prerau (Přerov). Außerhalb Prags mit vier Hilfsschulen gab es bis 1911 in Böhmen nur drei weitere tschechische Hilfsschulklassen, 1908 Kladno (Kladno), 1912 Klattau (Klatovy) und Kolin (Kolín), aber keine einzige deutsche⁶. Dem Magistrat von Eger (Cheb) kommt das Verdienst zu, die erste deutsche Hilfsschule in Böhmen als selbständige Einrichtung 1911 ins Leben gerufen zu haben. Im Deutschen Reich gab es bereits 52 Städte mit Hilfsschulen, als 1896 in Prag die erste tschechische Hilfsschule errichtet wurde. 1911 gab es in ganz Deutschland 267 Städte mit 1544 Hilfsschulklassen und rund 35000 Hilfsschülern⁷. In (der späteren Republik, also in den deutschsprachigen Gebieten) Österreich bestanden 1911 nur 12 Hilfsschulen⁸.

Es ist heute kaum nachvollziehbar: Der Name Hilfsschule war ein euphemistischer Ausdruck. Aus Rücksicht auf die betroffenen Kinder und Eltern hat man auf eine

⁴ M ö c k e l, Andreas: Geschichte der Heilpädagogik. Stuttgart 1988.

⁵ R a d l, Hans: Zum Geleit. In: L e i t e r, Josef: Die Wiener Hilfsschule 1920–1970. Eine erlebte Chronik. Wien-München 1971, 7–9.

⁶ M a r s c h a s, Rolf: Die bisherige Entwicklung des deutschen Hilfsschul- und Schwachsinnigen-Fürsorgewesens in der tschechisch-slowakischen Republik. In: L e s c h, Erwin (Hrsg.): Bericht über den zweiten Kongreß für Heilpädagogik in München 1924. Berlin 1925, 261 ff. – M a u e r, Jan: Böhmisches heilpädagogische Anstalten und Hilfsschulen. Eos. Vierteljahresschrift für die Erkenntnis und Behandlung jugendlicher Abnormer 13/4 (1917) 195–199.

⁷ F r e n z e l, Franz: Geschichte des Hilfsschulwesens. Halle/S. ²1921.

⁸ H e n z e, Alfred/M ü l l e r, Adolf: Jahrbuch der Hilfsschulen, Sonderschulen und Anstalten in Deutschland, Danzig, Memel, Österreich, der Schweiz und der Tschecho-Slowakei. Halle/S. 1929, 185–187.

Bezeichnung wie „Schwachsinnigenschule“ verzichtet⁹. Trotzdem war dieser Name nicht dazu angetan, eine eigene Schulart zu legitimieren; denn Lernhilfe ist die Grundlage jeder Schule. Eine Schule, die Kinder in ihren Lernprozessen nicht unterstützt, ist keine Schule. Das gleiche Dilemma bietet auch der Begriff „Schule für Lernbehinderte“. Ist nicht jedes behinderte Kind im Lernen behindert? Auch der Begriff „Sonderschule“ – heute nur noch als Oberbegriff für alle Schulsparten für Behinderte benutzt – ist keine Lösung. Steckt doch im Wortteil „Sonder“ sowohl besonders wie aber auch abgesondert. Der neuerdings offiziell gebrauchte Name „Förderschulen“ setzt die skizzierte fragwürdige Tradition nahtlos fort¹⁰. Österreich übernahm ohne Diskussion die Bezeichnung „Hilfsschule“. Die tschechischen Pädagogen übersetzten wörtlich *pomocná škola*¹¹. Die Streitfrage einer treffenden Bezeichnung wirft immer wieder den Blick auf die Kennzeichnung des Schülers mit Lernbehinderungen. Ätiologie wie Phänomenologie tragen mit den Kindern die gleiche Last der Vorurteile, die noch aus der damaligen Schwachsinnshypothese herrühren. Schwachsinn zuerst als kognitive Minderleistung eingeschätzt, belastet die betroffenen Eltern und Kinder schwer; denn Geistigkeit ist nun einmal das besondere Merkmal des Menschen. Schwachsinn bedeutet aber auch, im moralischen Handeln defekt bis unzurechnungsfähig zu sein. Der Begriff signalisiert also eine Doppelbelastung, die die Fundamente des Menschseins in Frage stellt.

Im Jahre 1869 wurde im kaiserlichen Österreich das Reichsvolksschulgesetz erlassen. In ihm sind vage Hinweise auf Unterricht für „leicht schwachsinnige Kinder“ in eigenen Klassen zu finden. Administrative Folgerungen unterblieben aber weitgehend. Erst der Ministerialerlaß vom 7. Mai 1907 brachte rechtlich fundierte und pädagogisch fortschrittliche Grundlagen für die Errichtung, Organisation und schulpädagogische Ausgestaltung von Hilfsklassen bzw. Hilfsschulen (z. B. nicht weniger als 18 und nicht mehr als 25 Schülerwochenstunden; Klassenfrequenz 15 Schüler und vieles andere mehr). Der Erlaß hatte jedoch einen großen Schönheitsfehler, der die gut gemeinte Absicht als bloße Empfehlung wirkungslos verpuffen ließ. Die aus der Errichtung von Hilfsschulklassen entstehenden Kosten, einschließlich der Personalkosten (Lehrergehalt), sollten nur die Gemeinden tragen, während die Volksschullehrer jeweils vom Lande (in unserem Fall von Böhmen, Mähren, Schlesien) bezahlt wurden. In Böhmen hatte der Landesschulsausschuß die Rechtsauffassung vertreten, daß ein Volksschullehrer mit Hilfsschullehrerprüfung definitiv auf einer Volksschullehrer-Stelle angestellt sein müsse, von der er auf die Hilfsschullehrerstelle förmlich beurlaubt würde, ein Modell, das bei Schulinspektor-Stellen erfolgreich praktiziert wurde, ohne dabei allerdings die Kosten auf Städte und Bezirke abzuwälzen. Die Personalkosten für dieses Plan-Stellen-Spiel sollten die Gemeinden tragen. Daß sich dieser finanzpolitische Trick ungünstig auf Neugründungen auswirken mußte, liegt auf der Hand. Die beiden deutschen Hilfsschulgemeinden Böhmens, nämlich seit 1911

⁹ Stötzner, Heinrich Ernst: Schulen für schwachbefähigte Kinder. Berlin 1963.

¹⁰ Baier, Herwig: Von der Hilfsschule zum sonderpädagogischen Förderzentrum. Die Bayerische Schule 47 (1994) 362–365.

¹¹ Pomocné školství [Hilfsschulwesen]. Praha 1936.

Eger (Cheb) und seit 1912 Komotau (Chomutov), führten für ihre jeweils zwei Klassen ermüdende Aktenkriege mit den Landesbehörden¹².

Sehr aufschlußreich ist die Gründung in Reichenberg (Liberec) der späteren Gauhauptstadt, verlaufen. 10 Jahre, nämlich von 1906 bis 1916, wurde die Kostenfrage zwischen Land und Stadt jeweils der anderen Seite zugeschoben. 1906 ersuchte der Landesschulrat von Böhmen die Stadt, der Errichtung einer Hilfsschule doch näherzutreten. Reichenberg antwortete, daß es sehr wohl schwach befähigte Kinder hätte und dafür zunächst und vorläufig eine Hilfsschulklasse errichten möchte, vorausgesetzt, das Land Böhmen übernehme wie für Volksschulklassen die Personalkosten. Die Akten wanderten nun zwischen Stadtgemeinde und Land und dann erneut in der gleichen Reihenfolge hin und her. Viele Beamte wurden beschäftigt. Mitten im Ersten Weltkrieg gaben die Landesbehörden nach, und Reichenberg eröffnete am 1. 9. 1916 seine erste Hilfsschulklasse. An weitere deutsche Neugründungen während des Krieges zu denken, war ausgeschlossen.

Die Erste Tschechoslowakische Republik: Ausbauphasen

Erst nach Kriegsende, also bereits in der Ersten ČSR, nahmen die Hilfsschulen sprunghaft zu. Maßgeblich dafür war Rudolf (später „Rolf“) Marschas, der Direktor der Reichenberger Hilfsschule. Marschas, 1891 in Reichenberg geboren, dort 1910 die erste Lehramtsprüfung, Gründer und seit Eröffnung auch Leiter der Hilfsschule in Reichenberg (Hilfsschullehrerprüfung 2/1917), war der Motor nicht nur des deutschen Hilfsschulwesens in der Ersten ČSR. Was Marschas in Reichenberg durchsetzte, nämlich die *öffentliche* Hilfsschulklasse, an der der Hilfsschullehrer *ordnungsgemäß* angestellt, also aus Landes- und nicht aus Gemeindemitteln bezahlt wurde, hatte während der Kriegszeit keine Chance, landesweit verwirklicht zu werden. Marschas schickte am 3. 9. 1918 eine „Denkschrift, den Ausbau des Hilfsschulwesens in den Sudetenländern betreffend“ an das k. u. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in Wien. Eine Reaktion konnte nicht mehr erfolgen. Am 28. 10. 1918 zerfiel die Monarchie.

Marschas nützte die erste Gelegenheit, den „Verband Deutsche Hilfsschule in der Tschecho-Slowakischen Republik“, der von 1925 bis 1932 sogar eine eigene Zeitschrift herausgab, zu gründen. Er wurde bis 1938 sein Vorsitzender. 1929 wurde auf Betreiben dieses Verbandes in Zusammenarbeit mit dem Verband der tschechischen Hilfsschullehrerschaft (*Svaz učitelstva pomocných škol*, Vorsitzender Jan Pokorný, Pardubitz/Pardubice) die parlamentarische Verabschiedung eines Hilfsschulgesetzes erreicht, ein Vorgang, der damals einmalig auf der ganzen Welt gewesen sein dürfte. 1937 wurde eine Prüfungsordnung für Sonderschullehrer aller sonderpädagogischen Fachrichtungen erwirkt, die bis 1945 für die Hilfsschullehrer galt, auch im Reichsgau Sudetenland Gültigkeit behielt und – eine Einmaligkeit im Großdeutschen Reich –

¹² Marschas, Rolf: Das sudetenländische Hilfsschulwesen in Alt-Österreich und der Tschecho-Slowakei. Wiesbaden 1952 (unveröff. Manuskript).

auch praktiziert wurde. Die Jahre der Ersten ČSR wurden auch sonder- und schulpädagogisch in vielfältigster Weise genützt¹³.

Die administrativen Vorgaben ermöglichten und bestimmten das Sonderschulwesen. So erfolgte nun rasch eine Hilfsschulgründung um die andere, allerdings meist in der Form, daß Hilfsschulklassen an bestehenden Volksschulen angegliedert wurden (siehe Karte auf S. 396 und 397).

Die Neugründungen wurden begünstigt durch die neuen Machtverhältnisse. In der ersten ČSR war die Deutsche Sozialdemokratische Arbeiterpartei (DSAP) zur mitglieder- und mandatsstärksten deutschen Partei geworden. Obgleich, oder sachlich richtiger, weil sie schulpolitisch der Einheitsschule den Vorzug vor einem ständisch vorgeblich nach Begabungen gegliederten Schulwesen gab, setzte sie sich für Hilfsschulen ein¹⁴. Die Integration von Behinderten hätte dieses Ziel gefährdet. Übrigens argumentierte die Kommunistische Partei mit ihrem Schulpolitiker Richard Ponsong, der in Berlin als Hilfsschullehrer tätig war, ähnlich¹⁵. Es war die einzige Partei in der Weimarer Republik, die einen Sonderschulgesetzentwurf im Reichstag einbrachte, der allerdings nicht als Gesetz verabschiedet wurde. Führende deutsche Hilfsschullehrer waren in den Sudetenländern Sozialdemokraten, u. a. der Hilfsschuldirektor Eduard Hlawitschka, der als Vizebürgermeister in Leitmeritz (Litoměřice) amtierte, der Hilfsschullehrer Josef Hudl aus Aussig (Ústí nad Labem), der die sozialdemokratische Lehrerzeitung „Neue Erziehung“ redigierte, und der Hilfsschullehrer Fritz Keßler, der als Bürgermeister von Bodenbach (Podmokly) 1938 zur Emigration gezwungen wurde. Den Hilfsschullehrern war auch klar, daß sich ihre Schülerschaft aus den einkommensschwächsten Volksschichten rekrutierte¹⁶, denen sich nur in der Hilfsschule eine optimale oder minimale Bildungsmöglichkeit auftrat. Die Hauptstadt Prag mit 1938 immerhin 40000 und gegen Ende des Zweiten Weltkrieges gar einer Viertelmillion deutscher Bürger hat nie eine deutsche Hilfsschule gehabt, aber (1938 für die deutsche Bevölkerung) eine Universität, eine Technische Hochschule, vier Gymnasien und vier Bürgerschulen. Nationale, gar nationalsozialistische Hilfsschullehrer gab es selten. In rechten Kreisen sammelten sich also die Gegner der Hilfsschulen.

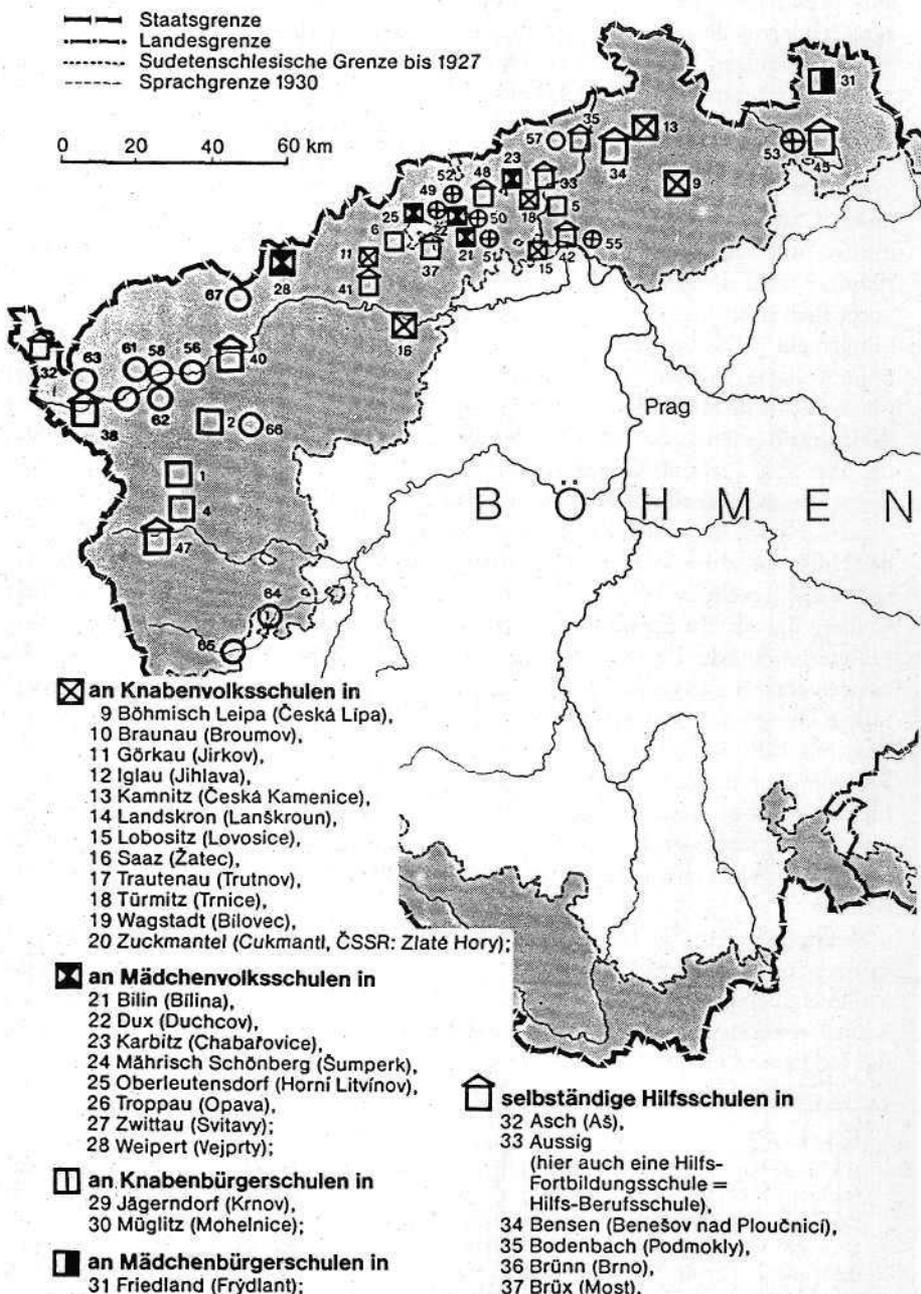
So argumentierte Dr. h. c. Fischer, ehemals selbst (Fach-)Lehrer und dann Bürgermeister von Gablonz (Jablonec nad Nisou), gegen die Hilfsschule, daß sich dann die Volksschullehrer mit ihren schwachen Schülern nicht mehr ablagen und sie vor-schnell in die Hilfsschule abschieben würden. Die Industriestadt Gablonz a. d. Neisse mit 1932 immerhin 26343 Deutschen und 2348 tschechischen Einwohnern hatte auch

¹³ Vgl. Anm. 2.

¹⁴ Baier, Herwig: Die Hilfsschule und die sudetendeutsche Sozialdemokratie. Sudetenjahrbuch 1990, 87–90. – Oberschall, Anton: Das deutsche und tschechische Schulwesen in der Tschechoslowakischen Republik. Prag 1922.

¹⁵ Glaue, Horst/Hawlitšek, Rudolf: Ein kommunistisches Schulprogramm. Die Sonderschule 13 (1968), 321–327. – Hawlitšek, Rudolf: Ponsong Richard. Pädagogik 22 (1968), 4. Beiheft: Kommunistische Pädagogen 22–25. – Ponsong, Richard: Die Hilfsschule. Die Kommune 8 (1924) 6f.

¹⁶ Hudl, Josef: Die Bedeutung der Hilfsschulen in unserem Schulorganismus. Mitteilungen des Verbandes „Deutsche Hilfsschule“ in der Tschechoslowakischen Republik 4 (1928) 91–100.



Hilfsschulen und Hilfsschulklassen

□ an (koedukativ geführten) Volksschulen in

- 1 Auschwitz/Marienbad (Ušovice),
- 2 Petschau (Bečov nad Teplou),
- 3 Mährisch Ostrau (Moravská Ostrava),
- 4 Plan (Planá),
- 5 Schreckenstein (Střekov),
- 6 Seestadt (Ervénice),
- 7 Stiebzig bei Wagstadt (Jistebník),
- 8 Znaim (Znojmo);



⊕ tschechische Minderheiten-Hilfsschulen in

- 49 Herrlich (Hrdlovka) Bez. Dux,
- 50 Ladowitz (Ledvice) Bez. Dux,
- 51 Hostomitz (Hostomice) Bez. Bilin,
- 52 Ossegg (Osek) Bez. Dux,
- 53 Oberrosenthal (Horní Růždol) Bez. Reichenberg,
- 54 Znaim (Znojmo),
- 55 Leitmeritz (Litoměřice) selbständig;

○ nach 1938 gegründet in

- 56 Elbogen (Loket),
- 57 Eulau (Jilové),
- 58 Falkenau (Falknov, ČSSR: Sokolov),
- 59 Königsberg a. d. E. (Kynšperk nad Ohří),
- 60 Preßburg/Slowakei (Bratislava),
- 61 Habersbirk (ČSR: Haberspírk, ČSSR: Habartov) Kr. Falkenau,
- 62 Unterreichenau (Dolní Rychnov) Kreis Falkenau,
- 63 Wildstein (ČSR: Vildstejn, ČSSR: Skalná) Kreis Eger,
- 64 Holleischen (ČSR: Holejšov, ČSSR: Holýšov) Kr. Mies,
- 65 Bischofteinitz (Horšovský Týn) Kreis Bischofteinitz,
- 66 Theusing (Toužim) Kreis Tepl,
- 67 St. Joachimsthal (Jáchymov) Kreis St. Joachimsthal.

- 1 Eger (Cheb),
- 2 Hohenelbe (Vrchlabí),
- 3 Karlsbad (Karlovy Vary),
- 4 Komotau (Chomutov),
- 5 Leitmeritz (Litoměřice),
- 6 Mährisch Trübau (Moravská Třebová),
- 7 Neutitschein (Nový Jičín),
- 8 Reichenberg (Liberec),
- 9 Sternberg (Sternberk),
- 10 Tachau (Tachov),
- 11 Teplitz-Schönau (Teplice-Šanov),

errichtet. Fischer wurde 1934 staatlicherseits amtsentoben, obwohl demokratisch ordnungsgemäß gewählt, weil er Wahlkampf für die Deutsche Nationalpartei geführt hatte. Diese Partei wurde 1933 verboten. Neben dem Motiv des Kommunalpolitikers und des Pädagogen Fischer vermögen wir aus der zuletzt angeführten Tatsache auch ein parteipolitisch-ideologisches Motiv abzuleiten. In der Ersten ČSR hat bekanntlich ein heftiger bis unerbittlicher Schulkampf auf Nationalitätenebene stattgefunden¹⁷. Überall in den deutschen Gebieten wurden bestens ausgestattete tschechische Minderheitenschulen mit kleinen Klassen für die „tschechoslowakische Staatsnation“ errichtet. Diese Schulen lockten auch viele deutsche Kinder an, vor allem aus minderbemittelten Elternhäusern. Deutsche Schulen und Klassen wurden immer weniger gezählt und letztere wurden immer größer. In dieser Entwicklung konnte die Gefahr gesehen werden, daß tschechische Konzessionen in der Errichtung neuer deutscher Hilfsschulen mit kleinen Klassen die Statistiken mit ihren Durchschnittswerten schönen könnten. Jede Neugründung einer kleinen deutschen Hilfsschule konnte konkret den Abbau einer deutschen Volksschule, die Zusammenlegung von zwei deutschen Volksschulklassen oder die Nichtgenehmigung einer deutschen Privatschule des deutschen Kulturverbandes rechtfertigen. Daß diese Bedenken vielleicht nicht unberechtigt waren, beweist das Vorgehen der tschechischen Schuladministration, die ihr Minderheitenschulwesen mit Hilfe von Hilfsschulklassen vor allem im nordböhmischen Kohlegebiet effizienter gestaltete (vgl. Karte).

Die Standespolitik der Lehrer selbst hatte keinen unwesentlichen Anteil an der Ablehnung der Hilfsschule. Andere Sonderschullehrergruppen wie die Blinden- und Taubstummenlehrer fürchteten um ihren Gehaltsvorsprung. Sie wurden wie Fachlehrer (an Bürgerschulen) bezahlt. Abstand standespolitischer Art wollten auch die Fachlehrer der Bürgerschulen gewahrt wissen. Auch hier ist erkennbar, daß die Gruppenegoismen der Lehrer oft mehr bewirken als jede pädagogische Sachüberlegung¹⁸. Kein Berufsstand stellt seine gruppeneigenen traditionellen Statussymbole in der Öffentlichkeit so zur Schau und hütet sie so ängstlich-aggressiv wie die Lehrer¹⁹.

Der Vollständigkeit halber sei hier angemerkt, daß Karl Fischer auch Präsident des Reichsverbandes und der Landeskommission Böhmen für Kinderschutz und Jugendfürsorge war. Diese segensreiche Einrichtung ging – wahrscheinlich beeinflusst durch Karl Fischer – auf deutliche Distanz zu den Hilfsschulen. Ob Eifersüchteleien aus der weitgehenden Gleichartigkeit der Aufgabenstellung, ob Angst um ausbleibende, weil vielleicht aufgeteilte Staatssubventionen, ob Befürchtungen, seine eigenen Heime und

¹⁷ L a c h m a y e r, Rudolf: Südmährens Schulen im Spiegel des Volkstumskampfes. Geislingen/St. 1980. – P o z o r n y, Reinhard: Deutsche Schutzarbeit im Sudetenland. Die Tätigkeit des deutschen Kulturverbandes 1918–1938. Eckartschrift 49. Wien 1974.

¹⁸ B e r n d t, Emil Karl: Die deutschen Lehrerorganisationen im tschechoslowakischen Staate. In: K e i l, Theo (Hrsg.): Die deutsche Schule in den Sudetenländern. München 1967, 522–529.

¹⁹ L e h m a n n, Emil: Erziehung und Lehrerschaft. In: L e h m a n n, Emil (Hrsg.): Handbuch der sudetendeutschen Volksbildung. Reichenberg 1931, 387–406.

Anstalten nicht mehr voll auslasten zu können, ob überhaupt das Konkurrenzdenken eine Rolle gespielt haben könnte, läßt sich aus dem geringen Material, das zur Verfügung steht, nicht schlüssig beweisen.

Der Reichsgau Sudetenland: Schulpolitik und „Aufartung“

Es muß deswegen verwundern, daß nach dem Anschluß an das Deutsche Reich 1938 die neuerrichtete Reichstatthalterei in Reichenberg der Hilfsschule überhaupt Aufmerksam schenkte²⁰. Zwar wurde kein einziger Hilfsschullehrer für pädagogisch so qualifiziert oder besser für politisch so zuverlässig erachtet, um mit ihm wenigstens einen der in 53 Landkreisen neu geschaffenen Schulratsposten zu besetzen.

Im Juli 1940 wurden aber alle Hilfsschulklassen, die an Volksschulen angegliedert waren, in selbständige Hilfsschulen umgewandelt, falls die Schülerzahl den Bestand sicherte und außer dem Klassenzimmer noch „wenigstens ein Raum für die Lehrmittel und als Schreibstube des Leiters zur Verfügung steht“. Diese Bedingung konnte leicht erfüllt werden. Eine Reihe von Hilfsschulen konnte in die jetzt leerstehenden tschechischen Minderheiten-Schulen einziehen. Anderswo wurden Räume dadurch frei, daß Volks- oder Bürgerschulen, die bisher als tschechische Minderheiten-Schulen benützten, meist supermodernen Neubauten nutzen konnten. Daneben war es bis zum 1. September 1943 befristet gestattet, neue Hilfsklassen an Volksschulen anzugliedern, „wenn mit Sicherheit anzunehmen ist, daß ihre Umwandlung in selbständige Hilfsschulen zur gegebenen Zeit möglich sein wird“. Die Hilfsschulen erfreuten sich bei den neuen Machthabern in der Reichsstatthalterei in Reichenberg einer zwiespältigen Beachtung. Im Rahmen der „Verreichlichung“ wurden bereits im Mai 1939 Teile der „Allgemeinen Anordnung über die Hilfsschulen in Preußen“ vom 27. April 1938 für den Sudetengau in Kraft gesetzt, die sich mit Auswahl und Kennzeichnung der Hilfsschüler befaßten. Im März 1940 wurden diese „Anordnungen“ in Gänze übernommen.

Während für die Verselbständigung der Hilfsschulen ein verhältnismäßig banaler Anlaß ausschlaggebend war, bestimmte die allgemeine, durchaus NS-ausgerichtete Schulpolitik das inhaltliche Interesse. Die aus dem Altreich versetzten Beamten bei den Regierungshauptkassen der drei neu errichteten Regierungsbezirke Eger mit Sitz in Karlsbad, Aussig und Troppau, die u. a. nun auch für die Lehrerbesoldung zuständig waren, haben die mangelnde juristische Grundlage für eine eigene Hilfsschullehrerbesoldung moniert, wie sie diese aus dem Reich gewohnt waren. Eine eigene Beamtenlaufbahn ist wiederum an eine eigene Institution gebunden. Da man die eigene Besoldungsgruppe Hilfsschullehrer (wahrscheinlich damals nicht mehr als eine Sternchenanmerkung in der Besoldungstabelle) nicht abschaffen konnte, ohne mehr als den Unwillen der Betroffenen erregen zu wollen, so mußte eben die formale Grundlage einer eigenständigen Schulart geschaffen werden.

²⁰ Lenz, J.: Hilfsschule in Zahlen. Die deutsche Sonderschule 7 (1940) 374. – Hlawitschka, Eduard: Der Stand des Hilfsschulwesens im Sudetengau zur Zeit der Eingliederung ins Deutsche Reich. Die deutsche Sonderschule 6 (1939) 305–307.

Substantiell war die Sache etwas komplizierter. Wie es scheint, hat die Reichsstatthalterei in Reichenberg nicht nur in der Person des staatlichen Reichsstatthalters und des parteigebundenen Gauleiters, Konrad Henlein, die Einheit von Staat und NSDAP gehandhabt. Nun war aber die NS-Ideologie auf die Aufartung des deutschen Volkes gerichtet; eugenische Maßnahmen für Behinderte waren negativer biologischer Art: Ausmerzungen und Unfruchtbarmachung. Dafür kann man sich ein kostspieliges Sonderschulwesen sparen. Also hatten Sonderschulen, insbesondere Hilfsschulen, keine Existenzberechtigung. Erst mit den Kriegsvorbereitungen und dem dann auch geführten Krieg gewann der Hilfsschüler an wenn auch nicht „völkischer“, so doch „volklicher“ Bedeutung, nämlich als Wirtschafts- und Wehrfaktor, als Arbeiter in Rüstung und Landwirtschaft und als Soldat. Diese neue Sicht machten sich die Herren der Schulabteilung der Reichsstatthalterei zunutze²¹. Während man beispielsweise altideologiekonform die wenigen überzeugten und treuen Henlein-Anhänger unter den Hilfsschullehrern bei der Vergabe von Schulratsposten geflissentlich übernahm, forcierte man den Ausbau von Hilfsschulen – natürlich nicht in der Absicht, sog. schlechten Schülern, d. h. Schulversagern, helfen zu wollen. Die maßgebenden sudetendeutschen Schulverwaltungsbeamten leitete nach dem Anschluß nur ein Ziel: Erhaltung der im Altreich unbekanntenen, in der Ersten ČSR als Regelschule vorgesehenen *Bürgerschule*. Der Ausbau von der dreijährigen, mit freiwilligem einjährigem Lehrkurs etwa vierjährigen, Bürgerschule zur sechsjährigen Hauptschule mit mittlerem Bildungsabschluß, wie sie dann ab 1941 reichseinheitlich hieß, mußte von flankierenden Maßnahmen begleitet sein. Wenn man der Bürgerschule als Einrichtung in Berlin Anerkennung verschaffen wollte, mußte man auf anderem Gebiet Zugeständnisse der Rückständigkeit einräumen. Was lag da näher als die Sonderschulen? Zudem war allen Entscheidungsträgern klar, daß Auslese auf der einen Seite Auslese auch auf der anderen mit sich zieht. Die Ausrichtung des Grundschulbereiches als Zulieferer einer Richtung (er wurde von ursprünglich fünf jetzt auf vier Jahre verkürzt) für Eliteeinrichtungen mußte die leistungsschwachen Schüler vernachlässigen. Sie sollten in Hilfsschulen einem adäquaten Bildungsabschluß zugeführt werden, um sie so zu brauchbaren Volksgenossen zu machen, die sicherlich den „ostischen Untermenschen“ als Arbeitskräfte vorzuziehen waren. Deswegen lief die Planung der Reichsstatthalterei darauf hinaus, das Netz städtischer Hilfsschulen durch ein ländliches zu ergänzen. Unterstützung aus Berlin²² wußte man geschickt zu nutzen. Trotz des Krieges und seines exorbitanten Lehrermangels verdoppelte sich z. B. im Regierungsbezirk Eger die Zahl der Hilfsschulen von 9 auf 18²³. Als Grundlage sonderpädagogisch erfolgreicher Arbeit wurde eine vollgegliederte Hilfsschule mit einer Klassenfrequenz von nicht mehr als 12 Kindern unter Ausschluß der geistig Behinderten ange-

²¹ Eichholz, Ludwig: Die Neugestaltung des sudetendeutschen Schulwesens. Reichenberg 1940. – Fiedler, Rudolf: Volks- und Bürgerschule, Sonderschulen. In: Keil: Deutsche Schule in den Sudetenländern 23–123.

²² Tornow, Karl: Ausführungen über die deutsche Hilfsschule vor den sudetendeutschen Schulräten. Die deutsche Sonderschule 9 (1942) 363.

²³ Baier, Herwig: Sonderschulen im Egerland. Der Egerländer 41/3 (1990) 11–13.

sehen. Das Internat, um den Hilfsschulbesuch vor allem in dünn besiedeltem ländlichen Raum zu gewährleisten, wurde bejaht und für die Bezirkshilfsschule Reichenberg (Liberec) auch modellhaft errichtet, freilich 1938 vom „Stillhaltekommissar“ sehr schnell liquidiert²⁴, während man dazu im Gegensatz die Gehörlosenschulen in Leitmeritz (Litoměřice) und Mährisch Schönberg (Šumperk) wie die Blindenschule in Aussig (Ústí nad Labem) zu gauseigenen Einrichtungen erhob. 1945 wurden alle deutschen Schulen im Sudetenland geschlossen. Seit dieser Zeit ist das sudetendeutsche Hilfsschulwesen bloße Geschichte.

Schlußgedanke

Die Geschichte als Lehrmeisterin versagt dort, wo sie als Leitfaden mit Daumenregister zur Lösung aktueller politischer, auch bildungspolitischer Aufgaben mißverstanden wird. Jede Gesellschaft hat Schule und Lehrer instrumental als Strukturelement ihrer Herrschaftssicherung be- und genützt. Auch die Hilfsschule bildet dabei keine Ausnahme, wenngleich sie wegen ihrer geringen Größenordnung weitgehend unbeachtet blieb oder als marginal vernachlässigt wurde, was ihr wiederum pädagogische Freiräume eröffnete. Die Argumente für und gegen Hilfsschulen wurden mit anderen Vokabeln ausgetauscht. Die Nomenklatur hat sich seitdem geändert. Viele Bezeichnungen aus der Zeit vor 1945 sind heute überhaupt nicht mehr im Sprachgebrauch, andere klingen heute in unseren Ohren brutal verletzend, die Betroffenen diffamierend. Nicht gewandelt hat sich die Tatsache, daß Entscheidungen im Bildungsbereich seinerzeit wie heute politische und damit Machtfragen sind. Sie zu lösen, genügten bis 1945 meist engagierte Einzelpersonen. Im demokratischen Gemeinwesen braucht man parlamentarische Mehrheiten. Um dies nicht zu vergessen, ist – auch – eine Betrachtung des Hilfsschulwesens in den böhmischen Ländern zweckdienlich.

²⁴ Marschas, Rolf: Bezirkshilfsschule und das Hilfsschülerheim in Reichenberg. Deutsche Hilfsschule. Mitteilungen des Verbandes „Deutsche Hilfsschule“ in der tschecho-slowakischen Republik 6 (1930) Heft 1/3, 9–14.

TOMÁŠ STANĚK ÜBER DIE DEUTSCHEN IN DEN BÖHMISCHEN LÄNDERN NACH 1948

Von Otfried Pustejovsky

Die Verbreitung, Größenordnung, staatsrechtliche Lage und Perspektiven der jeweiligen deutschen Minderheiten nach 1945/48 in den Herkunftsländern der deutschen Flüchtlinge und Vertriebenen – insbesondere Tschechoslowakei, Polen, in geringerem Maße Ungarn bzw. Rumänien und Jugoslawien – ist beinahe 50 Jahre lang Gegenstand deutscher innen- und außenpolitischer Kontroversen, politischer Instrumentalisierung seitens der genannten Länder im Sinne der Entwicklung und Pflege eines treffsicheren „Feindbildes“, ferner zahlloser wissenschaftlicher Kongresse und Tagungen und ebenso zahlreicher „heimatpolitischer Treffen“ und einer bis heute kaum mehr übersehbaren Zahl kleinerer bis umfangreicher Darstellungen, Monographien und politischer Forderungskataloge gewesen.

Gemeinsam ist ihnen – bei aller Divergenz! –, daß sie von dem jeweils letzten Vorkriegs-Ist-Stand (soweit durch Volkszählungen oder vergleichbar verlässliche Zahlen belegbar), darauf basierenden Hochrechnungen und schließlich von der durch den kommunistischen Staatsaufbau bestimmten Interessenlage – das heißt: der Informationssteuerung oder der Desinformation dienenden Zahlenangaben, Quellenpreisgabe oder Quellenverschleierung bzw. gesteuerten Literaturproduktion – bestimmt waren. „Revanchismus“, „5. Kolonne“, potentielle „Friedensstörer“, „Entspannungsgegner“ usw. wären gängige Epitheta, welche im Prozeß der „Block“-Gegensätze ihren Platz fanden. Der historischen Wahrheit kam man damit kaum oder nur auf Umwegen und dann sehr langsam näher.

Dies galt im besonderen Maße für das Staatsgebiet der ehemaligen Tschechoslowakischen Sozialistischen Republik (ČSSR). Alle deutschen Arbeiten, so genau und gut sie auch immer sein wollten und unter Anwendung neuer Forschungsmethoden besonders akribisch untersuchten, litten unter dem Mangel archivalischer Primärquellen und unter der zusätzlichen Schwierigkeit, mit desinformierendem Material oder selektiv verarbeiteten Stoff umgehen zu müssen: ob Alfred Bohmann oder Rudolf Urban, Eugen Lemberg, Heinrich Kuhn u. a., Schätzungen über die deutsche Restgruppe in den böhmischen Ländern bewegten sich daher im Laufe der vergangenen Jahrzehnte in weit divergierenden Größenunterschieden von rund 60 000 bis annähernd 200 000 Vertriebenen.

Die europäischen Revolutionen vom Herbst 1989 haben auch der Forschung bis dahin völlig verschlossene Türen geöffnet und teilweise zu grundlegender Neubearbeitung, ja sogar zu radikalem Umdenken gezwungen. Bisher haben allerdings nur tschechische Wissenschaftler diese Möglichkeiten genutzt, insbesondere der wohl beste Kenner der Materie, der Quellen und der internationalen Literatur, Tomáš Staněk, vom Schlesischen Institut der Tschechischen (ehemals Tschechoslowakischen)

Akademie der Wissenschaften in Opava/Troppau. Nur zwei Jahre nach seinem – immer noch nicht deutsch vorliegenden – Standardwerk *Odsun Němců z Československa 1945–1947* (Prag 1991) legte er ein weiteres Grundlagenwerk über die vierzigjährige Minderheitenrolle der von der Aussiedlung nicht betroffenen, im Lande verbliebenen Deutschen vor¹. Es ist die erste Arbeit, welche unter Beachtung und Verarbeitung der internationalen Fachliteratur endlich in großem Umfang nunmehr zugängliche tschechische (man müßte genauer sagen: tschechoslowakische) Archive miteinbezieht, insbesondere die Bestände der Ministerial-Archive (Arbeit, Industrie, Ministerpräsidentenamt, Inneres) im Staatlichen Zentralarchiv in Prag, das umfangreiche Landesarchiv in Troppau, das Gewerkschaftsarchiv des früheren (kommunistischen) „Zentralrats der Gewerkschaften“ (ÚRO), der ehemaligen „Nationalen Front“ Prag und das Archiv des ehemaligen Instituts für Marxismus-Leninismus des Zentralkomitees der KPTsch in Prag mit seinen diversen Unterabteilungen.

Staněk gliedert den schwierigen Stoff chronologisch und sachlich in vier große Abschnitte: I. die Ausgangslage 1945–1947, II. die Situation in den fünfziger Jahren, III. Kennzeichen der Stellung der deutschen Minderheit in den sechziger Jahren und IV. ihre Lage unter den Bedingungen des „realen Sozialismus“.

Der Verfasser impliziert hierbei, daß der – mit der Materie sowieso vertraute! – Leser seine umfangreiche Untersuchung von 1991 über den „Abschub“ der Deutschen kennt; denn nur ein mit den Detailfragen dieses so schwierigen Geschichtsabschnittes und dessen Problematik unmittelbar sachlich, quellenkritisch und bezüglich des vorgetragenen Zahlenmaterials primär sachkundig informierter Wissenschaftler/Publizist/Politiker kann tatsächlich den konzisen Umgang mit einem beinahe unüberschaubaren Material erst richtig würdigen.

Von keinem einzigen anderen tschechischen Historiker wird derartig präzise – und gleichzeitig ohne irgendwelche Umschweife kurz! – die Gesamtproblematik der sogenannten „Nachkriegsordnung“ der Tschechoslowakei bezüglich ihrer auf die kommunistische Diktatur hinführenden Elemente analysiert und dargestellt. So stellt Staněk unmißverständlich klar, daß das (von der KPTsch in Moskau konzipierte und durchgesetzte) sogenannte „Kaschauer Regierungsprogramm“ vom 5. April 1945 die „Unterstützung der entscheidenden Mehrheit der tschechischen und slowakischen Volksangehörigen“ (S. 7) erhalten habe – ebenso seine Realisierung in der ČSR. Staněk stellt ferner fest, daß die USA und Großbritannien mit den „fertigen Tatsachen“ der unter dem Schutz der Roten Armee bereits in Gang gebrachten Vertreibung konfrontiert worden seien (S. 8), desgleichen auch mit der begonnenen Transformation des Staatswesens.

Der Verfasser scheut sich auch keineswegs, auf den sich in den konkreten Verhaltenskodizes darstellenden massiven Nationalismus der tschechischen Seiten hinzuweisen (S. 9), und er führt u. a. als Beleg für den vollzogenen Grundwandel gesellschaftlichen Zusammenlebens einen Aufsatz Josef Maceks vom Oktober 1945 an, in dem es heißt: „Das nationale Problem war ein unaufhörliches Memento unserer Innenpolitik. Dieses Mementos sind wir nunmehr ledig“ (S. 10). Das nicht nur die

¹ Staněk, Tomáš: *Německá menšina v českých zemích 1948–1989* [Die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern 1948–1989]. Institut pro středoevropskou kulturu a politiku/Panevropa, Praha 1993, 283 S.

Tschechoslowakei betreffende, international verflochtene Kapitel der vertriebenen und verbliebenen Deutschen strukturiert Staněk in drei Grundfragen: a) Aussiedlung und Verbleib 1945–1947; b) Einbindung in die Gesamtpolitik der KPTsch und des totalitären Staatswesens und seiner Organe (nach dem 25. 2. 1948) und c) die internationale Politik sowie die Zwei-Blöcke-Bildung und die darin verankerte Frage bzw. Stellung der „beiden deutschen Staaten“. Staněk referiert – ein Novum in der gesamten tschechischen Nachkriegs-Historiographie – nicht nur über die grundlegenden Faktoren der sogenannten „Vertriebenenpolitik“ (selbstverständlich in notwendiger Kürze) nach 1949/50 in (West-)Deutschland, sondern er weist auch auf die erzwungene Isolierung der Verbliebenen hin sowie auf die „Varianten“ ihrer Assimilierung in der Tschechoslowakei. Der Eindeutigkeit halber – was der wissenschaftlichen Auseinandersetzung auch mit verschwommenen Termini nur dienlich sein kann! – zitiert der Verfasser immer wieder deutsche politische Termini im diesbezüglichen Kontext, so beispielsweise „Volksgruppe“ (*svěbytná skupina*), „Volkstod“ (*postupný zánik*). Es ist Staněks erklärte Absicht und sein Wille, als Wissenschaftler mit dem „in unferner Vergangenheit deformierten allgemeinen Verständnis und den dogmatischen Schemata“ (S. 17) Schluß zu machen – wobei er sich durchaus selbstkritisch der Vorläufigkeit der hier erstmals vorgelegten Forschungsergebnisse bewußt ist.

Es ist bemerkenswert (im Hinblick auf die ausgedehnte Literatur), auf welchem knappen Raum Staněk im I. Kapitel die Komplexität der von zahlreichen Wissenschaftlern bzw. Statistikern, von verschiedenen Seiten und zu unterschiedlichen Zeiten und zu entsprechend divergierenden Zwecken vorgelegten zahlenmäßigen Berechnungen, Schätzungen und Darstellungen analysierend referiert, aufgliedert, abwägt, verifiziert oder falsifiziert und somit – durchaus beispielhaft für andere Regionen oder Länder – die Unmöglichkeit einfacher oder vereinfachter Zahlenangaben von „Menschenverlusten“ zeigt. Es ist gewiß kein „Erbsenzählen“, vielmehr der ernsthafte Versuch, Krieg und Nachkriegszeit, Chaos und Neubeginn, Wirklichkeitsannäherung und Retuschen usw. in nachvollziehbare, der Wahrheitsannäherung verpflichtete Übersichtlichkeit zu bringen und damit aus der Vertreibung, aus dem Verbleib von Deutschen aus und in der Tschechoslowakei die Strukturen einer Massenmigration und Zwangspolitik zu entwickeln, welche das Gesamtbild des östlichen Mitteleuropa grundlegend umgestaltet haben (aber trotzdem bisher wissenschaftlich mehr „exotisch“ als ernsthaft in Betracht gezogen wurden) und die zur weiteren Klärung der ostmitteleuropäischen Zeitgeschichte immer noch ergänzungsbedürftig sind.

Ausgangs-„Punkt“ ist die Zahl von rund 2 402 600 Sudeten- und Karpatendeutschen in der US-, Britischen, Französischen und Sowjet-Zone Deutschlands und in „Groß-Berlin“ zum 29. 10. 1946. Zweiter Fixpunkt ist die Bevölkerungszahl in den böhmischen Ländern zum 27. 1. 1947 mit 8 389 794 tschechischen Bewohnern und insgesamt 216 545 Personen „nichtslavischer Bevölkerung“ (S. 23), davon 168 723 im Grenzgebiet und 47 822 im Landesinneren.

Staněk weist auf die „zunehmende Komplizierung“ der nachvollziehbaren Evidenz der Deutschen in der Tschechoslowakei nach dem Mai 1945 (S. 24) und auf die Diskussionen über weitere Aussiedlungsmaßnahmen mit den US-Behörden in der Größenordnung von rund 300 000 Menschen (S. 27) hin, obwohl es offenkundig zu jener Zeit nicht mehr so viele Deutsche im Lande gab (S. 29).

Nach der Erörterung einer ganzen Reihe von oft weniger beachteten Detailfragen in bezug auf kleinere Aussiedlungsaktionen kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß „sich am Ende des Jahres 1947 auf dem gesamten Staatsgebiet noch rund 200 000 Deutsche [davon rund 180 000 in den böhmischen Ländern und ca. 20 000 in der Slowakei – O. P.] befanden“ (S. 37), über deren teilweise Aussiedlung bis 1949 weiterverhandelt wurde.

Da die im Lande verbliebenen Deutschen nach 1947 weiterhin als „staatlich unzuverlässige Personen“ (S. 39) eingestuft und betrachtet wurden, gestaltete sich das Leben der einzelnen – von einer „Gruppe“ konnte man so nicht mehr reden – äußerst schwierig, auch in Anbetracht der weiterhin bestehenden Lager für Häftlinge aller Art (S. 45f.). Staněk legt daher das breite Spektrum der eingeschränkten Sozialbedingungen für Deutsche in der Tschechoslowakei dar (S. 48ff.), Postkontrolle und Zensur (S. 52), ferner erzwungene Umsiedlungen aus den Grenzgebieten in das Landesinnere (S. 57f.), – selbstverständlich auch und gerade nach dem 25. 2. 1948 (S. 69ff.) – und schließlich die sich auf den „Kalten Krieg“ hin entwickelnde gesamtpolitische Lage, in der „die tschechoslowakischen Kommunisten nun ihrerseits die Karte der ‚deutschen Gefahr‘ verwenden“ konnten (S. 65). So faßte also Staněk die erste Nachkriegsphase für die Deutschen in der ČSR und den Übergang in die erste kommunistische Stabilisierungsphase zusammen, indem er – von einem umfangreichen Nachweisapparat gestützt – bemerkt: „Die Lebensumstände der Deutschen beeinflussten weiterhin etliche Diskriminierungsmaßnahmen“ (S. 72), das heißt auch die Negierung von Minderheitenrechten (S. 75ff.), so daß am Ende der vierziger Jahre die Gesamtsituation in bezug auf ihr „Ethnikum“ geradezu katastrophal war.

Von da aus entwickelt sich die Lage (II. Kapitel, S. 85ff.) mit einer gewissen „Logik“ in den fünfziger Jahren, wobei Staněk auch hier der Allgemeinerörterung eine detaillierte Diskussion der zahlenmäßigen Verhältnisse vorausschickt (S. 85–96) und kritisch anmerkt: „Als diskutierbare Frage bleibt bis heute die Bestimmung der Zahl der Deutschen, welche im Jahre 1950 auf dem Gebiet der Tschechoslowakei lebten“ (S. 86). Was dann folgt, ist ein bis auf Bezirks- und Kreisebene hinabreichendes, äußerst penibles Erörtern der offiziellen, geschätzten oder rekonstruierbaren Angaben, aus denen aber insgesamt „klar hervorgeht“, daß aus statistischer Kalkulation allein der „wirkliche Populationsstand der deutschen Bevölkerung in der Tschechoslowakei zu Beginn der fünfziger Jahre nicht zu erreichen ist“ (S. 90). Folglich widmet sich Staněk dann nochmals dem Gesamtkomplex „Vertreibungsverluste“, „Vertreibungsoffer“, „ungeklärte Fälle“, wobei er auch hier kritisch anmerkt: „Die mechanische Operation mit statistischen Daten, welche sich auf Rahmenbedingungen und ihre Komparation stützen, können nicht zur verlässlichen Grundlage für die Feststellung ‚ungeklärter Fälle‘ aus den Reihen der deutschen Zivilbevölkerung in der ČSR werden“ (S. 92). Daher wendet sich Staněk folgerichtig sehr genau der umstrittenen Erörterung unterschiedlicher Todesarten und ihrer Ermittlung zu – das heißt der Fülle von Geschehnissen während und nach der Vertreibung –, wobei er die bis heute in der Bundesrepublik Deutschland sowohl wissenschaftlich als auch politisch weiterverwendete Ziffer von rund 250 000 Toten keineswegs außer Betracht läßt, sie jedoch vorsichtig relativiert; in diesem Zusammenhang erörtert er auch den politischen Gewaltaspekt sowohl von 1939 bis 1945 als auch danach: „Verständlicherweise han-

delt es sich hier um einen verwickelten Komplex äußerst empfindlicher Fragen und keineswegs um irgendein „Zählen von Leichen“ (S. 94).

Die „Vertriebenenpolitik“ der Bonner Regierung nach 1949 war – so betrachtet – „ein logisches Ergebnis ihres Interesses bezüglich einer möglichst konfliktfreien Einbindung der Vertriebenen [im Tschechischen: *vyhnanců* – O.P.] in ein normales Leben unter neuen Bedingungen“ (S. 98). Staněk ist sich daher bei der Bewertung der „Eichstätter Deklaration“ vom 27. 11. 1949 durchaus bewusst, daß „die Bemühungen um die Vereinigung Europas auf demokratischen und christlichen Prinzipien“ seinerzeit „irgendwie utopisch“ (S. 99) erscheinen mußten.

Bei der Einordnung des Gesamtkomplexes der sudetendeutschen politischen Aktivitäten und Bemühungen in den fünfziger Jahren gelangt Staněk zu einer bis in die unmittelbare Gegenwart reichenden Grundsatzaussage: „Dank der tiefverwurzelten Stereotypen und der Uninformiertheit liefert sie den kommunistischen und postkommunistischen Kräften, indem sie fortgesetzt auf dem nationalen Instrumentarium herumklimpert, bis heute politische Effekte“ (S. 100).

Staněk erörtert eben diese komplexe Thematik im Gesamtzusammenhang der internationalen Politik, der entsprechenden Vorgaben der KPTsch-Leitlinien und der sich daraus ergebenden konkreten Umstände für die Deutschen in der ČSR und dann der ČSSR; daraus ergab sich dann für die Gesamtsituation der verbliebenen Deutschen, welche in das tschechoslowakische Staats- und Wirtschaftsleben eingebunden wurden, weiterhin eine Ambivalenz: „Die Veränderungen in der Gesamtstellung der deutschen Bevölkerung hingen in dieser Zeit hauptsächlich davon ab, wie sich ihre Beziehung zur Staatsbürgerschaft gestaltete“ (S. 107–108) – hier vor allem in bezug auf die Zäsur des Jahres 1953 (Gesetz vom 24. 4. 1953, S. 109f.) und dann die Beeinflussung durch den Gesamtapparat auf *allen* Ebenen (S. 110ff.) – einschließlich der deutschsprachigen Wochenzeitung „Aufbau und Frieden“. Immer wieder begründet Staněk seine Interpretation mit Konzisen – durch sehr umfangreiche Quellenbelege gestützten – Aussagen über die politischen Prämissen: die Grundlagen hinsichtlich der speziellen „Behandlung“ der Deutschen aus den Jahren 1950–51 (S. 111f.), die Realisierung auf Bezirks- und Kreisebene (S. 115ff.), die Rolle der sogenannten „Antifaschisten“ (S. 119–121): „Es stellte sich ganz anschaulich heraus, daß die kommunistische Nationalitäten-Politik im Falle der Deutschen keineswegs die Tolerierung irgendeines unabhängigen – und sei es auch ganz und gar formalen – Verlaufes meint“ (S. 121). Der Verfasser widmet sich ebenfalls der Frage des Gebrauchs der deutschen Muttersprache unter allen Aspekten des privaten, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens (S. 130ff.) und des Deutsch-Unterrichts (S. 133) in den Schulen. Nach den Blockeinbindungen beider deutscher Staaten seit 1954/55 ergaben sich weitere Faktoren für die deutsche Restbevölkerung in der ČSR (S. 136ff.), vor allem die bewußte Orientierung auf die DDR hin – Aufgaben, welche diverse Organisationen der „Nationalen Front“ (Jugendverband, Gewerkschaftsverband, Verband für čsl.sowjetische Freundschaft usw.) zu übernehmen hatten: „Etwa vom Ende der fünfziger Jahre an begann unter den verantwortlichen Personen, welche sich mit der nationalen Problematik befaßten, immer klarer der Standpunkt Unterstützung zu gewinnen, daß man die nationale Frage in der ČSR notwendigerweise komplex lösen müsse, das heißt unbeschadet irgendeines Spezifikums der deutschen Volksgruppe (*národostní skupiny*), und dies

in bezug sowohl auf einen ethnischen (ethnokulturellen) als auch volkspolitischen (*nacionálně politickém*) Gesichtspunkt“ (S. 143). Zur Diskussion über die deutsche Minderheit in der ČSSR in den sechziger Jahren gehören all die Mutmaßungen, Schätzungen, Hochrechnungen und politischen Überlegungen hinsichtlich der sozio-kulturellen Lage, der Populationsentwicklung, der Identifikationsfaktoren der Deutschen. Auch hier geht Staněk mit dem umfangreichen, ihm detailliert bekannten Zahlenmaterial unterschiedlichster Provenienz sorgsam analysierend um, indem er beispielsweise alle Angaben von 130 000 bis annähernd 200 000 im Lande schätzungsweise noch lebenden Deutschen prüft (S. 147–148), die Diskussion um das „Volksgruppenrecht“ miteinbezieht, auch die „Bergneustädter Erklärung“ vom 22. 1. 1961 nicht übersieht und der neuaufgelebten Kontroverse um das Münchner Abkommen eine ausgewogene Darstellung widmet (S. 149 ff.), ebenso den verstärkten Aussiedlungsbemühungen in die Bundesrepublik Deutschland, aber auch den zunehmenden Tourismus in die Tschechoslowakei beachtet – doch alles in allem eine *causa ignorata* in allen öffentlichen politischen Äußerungen der Partei- und Staatsführung der ČSSR (S. 157). Ebenso ausgewogen werden dann die über den August 1968 hinausreichenden Bemühungen organisatorischer Zusammenschlüsse der Deutschen gewertet und die nach 1969 verstärkten Versuche, sie in die „führende Rolle der KPTsch“ (S. 168) einzubinden. Staněk tabelliert Mitglieder- und Funktionärszahlen (S. 169 und Anmerkung 80); danach seien zunächst rund 5 000 Personen Partei-Mitglieder gewesen und 500 Funktionäre. Damit waren die Rahmenbedingungen für die weitere Entwicklung „im realen Sozialismus“ (S. 171 ff.) gegeben. „Die Situation in den achtziger Jahren deutete an, daß die deutsche Nationalität in der Tschechoslowakei faktisch nicht mehr reproduktionsfähig war, daß ihr zahlenmäßiger Rückgang im Ergebnis eines natürlichen Austausches, der Emigration und von Assimilationseinflüssen andauernd fortschritt und daß sie eine ausgeprägte Deformation der demographischen und Sozialstruktur begleitete“ (S. 175). Dem konnten auch alle noch so angestrengt unternommenen Bemühungen nicht Einhalt gebieten: seien es die Aktivitäten des „Kulturverbandes“, des Deutsch-Unterrichts in Schulen (v. a. S. 183–187) – erst das Erstarren der „Parallelen Gesellschaft“ (Havel), d. h. der im Westen als „Dissidententum“ eingestuftten Bewegungen, führte zu neuen Überlegungen, während sich die seitens der KPTsch erlaubten Aktivitäten im kleinen Rahmen von weniger als 8 000 Mitgliedern, weniger als 500 Schülern und 1988 ganzen 56 Gymnasiasten bewegten (S. 188–194).

Erst die „demokratischen Veränderungen“ in der Tschechoslowakei (S. 196) brachten größere Klarheit in die vielfach verzeichneten Verhältnisse – so die Nationalitätsfeststellung zum 3. 3. 1991 mit 47 789 Deutschen in den böhmischen Ländern, deren Genauigkeit aber Staněk wegen der immer noch fortwirkenden kommunistischen Propaganda in Frage stellt (S. 196), so daß der Verfasser sich zu folgender politisch-historischer Forderung veranlaßt sieht: „Die lange und an dramatischen wie tragischen Wendungen reiche Geschichte des tschechisch-deutschen Zusammenlebens und Nachbarschaftsverhältnisses ist aber so sehr ‚verknötet‘ und mit negativen Stereotypen, Neigung zum Mißtrauen und auf Argwohn so sehr fixiert, daß die Erhellung strittiger Probleme und die Darlegung wirklich solider Grundlagen für gute gegenseitige Beziehungen unstreitig einen längeren Zeitraum und sensible Bemühungen aller derer erforderlich machen, die dies wirklich wünschen“ (S. 198).

In der Zusammenfassung verweist Staněk bei der Bewertung künftiger Optionen – sehr zurückhaltend in bezug auf irgendwelche „Programme“ – auf die Einhaltung der Menschenrechte und des Minderheitenschutzes als Grundlagen einer demokratischen „prosperierenden Gesellschaft“ (S. 207).

Staněks Arbeit ist demnach die bisher einzige tschechische umfassende Darstellung des Problems der verbliebenen Deutschen in der Tschechoslowakei, sie ist zudem aber auch überhaupt die einzige Arbeit ihrer Art, welche – die Kenntnis der internationalen Literatur als Voraussetzung – alle wesentlichen Aussagen archivalisch belegt und bei aller akribischen Genauigkeit nie den gesamtpolitischen Kontext aus den Augen verliert. Selbst „Lücken“ im Literaturverzeichnis können durch einen raschen Blick in sein erstes Werk über den „Abschub“ eliminiert werden.

So bleibt schließlich nur noch der – auch für eine breitere wissenschaftliche und politische Öffentlichkeit – formulierbare Wunsch nach einer deutschen vollständigen Übersetzung als Grundlage für eine Versachlichung der inzwischen wieder unheilvoll emotionalisierten Diskussion auf beiden Seiten: den Medien, Parlamenten, Regierungen bis hin zu den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppierungen und Verbänden. Für die deutsche Wissenschaft aber bleibt eine große Aufgabe, der sie sich in den vergangenen Jahren längst hätte stellen können, wenn das politische Interesse die Voraussetzungen dafür geschaffen hätte. Noch ist es aber nicht zu spät.

DISKUSSION

Das 1994 veröffentlichte „Insider-Lexikon“ von Christoph Bartmann über Prag hat eine Welle von aufgeregten Diskussionen hervorgerufen. Deshalb baten die Herausgeber der *Bohemia* Zeitschrift zwei „Insider“, mit ihren Gedanken zu diesem Buch die *Bohemia*-Leser bekannt zu machen¹.

HÄTTE NUR DER AUTOR . . .

Von *Růžena Fořtlová*

Der Titel sowie die innere Gliederung des Buches signalisieren, daß es Prag und seine Bewohner dem deutschsprachigen Interessenten ganz neu und ganz anders vorstellen will. Dem Prager Publikum wurde das Buch in einer öffentlichen – vom Goethe Institut veranstalteten – Lesung vorgestellt. Den Boom, den Prag als Stadt für Touristen, Investoren und der Boheme aus aller Welt momentan erlebt, flaut nicht ab und wird es auch nicht so bald tun. Auch aus diesem Grund ist Bartmanns Buch äußerst aktuell.

Christoph Bartmann, der von 1991 bis 1995 in Prag lebte und arbeitete, hatte nicht die Absicht, ein Hohelied auf die Schönheiten Prags und den magischen Zauber der Stadt zu schreiben. Das hat er Ripellino und den anderen überlassen. Es geht ihm mehr oder weniger darum, den Alltag der Stadt zu erfassen, sich zu Tagesthemen zu äußern. Er will die Stadt ohne Mythos und Verschönerungen zeigen, neue Interpretationen für alte Mythen finden und neue Mythen in Frage stellen oder nur auf bekannte Sehenswürdigkeiten aufmerksam machen, mal auf Baedeker-Niveau, mal mit einem witzigen oder der Glosse ähnlichen Kommentar versehen. Das Buch will Lexikon des Prager Alltags sein. Wie in einem Lexikon finden wir auch hier in alphabetischer Reihenfolge verschiedene Stichwörter, die allerdings auf den ersten Blick den Eindruck einer zufälligen Auswahl erwecken. So finden wir hier z. B. die Stichwörter *Karlsbrücke*, *Kafka*, *panelák*, *pivo*, *Švejk*, *Theresienstadt*, *Germanisierung*, *chata*, *Knödel*, *Klaus*, *Havel*, *Jazz* usw. Sie sind als Minithemen des Tagesgeschehens zu verstehen, die in Form von Betrachtungen, kommentierten Beschreibungen oder gar recht polemisch behandelt werden. Die Vielfältigkeit der Stilformen – von einer Beschreibung bis zur Polemik – sowie die Auswahl der Stichwörter ermöglichten dem Autor, sich zur breiten Palette der Tagesthemen zu äußern.

Das Buch wurde für den deutschen bzw. deutschsprachigen Interessenten geschrieben, hat aber auch dem tschechischen Leser etwas zu sagen. Der Autor steht nämlich der Mentalität und den Lebenseinstellungen der Tschechen kritisch gegenüber. Es ist

¹ Bartmann, Christoph: Prag, das Insider-Lexikon. C. H. Beck, München 1994, 180 S.

immer interessant zu erfahren, wie die eigene Welt – und wir mittendrin – von außen gesehen wird, von seiten eines Ausländers, der in Prag lebt und der uns manchmal besser zu kennen scheint, als wir selber es tun. Leider begnügt sich der Autor oft mit sorglos generalisierenden „Äußerungen“.

So beispielsweise unter dem Stichwort *Švejk. Faseln als hohe Kunst betrachtet*. Zum Ausgangspunkt für seine Ausführungen zur tschechischen Mentalität – als ob so etwas überhaupt existierte – wird hier eine nivellierende Interpretation der bekannten Gestalt aus Jaroslavs Hašeks Roman vom braven Soldaten Švejk. Der Autor hat allem Anschein nach den Roman nur oberflächlich gelesen und die literaturkritischen Studien zu diesem Roman nicht zu Rate ziehen wollen. Daher greift er zur Biertisch-Niveau-Interpretation, die ihm vertraut ist, wenn er seine Erwägungen zur tschechischen Mentalität und Sprache diesem Symbol unterordnet. Der generalisierende Charakter seiner Polemik wird nicht einmal dadurch gelindert, daß ihr der Autor den Eindruck einer Authentizität durch Aussagen seiner tschechischen Bekannten – wie z. B. eines verbitterten Exiltschechen – oder des italienischen Bohemisten Ripellino zu verleihen versucht. Hören wir zu, was Bartmann den italienischen Bohemisten unter dem Stichwort „Švejk“ sagen läßt: „Die Prager Sonderlinge sind von einer nicht zu bremsenden Schwatzhaftigkeit [...]. Es handelt sich zumeist um kleine Leute, die von dem, was in der Welt passiert, einfach überrollt werden und Trost finden in der Extravaganz und Klangfülle ihres eigenen Gefasels [...].“ Daran ist kaum etwas auszusetzen; Bartmann fügt aber zu Ripellinos Text hinzu: „Daran ist fast alles wahr. Bloß stimmt die Behauptung nicht ganz, die beschriebenen Eigenschaften seien allein bei Sonderlingen anzutreffen.“ Solche und ähnliche Äußerungen sowie Fragen wie z. B. „Ist Švejk also doch der – *Homo Bohemicus*, schlechthin?“ oder ob Tschechisch „die einzige natürliche Sprache“ zum „Geschwafel“ sei gehören in die Kategorie der Stereotypen und Generalisierungen, denen Unkenntnis – vielleicht künstlich, vielleicht absichtlich – zugrunde liegt.

Die Tendenz zu generalisierenden Ungenauigkeiten ist auch unter anderen Stichwörtern anzutreffen (*Mittleuropa, chata, šlechtici, Karlsbrücke, Neue Rechte*), wenn auch in milderer Form als unter dem Stichwort *Švejk*. Die Frage liegt nahe: Was für ein Stereotyp hätte wohl Bartmann für seine Ausführungen verwendet, wenn es Švejk nicht gegeben hätte? Gäbe es ein Fortleben nach dem Tode, dann würde ein Mann wie Jaroslav Hašek – auf einer Wolke behaglich sitzend und zu uns befriedigt herunterblickend – sich wohl ins Fäustchen lachen. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß er seiner berühmten Romanfigur Worte wie folgt in den Mund legen würde: „Wenn einer die Welt nur so sieht, wie er sie sehen will, da ist ihm nicht zu helfen. Ich kannte eine Hundeverkäuferin, die ...“ Dort, wo es nicht um ein Porträt einer konkreten Persönlichkeit geht, bewegt sich Bartmann im Kreis assoziativer Vorstellungen, auf die er leicht hätte verzichten können.

Wie schon gesagt, das Buch will vor allem den deutschsprachigen Interessenten ansprechen, der glaubt, darin eine Reihe von interessanten Informationen bzw. Insider-Tips über ein ihm unbekanntes Prag zu finden. Die Insider-Lexikon-Reihe sollen Städte- und Länderimpressionen darbieten. Auch Bartmanns Buch „Prag“ ist als Buch der Impressionen zu verstehen. Impressionen bieten aber nicht notwendig ein objektives Bild der realen Welt. Daraus kann sich aber manchmal eine unterschiedliche

Akzeptanz des Buches bei einem tschechischen und bei einem deutschsprachigen Publikum ergeben. Da der deutschsprachige Leser Bartmanns literarisches Bild kaum mit der Realität vergleichen kann, wird er wahrscheinlich manches nicht als störend empfinden, wie der tschechische Leser. So z. B. erwähnt der Autor unter dem Stichwort *Gott. Im Supermarkt der Religionen* „die tiefe Zuneigung der Tschechen zu England und die Bewunderung für seine Staatskirche“. Wir hätten nichts dagegen, wenn er recht hätte. Aber die religiösen Überlegungen der meisten Tschechen, soweit sie sich überhaupt noch mit solchen beschäftigen, gehen nicht so weit. Oder hatte hier der Autor nur T. G. Masaryk oder Karel Čapke im Sinn oder vielleicht die politische Lage der böhmischen Stände nach dem Prager Fenstersturz im Jahre 1618, als man – übrigens politisch ganz naiv – auf Englands Hilfe gegen die Habsburger gesetzt hatte? Ein andermal (Stichwort *Spitze. Prager Rekorde*) spricht Bartmann von der Statue, die „Jan Žižka von Trochnov [sic!], Heerführer in den böhmischen Bauernkriegen“ darstellt. Den Begriff „böhmische Bauernkriege“ wird wohl der Autor selbst erfunden haben oder hat ihn einem nicht ganz glaubwürdigen Nachschlagewerk entnommen, die tschechische Geschichtsschreibung kennt diesen Terminus nicht. Oder sah hier der Autor fälschlich eine Parallele zum deutschen Bauernkrieg? An einer anderen Stelle (Stichwort *Dissidentendämmerung*) liegt der Feststellung des Autors keine beweiskräftige Recherche zugrunde. „Man mag die Emigrierten hier nicht so gern“, schreibt er und setzt fort: „Einige neiden ihnen den Erfolg, ihre Weltläufigkeit und ihre Leinenanzüge. Ein richtiger Prager sieht anders aus.“ Der Autor irrt sich. Die Emigranten nimmt man meist nicht anders als ganz indifferent wahr; Leinenanzüge kann man übrigens auch in Prag kaufen; Weltläufigkeit findet man auch bei Leuten, die nicht viel gereist sind. Und wie sieht eigentlich ein richtiger Prager aus? Steht hier der Autor nicht wieder im Schatten einfacher Generalisierungen? Die Reihe solcher und ähnlicher Beispiele könnte fortgesetzt werden.

Noch in einem wird wohl die Realität – so wie sie ein Einheimischer sieht – mit Bartmanns Darstellungen nicht ganz übereinstimmen. Der Autor scheint manchmal das Eindrucksvolle, Schöne und Anziehende aus dem Gesamtbild seiner Beschreibung konsequent auszuschließen. So findet er z. B. den ehemaligen Roßmarkt „eher enttäuschend“ (Stichwort *Wenzelsplatz*). Der Wenzelsplatz ist nach Bartmann ein Platz, der sich zur Zeit in eine „abstrakte Konsum- und Dienstleistungszeile nach deutschem oder amerikanischem Vorbild verwandelt“. Wir stimmen zu, wenn er weiter schreibt, daß dort „der Wildwuchs des freien Marktes regiert“. Wir erlauben uns aber, Bartmann zu ergänzen: Die unangenehmen Begleiterscheinungen der freien Marktwirtschaft sehen auch viele Tschechen kritisch als notwendige Begleiterscheinungen dessen, daß man so schnell wie möglich in die europäischen Strukturen eingegliedert werden möchte. Man möchte die freie Marktwirtschaft haben, aber ohne das, was hier (Stichwort *Wenzelsplatz*) vom Autor treffend beschrieben wird. Bartmanns Gesamtbild ist – wie auch an anderen Stellen – zu düster. So düster, daß ein Einheimischer den Wenzelsplatz kaum wiedererkennt. Nicht, daß es nicht stimmen würde, was hier der Autor so ausführlich beschreibt! Aber er sieht nur die Schattenseiten, den grauen Alltag und eine Menge von wenig erfreulichen Einzelheiten. Und so bleibt Bartmanns Gesamtbild trotz aller Ausführlichkeit der Beschreibung unvollständig. Es muß also wirklich allein dem deutschsprachigen Leser überlassen werden, selbst zu entschei-

den, inwieweit Bartmanns literarisches Bild mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Denn ihn vor allem wollte das Buch ansprechen.

Und der tschechische Leser? Der könnte mit einem kleinen Seufzer hinzufügen: Hätte nur der Autor den Blick für eine Weile nach oben gerichtet – wenn er nun schon einmal auf dem Wenzelsplatz bis zur Höhe von 4 m wenig Erfreuliches sieht –, dann hätte er mindestens an den Fassaden wunderbare Welten entdecken können. Das wäre aber schon eine andere – nicht Bartmanns Geschichte, wiewohl wir den Autor dort, wo er sein Beobachtungstalent mit der Kenntnis des Sachverhaltes verbindet, schätzen.

ÜBER DIE BILDER DER ANDEREN IN UNS

Von Václav Maidl

Ich habe Christoph Bartmanns „Prag – Das Insider-Lexikon“ gleich nach seinem Erscheinen gelesen. Es war mir klar, daß hier kein traditioneller Reiseführer über Prag erschienen ist, sondern einer, der bewußt darum bemüht ist, das Stereotyp anderer Prag-Reiseführer zu vermeiden und dabei doch bedeutende Charakteristika dieser Stadt zu vermitteln. Ich war erfreut, daß dem Autor eine Synthese des Vergangenen und dessen gelungen ist, was Prag momentan bewegt. Ob es sich dabei um den Alltag handelt, wie es auf dem Vorsatzblatt steht, ist eine andere Frage: der für ein paar Tage nach Prag kommende Besucher wird jene berühmten *chlebičky*¹ wohl immer nur für eine lokale kulinarische Kuriosität nehmen, während sie für den Prager Angestellten ein alltägliches schnelles Mittagessen bleiben – ähnliches gilt für die Münchner Weißwürste oder den Leberkäse.

Ein halbes Jahr später wurde ich von Einwänden einer meiner Kolleginnen Bartmanns Buch betreffend überrascht, und jetzt nach einem Jahr komme ich auf diese zurück. Nach einjähriger Pause stimme ich in Einzelheiten zu, bin aber nicht mit der Auffassung sowie Art und Weise der Argumentation einverstanden. Ich stimme meiner Kollegin dahingehend zu, daß jedwede Generalisierung irreführend ist und daß man mit Švejk wohl kaum die ganze Nation messen kann. Ich habe aber nicht den Eindruck, daß es eine verbindliche Interpretation von Švejks Figur gäbe, die Bartmann notwendigerweise hätte lesen müssen. Soviel ich weiß, sind die Meinungen über diese Figur auch unter den Fachleuten unterschiedlich – vgl. beispielsweise eine der Interpretationen von Václav Černý in *Eseje o české a slovenské próze* (Praha 1994, S. 50). Die „generalisierende Ungenauigkeit“ setzt nämlich voraus, daß es auch eine „generalisierende Genauigkeit“ gibt, was insbesondere bei nationalen Charakteristiken eine heikle Sache ist. Ich würde hinter jener generalisierenden Ungenauigkeit nicht einen Fehler, sondern vielmehr die Meinung des anderen sehen, die nicht unbedingt mit meiner Meinung übereinstimmen muß. Sonst würde es nämlich bedeuten, daß es eine allein gültige Interpretation des Kunstwerks (literarischen Werkes) gäbe, also ein

¹ Über die „Chlebitschki“ können wir auch in der unlängst erschienenen Feuilleton-Sammlung „Zwischen München, Prag und Wien“ (München 1995) von Peter Becher lesen.

Ideal, an dem man übrige Interpretationen messen kann und diese danach bewerten, wie sie sich diesem Ideal angenähert haben. Darauf zielt also mein erster kritischer Einwand.

Der andere Einwand betrifft die Verwechslung zwischen der „Kenntnis des Sachverhaltes“ und der Art und Weise seiner Betrachtung. Ich meine, daß man Bartmann keinen schwerwiegenden Irrtum in puncto Sachverhalt nachweisen kann. Was vielleicht provozieren könnte, ist seine Betrachtungsweise. Diese kann man aber nicht vom Standpunkt *wahr – unwahr* bewerten, denn mit Pirandello gesagt: Jeder hat seine Wahrheit. Immer wird es wohl zu unterschiedlichen Betrachtungsweisen und dadurch bedingt auch zu Meinungsverschiedenheiten kommen, wenn der eine eine bestimmte Erscheinung von interner Position betrachten und bewerten wird, während der andere dasselbe von externer Position tun wird. Die Sichtweise wird jedesmal eine andere sein, jedesmal anders bestimmt, aber weder die eine noch die andere werden die „objektive“, „berechenbare“ Wahrheit garantieren. Diese wird weder von der internen noch von der externen Position gesichert, denn es gibt keine objektive Wahrheit im geisteswissenschaftlichen Bereich. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe berechtigt niemanden, die Meinung des Angehörigen einer anderen Gruppe zu eliminieren. Diese Zugehörigkeit (Externität – Internität) ist jene Schnittstelle, wo es zur optischen Brechnung kommt. Zugleich ist sie die Ursache für unterschiedliche Meinungen, Mißverständnisse, und im schlimmsten Fall wird sie zu einem der Faktoren, die die Entstehung von Feindbildern beeinflussen. Und so passiert es, daß die in einer Gruppe entstandenen Vorstellungen (Texte) von der anderen Gruppe als störend, „unrichtig“ bis beleidigend wahrgenommen werden können.

Ein klassisches Beispiel dafür ist die Aufnahme von Joseph Ranks Buch „Aus dem Böhmerwalde“ durch seinen Zeitgenossen Václav Bolemír Nebeský. Dieser bewertete Ranks Charakteristik von den tschechischen Nachbarn der deutschen künischen Bauern im Böhmerwalde wie folgt: „Ziemlich häßlich beschreibt er uns Tschechen: er kennt uns nicht gut und tut uns großes Unrecht.“²

Wir können sehen, wie bereits hier die Bemühung zur Geltung kommt, eine fremde Meinung mit dem Hinweis auf nicht genügende Qualifizierung ihres Trägers zu eliminieren oder zu diskreditieren (wobei seine nicht genügende Qualifizierung darin besteht, daß er kein internes Mitglied der beschriebenen Kommunität ist, die er „von außen“ betrachtet und diese folglich nicht verstehen und völlig begreifen kann). Rank beschrieb dabei an inkriminierter Stelle den tschechischen Bauern, wie er ihn am Anfang der vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts wahrgenommen hat: „Die drückende Lage macht den czechischen Bauern verschlossen, argwöhnisch, dumpf, oder, wenn er auftaut, lästig schmeichelnd. Harmlose Fröhlichkeit zeigt der hier anwohnende Czeche nie. Tritt er einmal aus dem Dunkel des Trübsinns, so schwingt er die sausende Fackel wilder Lustigkeit, um dann auf lange wieder seinem Robotflug in träger Versunkenheit nachzuschlendern. [...] In der Fremde erst, wo sein Fluß mehr ihm selbst gehört, beweist dieser Czeche die unbändigste Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit,

² Zitiert nach Nebeský, Václav Bolemír: O literatuře [Über die Literatur]. Praha 1953, 58 ff. Ursprünglich veröffentlicht in der Zeitschrift *Květy*, 1844, 324 ff.

Ernst, Geschick und Lust zu jeder kräftigen Tat. Daher muß sich dieser Czeche seine gute Meinung erst aus der Fremde holen.“³

Daß er die Tschechen nicht verletzen wollte, davon zeugt seine Anmerkung in der zweiten Ausgabe „Aus dem Böhmerwalde“ aus dem Jahr 1851. Der Autor kommentiert hier nämlich seinen ursprünglichen Text von 1843: „Wurde lange vor dem Jahre 1848 geschrieben. Wir wollen sehen, wie Neuösterreich ohne Robotpflug das Volk zum Bessern führen wird.“⁴ Diese Sätze beweisen, daß es nicht Ranks Absicht war, Tschechen negativ zu schildern oder sie zu beleidigen, sondern daß er ihre Eigenschaften von den unerfreulichen sozialen Verhältnissen ableitete. Das, was man für eine Kritik der bestehenden Verhältnisse hätte halten können (vergessen wir nicht, daß der Text vor 1848 entstand), hat Nebeský allerdings vom Gesichtspunkt der beleidigten nationalen Gefühle her begriffen, und in dieser Hinsicht interpretierte er für die tschechische Kommunität auch Ranks Beziehung zu den Tschechen. (Es wäre zu spekulativ, wenn auch möglicherweise nicht ganz verfehlt, über die Gründe nachzudenken, weshalb in der zweiten Ausgabe die von Nebeský am meisten kritisierte Textstelle fehlt, wo die Tschechen mit einem Mantel verglichen werden, der die Deutschen im Böhmerwalde umhüllt.)⁵

In Ranks Fall ist die Rezeption durch die tschechische Seite seltsamerweise belegt. Anders ist es bei Karl Postl alias Charles Sealsfield oder bei Moritz Hartmann und Alfred Meißner. Bei Sealsfield ist es kein Wunder, denn die erste offiziell genehmigte Ausgabe seines Buches „Austria as it is“ erschien fast hundert Jahre nach der Erstveröffentlichung (1828–1919). Weder bei Hartmanns „Böhmischen Elegien“ (einem Teil der Sammlung „Kelch und Schwert“) noch bei Meißners „Žižka“ ist es mir gelungen, auf tschechischer Seite irgendein wesentliches kritisches Echo zu finden. Interessant ist aber, daß das Land Böhmen und Tschechen bei diesen drei Autoren des Vormärz ähnlich wie bei Rank charakterisiert werden. Ein Zufall? Unterliegen sie einem schon damals existierenden Meinungstereotyp über den tschechischen Charakter? Oder kommt bei den Tschechen doch etwas so Auffallendes zum Ausdruck, daß sie sich dadurch von anderen Nationen unterscheiden? Wenn wir in „Österreich wie es ist“ lesen, finden wir darin Textstellen, die mit Ranks Passagen fast identisch sind: „Die Gemütsart der böhmischen Bauern ist auch derart, wie man sie von einem Volk erwarten kann, welches von einer Menge von Gebietern bedrückt wird, deren geringster sich für berechtigt hält, sie seine Macht fühlen zu lassen. Sie sind gedrückte, argwöhnische und verschüchterte Menschen. Ihre Gesichter zeigen Verdrossenheit, und gegen Versprechungen, ja selbst gegen Geld, verhalten sie sich ablehnend. Die Musik allein erhellt ihre sorgenvolle Züge. Es ist geradezu unglaublich, wie mächtig die Musik auf die niederen Stände Böhmens einwirkt. [...] Nordwärts von Znaim wird, so wie vor 300 Jahren, noch böhmisch gesprochen. Dagegen findet man etwas südlicher kaum einen Menschen, der böhmisch spricht. In der gleichen Weise ist auch der Charakter

³ Rank, Joseph: Aus dem Böhmerwalde. Leipzig 1851, 25–26.

⁴ Ebenda 24.

⁵ Mehr dazu siehe in Maidl, Václav: Joseph Rank – ein vergessener Autor aus dem Böhmerwalde. In: Brücken, NF Germanistisches Jahrbuch 1991/92. Berlin-Praha-Prešov 1992, 83–92.

der Bevölkerung verschieden. Bei den deutschsprechenden Mähren findet man keine Spur der düsteren, an Menschenfeindlichkeit grenzenden Sinnesart der Böhmen.“⁶

Wenn wir in den früher erwähnten Werken von Hartmann und Meißner blättern, treffen wir in diesen fiktionalen Texten auf Bilder von Tschechen und ihrem Land Böhmen, die mit den sachlichen Schilderungen Sealsfields und Ranks korrespondieren:

Und das Land so stumm – ein Todesanger,
Auf den die flücht'ge Wolke niederweint,
Ein Land, in dem die Seele bang und banger
In einem Kerker sich verzaubert meint,
Ein Land verschloss'ner Herzen, stummer Blicke,
Wo Knabenfrohsinn trägt schon graues Haar,
Wo Jugend stumm daherschleicht an der Krücke,
Wo freier Geist ist ein gefangener Aar.

(Alfred Meißner: *Ziska*. Leipzig 1851, 4. Ausgabe, S. 195).

Musik, Musik, das Mägdlein mild,
Sie blieb allein noch deinen Söhnen,
Sie zieht ins weiteste Gefild
Mitleid erfleh'nd mit trüben Tönen.

(Moritz Hartmann: *Kelch und Schwert*. Leipzig 1844, S. 60)

In allen angeführten Texten werden die Schweigsamkeit, Verschlossenheit des Gemüts, eine gewisse Schwerfälligkeit (Plumpheit) und Ergebenheit, Passivität – und Unfreiheit akzentuiert. Bei Hartmann und Meißner kommt darüber hinaus der Sinn für historische Perspektive dazu. Den Grundstein für den Aufbau beider Gedichte bildet der Vergleich der tristen Gegenwart mit der ruhmreichen Vergangenheit, obwohl auch hier Akzente unterschiedlich verteilt sind: Hartmann wird mehr vom gegenwärtigen Zustand angezogen, Meißner projiziert seine revolutionäre Gesinnung in die Vergangenheit. Bei Hartmann kommt zur Charakteristik der Tschechen noch ein neuer Zug hinzu: die List, die er jedoch nicht verurteilt, sondern die er als Folge der Verhältnisse erklärt (also in derselben Linie wie vor ihm Sealsfield und Rank):

Nur hie und da in Felsenhöhlen
Wohnt noch der Fuchs mit seinen Tücken,
Und hie und da in armen Seelen
Die List mit ihren Heuchlerblicken.
Die List allein! – das Kind der Schande,
Von Tyrannei und Schmach geboren.

(Hartmann, a. a. O., S. 62)

Ganz anders wird diese Eigenschaft in dem sog. Grenzlandroman instrumentalisiert, der im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts als Reaktion auf die Konstituierung

⁶ Zitiert nach Sealsfield, Charles: *Österreich wie es ist*. Wien 1919, 52, 88.

der neuzeitlichen tschechischen Nation entstand. Unter den Deutschböhmen beginnt man von tschechischer Gefahr und tschechischer Expansionslust zu sprechen, bei der Listigkeit und Hinterhältigkeit die wichtigsten Rollen spielen. Es genügt, die Protagonisten aus Friedrich Mauthners Roman „Der letzte Deutsche von Blatna“, Anton Schotts Roman „In falschen Geleisen“, Hans Watzliks Roman „O Böhmen!“ oder Wilhelm Pleyers Roman „Der Puchner“ nebeneinander zu stellen, um den Eindruck zu gewinnen, daß Mauthners Zabo, Watzliks Mojmir, Schotts tschechischer Kaplan oder Postmeister oder Pleyers tschechische Bauern eigentlich ein und dieselbe Figur sind, die die ein halbes Jahrhundert währende Existenz des deutschen Grenzlandromans in Böhmen durchschreitet. Tschechische Listigkeit und Hinterhältigkeit kommen überall zur Geltung: im öffentlichen Leben (Kirche, Schule) sowie in der Familie (am deutlichsten bei Schott, aber auch bei den übrigen Schriftstellern wird die Gefahr der Verführung des deutschen Mannes durch die tschechische Frau thematisiert – eine Gefahr, die droht im nationalen Renegatentum zu enden; vgl. nur die Figuren von Katschenka, Hanka und Wjera in angeführten Werken.⁷)

Mit dem Genre des Grenzlandromans sind wir allerdings in die Zeit der sich immer verstärkenden nationalen Antagonismen gelangt. Aus Stereotypen bzw. Vorurteilen haben sich sehr rasch auf beiden Seiten Feindbilder entwickelt. Die geistige Nahrung für den Weg in die Katastrophe war zubereitet. Wie sie ausgenutzt oder mißbraucht wurde, ist wohl mehr eine Frage für Historiker oder die Propagandageschichte.

Was uns aber interessieren sollte, ist, wie Barrieren kleiner zu machen oder zu beseitigen wären, die durch die Wirkung der Stereotype, Vorurteile bzw. Feindbilder entstehen. Ich sehe hier zwei Mittel auf einem Weg zum gegenseitigen Verständnis: Kommunikation und Toleranz. Durch die Kommunikation entwickelt sich die Möglichkeit, ein fremdes Milieu kennenzulernen, bis zu einem gewissen Grad darin einzudringen und es zu begreifen. Die Toleranz setzt dann die Bereitschaft voraus, eine abweichende Meinung zu respektieren (was nicht bedeutet, sich damit zu identifizieren, nur einfach die Möglichkeit ihrer Existenz zuzulassen), sowie die Fähigkeit, Probleme mit den Augen des anderen zu sehen, und die Kunst, fremde Argumente zu erwägen. Je mehr wir voneinander wissen und je mehr wir tolerant sind, desto niedriger werden gegenseitige Barrieren. Dabei bleibt allerdings mindestens eine Frage offen: Kann man Toleranz erlernen?

Kurz und gut: Christoph Bartmanns Buch beleidigt mein „tschechisches Gefühl“ in keiner Weise. Im Gegenteil, ich schätze seine Mühe, sich überhaupt mit dem tschechischen Phänomen befassen zu wollen. Und im Gegensatz zu meiner Kollegin: Vielleicht erfahren wir dadurch auch etwas über uns, was uns bisher aufgrund mangelnder Distanz entging.

⁷ Mehr über den Grenzlandroman siehe in Maidl, Václav: Jedna exoticky místní literatura [Eine exotisch-örtliche Literatur]. Světová literatura 39/2 (1994) 186–196. Über die spezifische Rolle der tschechischen Frau im Schrifttum der deutschen Autoren aus Böhmen vgl. Eisner, Pavel: Milenky (Německý básník a česká žena) [Die Geliebten (Der deutsche Dichter und die tschechische Frau)]. Praha 1930 (2Praha 1992).

DIE SUDETENDEUTSCHEN VERTREIBUNGSVERLUSTE: ZUM NEUESTEN BEITRAG VON FRITZ PETER HABEL

Von Jaroslav Kučera

Man kann nicht umhin, mit einer kurzen Zusammenfassung zu beginnen: unmittelbar nach ihrer Entstehung im Jahre 1990 initiierte die deutsch-tschechoslowakische Historikerkommission ein Forschungsprojekt der Problematik der Menschenverluste der sudetendeutschen Bevölkerung während deren Vertreibung und Ausweisung aus der Tschechoslowakei in den Jahren 1945–1946. Nicht unerwartet, denn eine Reihe von Historikern stand der Behauptung von ca. 250 000 Opfern reserviert entgegen, und das Interesse, diese Angaben zu überprüfen und gegebenenfalls aufgrund der in den tschechoslowakischen Archiven aufbewahrten Quellen zu ergänzen, war wohl begründet. Die Forschung verlief auf zwei Ebenen. Auf der einen wurden die Ergebnisse der statistischen Berechnungen analysiert, wie sie seit den fünfziger Jahren publiziert worden sind, besonders im Hinblick auf die angewandte Methode sowie die Verlässlichkeit der Eingangsdaten. Auf der anderen Seite wurden die Archivbestände der zentralen tschechoslowakischen Institutionen (Parlament, Regierung, Innen-, Außen- und Verteidigungsministerium und Zentralkomitee der kommunistischen Partei) mit dem Ziel systematisch durchgesehen, unbekannte Dokumente speziell zu diesem Problemkreis ausfindig zu machen. Die Arbeiten wurden Ende 1991 abgeschlossen, und im Frühjahr 1992 veröffentlichte das Außenministerium in Prag eine Expertise, in der die bis dahin erreichten Ergebnisse präsentiert worden sind¹. Da es nicht gelungen ist, eine deutschsprachige Version zu veröffentlichen, wurden die Grundthesen in zwei kürzeren Studien zusammengefaßt, von denen die eine im Sammelband der deutsch-tschechischen und deutsch-slowakischen Historikerkommission im Jahre 1994 publiziert worden ist²; die andere wird als Beitrag zu einem Sammelband über die 1994 in Wien abgehaltenen Tagung der Historikerkommissionen Österreichs, der Slowakei, Ungarns und der Tschechischen Republik erscheinen³.

¹ Kučera, Jaroslav: Odsunové ztráty sudetoněmeckého obyvatelstva. Problémy jejich přesného vyčíslení [Die Vertreibungsverluste der sudetendeutschen Bevölkerung. Probleme ihrer genauen Berechnung]. Hrsg. v. Federální ministerstvo zahraničních věcí. Praha 1992 (im folgenden Odsunové ztráty).

² Kučera, Jaroslav: Statistische Berechnungen der Vertreibungsverluste – Schlußwort oder Sackgasse? In: Der Weg in die Katastrophe. Hrsg. von Detlef Brandes und Václav Kural. Essen 1994, 187–200 (im folgenden Statistische Berechnungen).

³ Kučera, Jaroslav: Statistik auf dem Holzweg: Einige Bemerkungen zur Berechnung der sudetendeutschen Vertreibungsverluste. Im Druck, erscheint im Sammelband der Historischen Kommission der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien (im folgenden Statistik).

Die Analyse des gegenwärtigen Kenntnisstandes über die sudetendeutschen Vertreibungsverluste brachte, grob skizziert, folgende Ergebnisse:

- Es ist keine einheitliche und fachlich zufriedenstellende Begriffsbestimmung erreicht worden; die Vertreibungsverluste werden in der Regel praktisch vorbehaltlos mit ungeklärten Fällen identifiziert, bzw. auch Kriegs- oder sogenannte Nachkriegsverluste unter die „Vertreibungsverluste“ subsumiert; die Zuordnung von spezifischen Todesursachen (beispielsweise Selbstmord, Tod an den Folgen der Vertreibung usw.) zu den Vertreibungsverlusten wurde nicht befriedigend begründet⁴.
- Die Methode der Bevölkerungsstatistik, die bei der Berechnung der sudetendeutschen Vertreibungsverluste angewandt worden ist, brachte keine Ergebnisse, die den Ansprüchen der modernen fachhistorischen Forschung standhalten könnte. Ihre Autoren stützten sich auf meistens widersprüchliche und nur ausnahmsweise statistisch gesicherte Daten, stellten Größen gegenüber, die nur mit Vorbehalten miteinander vergleichbar sind⁵.
- Auf dem gegenwärtigen Forschungsstand sind keine wie auch immer gearteten Quellen bekannt, die die auf dem Wege der statistischen Berechnung gewonnenen Angaben zumindest annähernd bestätigen würden. Im Gegenteil, die breiteste Datenbasis, die das Schicksal der sudetendeutschen Bevölkerung ermittelt, die „Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals der deutschen Bevölkerung in den Vertreibungsgebieten“⁶, erlaubt, die obere Grenze der Vertreibungsverluste, und zwar in allen Kategorien (u. a. Selbstmord, in Arbeitslagern, an den Folgen der Vertreibung), auf höchstens 40000 anzusetzen⁷.

Im kürzlich publizierten Begleitband zur Ausstellung „Odsun – Die Vertreibung der Sudetendeutschen“ widmet sich der Problematik der sudetendeutschen Vertreibungsverluste Fritz Peter Habel⁸. Da er an einigen Stellen seiner Arbeit die oben angesprochenen Expertise erwähnte, könnte der Eindruck entstehen, daß er sich auf einen Dialog über alle Probleme der gemeinsamen Vergangenheit eingelassen hätte⁹. Diese optimistische Erwartung wird jedoch enttäuscht: Auf die vorgelegten Hauptkritikpunkte reagiert er praktisch nicht und dreht die Spirale der Hochrechnungen weiter nach oben. Nach wie vor betrachtet er die statistischen Berechnungen als eine „amtliche und wissenschaftliche Basis“ für die Darstellung des Schicksals der sudetendeutschen Vertriebenen¹⁰, nach wie vor würden „nur die Bevölkerungsbilanzen

⁴ Vgl. Odsunové ztráty 5–7 bzw. Statistische Berechnungen 197–199.

⁵ Vgl. Odsunové ztráty 9–23 bzw. Statistische Berechnungen 189–193.

⁶ Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals der deutschen Bevölkerung in den Vertreibungsgebieten. 3 Bde. München 1965.

⁷ Vgl. Odsunové ztráty 32–33 bzw. Statistik.

⁸ Habel, Fritz Peter: Vertreibungsverluste der Sudetendeutschen 1945/46: Neuester Forschungsstand und politische Schätzungen. In: Odsun. Die Vertreibung der Sudetendeutschen. München 1995, 175–192.

⁹ Vgl. Odsunové ztráty 33.

¹⁰ Habel: Vertreibungsverluste 175.

des Statistischen Bundesamtes ein zutreffendes Bild der bekannten und der noch – vielleicht für immer – unbekannt bleibenden Vorgänge vermitteln“¹¹. Mit einer Begründung ist er bald fertig: Die Berechnung sei eben nach einer „allgemein üblichen Methode von einer amtlichen deutschen Stelle“ vorgenommen worden; die Wissenschaft habe die Methode der Bevölkerungsbilanz – zumindest in den fünfziger Jahren – „unbestritten verwendet“¹².

Dabei war der springende Punkt der Kritik nicht die Methode der Bevölkerungsbilanz als solche, sondern ihre Anwendung dort, wo die Verlässlichkeit der Eingangsdaten minimal ist. Dieser Kardinalfrage weicht Habel weitgehend aus: Er thematisiert nur einen einzigen Posten, nämlich die Wehrmachtssterbefälle der Sudetendeutschen, und behauptet, daß nur diese Unterschiede „zum Beweis der vorgeblich generellen Unzuverlässigkeit von Bevölkerungsbilanzen extrapoliert“ worden seien¹³. Das ist jedoch nicht wahr, denn die Kritik verweist auf problematische Punkte praktisch aller Eingangsdaten. Letzten Endes liegen allen Posten, mit denen gearbeitet wird (mindestens 13, in der Regel noch mehr), lediglich in drei Fällen statistisch ermittelte Daten zugrunde, die übrigen sind – methodisch gesehen manchmal „abenteuerliche“ – Berechnungen oder sogar nur Schätzungen. Völlig außer acht läßt Habel die begründete These, der gemäß man auch mit den statistisch ermittelten Daten vorsichtig umgehen muß, denn bei deren Ermittlung wurden unterschiedliche oder aber subjektive Erhebungsmerkmale (subjektives Nationalitätenbekenntnis) angewandt, so daß der Vergleich der einzelnen Daten miteinander nur bedingt möglich ist¹⁴. Der größte Mangel der Bevölkerungsbilanz in dieser Hinsicht ist, daß ihre Autoren dazu neigen, die Volkszugehörigkeit als ein fixes und unveränderliches Merkmal des Individuums zu betrachten; der eventuelle Nationalitätenwechsel wird nur sehr unzureichend mitberücksichtigt¹⁵.

Auf die sachlich wohl begründeten Zweifel an der Verlässlichkeit der Eingangsdaten geht Habel mit keinem Wort ein. Nur in einem Fall ist er doch bereit, eine Korrektur der Daten zu erwägen, nämlich dort, wo es ihm gelegen kommt. Aufgrund der nach dem Untergang der DDR erschlossenen Unterlagen der ostdeutschen Volkszählung vom Jahre 1950 stellt er fest: „Man wird künftig davon ausgehen müssen, daß die Vertreibung der Sudetendeutschen 1945/46 zu rund 460 000 ungeklärten Fällen (Nachkriegsverlusten) führte.“¹⁶ Die Verlustangabe, auf die jahrelang geschworen wurde, ist somit überholt. „Die hohe Zahl“, versucht Habel zu begründen, „überrascht nur den, dem die Ergebnisse der ‚Gesamterhebung zur Klärung des Schicksals der deutschen Bevölkerung in den Vertreibungsgebieten‘ unbekannt sind. Darin wurden nämlich für die Sudetenländer in den Grenzen von 1937 immerhin insgesamt 315 000 Personen sogar mit Namen und Anschriften für 1939 und 1945 festgestellt: Im Erhebungszeit-

¹¹ Ebenda 181.

¹² Ebenda 182 bzw. 179.

¹³ Ebenda 183.

¹⁴ Vgl. besonders Statistik.

¹⁵ Vgl. Statistik.

¹⁶ Habel: Vertreibungsverluste 181.

raum 1955 bis 1964 war für sie der Vertreibungstod durch Augenzeugen belegt oder nur ein ungeklärtes Schicksal festzustellen.“¹⁷

Das umfangreiche Zitat ist kein Selbstzweck; es zeigt nämlich die Methode von Habels Argumentation – übrigens nicht nur seiner¹⁸. Erstens muß deutlich gesagt werden: Ungeklärte Fälle bleiben ungeklärte Fälle, solange sie nicht geklärt sind; es ist wissenschaftlich, aber auch moralisch nicht haltbar, sie mit wie auch immer gearteten Verlusten automatisch gleichzusetzen. Darüber hinaus führt die „Gesamterhebung“ 18 889 Vertreibungstote und 287 169 ungeklärte Fälle an, was Habel mit seiner tendenziösen Formulierung vollkommen zu verwischen versucht¹⁹. Zweitens ist die Bezugnahme auf die „Gesamterhebung“ vom Standpunkt eines Verfechters der Bevölkerungsbilanz her gesehen überhaupt ein fraglicher Schritt, denn ihre Ergebnisse bestätigen keineswegs die Hochrechnungen. Während der Untersuchung ist es nämlich gelungen, insgesamt 3 389 156 Deutsche namentlich zu erfassen, die auf dem Gebiet der böhmischen Länder zum 1. September 1939 wohnhaft waren, weiter ihre im Zeitraum 1939–1945 geborenen Kinder sowie Personen deutscher Nationalität, die in diesem Zeitraum in dieses Gebiet zugezogen waren. Von diesen hätten sich 1945 in Böhmen, Mähren und Schlesien 3 160 216 aufgehalten; von ihrer Zahl wurden die bereits erwähnten 18 889, also 0,55 Prozent, als Vertreibungstote ermittelt. Dies war für die Anhänger der Bevölkerungsbilanz ein – allem Anschein nach – unerwünschtes Ergebnis, und deshalb griffen sie nach den ca. 287 000 „ungeklärten Fällen“. Dies war jedoch bereits damals ziemlich problematisch: diese Gruppe müßte somit praktisch nur noch aus „Vertreibungstoten“ bestehen. Die Frage danach, warum eine Erhebung, deren grundlegendes Merkmal der ursprüngliche (d. h. in den Jahren 1939–1945) und der aktuelle (zur Zeit der Erhebung) Wohnort war, speziell die Vertreibungsverluste in einem weitaus überdurchschnittlichen Ausmaß nicht erfassen sollte, stellte sich wohl niemand. Außerdem konnten in dem Erhebungszeitraum in der DDR lediglich 330 000 oder in Österreich und den übrigen europäischen Ländern insgesamt 73 000 Sudetendeutsche namentlich erfaßt werden, was jeweils lediglich etwa die Hälfte der erwarteten Zahl ausmachte²⁰. Jetzt aber – nach Habels neuen Berechnungen – entbehrt der Versuch, die statistische Bilanz durch die Ergebnisse der „Gesamterhebung“ zu verifizieren, gar jeglicher sachlicher Grundlage.

Die Bedeutung der „Gesamterhebung“ für die Ermittlung der sudetendeutschen Vertreibungsverluste – es geht ja um die größte einschlägige Datensammlung – ist doch unbestreitbar, denn eine dermaßen breite Datenbasis ermöglicht bestimmte konkretere Aussagen. Extrapoliert man den Prozentsatz der ermittelten Vertreibungsverluste (0,55 Prozent) auf die „ungeklärten Fälle“, kommt man zu der Zahl von ca. 20 500 Vertreibungstoten. Diese Berechnung ist jedoch in zweierlei Hinsicht zu modifizie-

¹⁷ E b e n d a .

¹⁸ Auf die durch die „Gesamterhebung“ ermittelten „ungeklärten Fälle“ beruft sich der Sprecher der Sudetendeutschen Landsmannschaft Franz Neubauer; auch er versucht zu unterstellen, diese seien mit den Vertreibungsverlusten identisch. Vgl. Sudetendeutsche Zeitung v. 8. 12. 1995.

¹⁹ Gesamterhebung, Bd. 3, S. 471.

²⁰ Vgl. Statistik.

ren. Erstens muß man vermuten, daß nicht alle in den böhmischen Ländern lebenden Deutschen erfaßt werden konnten. Zu den „ungeklärten Fällen“ (ca. 287 000 Personen) käme somit noch eine gewisse Gruppe von Personen hinzu – sie wurde auf höchstens 500 000 geschätzt²¹ –, deren Schicksal ebenfalls unklar geblieben ist. Zweitens mögen diese beiden Gruppen von insgesamt ca. 800 000 Personen in einem verstärkten Ausmaß städtische Bevölkerung umfassen, u. a. auch der großen Zentren im tschechischen Sprachgebiet, die in einer größeren Anonymität lebte und daher auch komplizierter erfaßbar war. Gerade diese deutsche Bevölkerungsgruppe war den radikalsten Maßnahmen ausgesetzt und erlebte das schlimmste Schicksal, und deshalb scheint die Zugrundelegung des Durchschnittswertes von 0,55 Prozent der Berechnung der Vertreibungsverluste nicht korrekt. Den größten Prozentverlust, und zwar 2,39 Prozent, wies nach der „Gesamterhebung“ das Gebiet des „Protektorats“ auf²². Würde man mit diesem Prozentsatz die Gruppe der ungeklärten und nicht erfaßten Fälle messen, kommt man zu einem Verlust innerhalb dieser Gruppe in der Höhe von 19 120, also insgesamt – mit den ca. 18 900 namentlich ermittelten Vertreibungstoten – 38 000, gerundet 40 000 Opfern.

Es ist ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß es sich hierbei um eine Hypothese handelt, deren Wert darin liegt, daß sie sich auf eine breite Basis von direkt ermittelten Daten stützt²³. Die Kritik an der statistischen Berechnung sowie den Versuch, aufgrund der „Gesamterhebung“ die Größenordnung der sudetendeutschen Vertreibungsverluste festzustellen, erkannte eine Reihe von Historikern als plausibel an. Dieses Urteil geht natürlich vom heutigen Kenntnisstand aus und greift Ergebnisse von künftigen Untersuchungen keineswegs vor. Die deutsch-tschechische Historikerkommission beschäftigte sich selbstverständlich mit der Frage, wie die Arbeiten an diesem brennenden Problem fortgesetzt werden könnten, zumal sich die ursprünglichen Vermutungen nicht erfüllten, daß es gelingen würde, in den zentralen tschechischen Archiven zusammenfassende Angaben über die deutschen Menschenverluste der Jahre 1945–1946 zumindest für einzelne Regionen oder während der bekannten Ausschreitungen gegen die deutsche Bevölkerung zu finden²⁴. Es zeichnete sich eine einzige Möglichkeit ab: eine flächendeckende Durchsicht der Akten, die sich in einer beachtlichen Menge praktisch in jedem Bezirksarchiv in Tschechien befinden, und die schrittweise Summierung der darin enthaltenen Einzelangaben über die Vorkommnisse der damaligen Zeit auf der Orts- bzw. Regionalebene. Dies würde jedoch einen umfangreichen Bearbeitungsapparat und entsprechende finanzielle Mittel erfordern, die der Kommission nicht zur Verfügung standen; es ist gerade aus finanziellen Gründen nicht gelungen, ein gemeinsames Forschungsteam einzurichten, das sich zumindest mit einigen Teilaspekten der Ermittlung der Vertreibungsverluste beschäftigt hätte. Es war deshalb notwendig, die weitere Aufarbeitung der Problematik der sozusagen „natürlichen“ Entwicklung der Geschichtswissenschaft zu überlassen: bereits seit einigen Jahren entstehen in der Tschechischen Republik, Deutschland und Öster-

²¹ Vgl. Odsunové ztráty 32 sowie Anm. 114.

²² In Böhmen 2,23 und in Mähren 2,47 Prozent. Vgl. Gesamterhebung, Bd. 3, S. 550 bzw. 561.

²³ Odsunové ztráty 33.

²⁴ Vgl. e b e n d a 25–26.

reich in Form von wissenschaftlichen Beiträgen, Magister-, Doktor- oder Dissertationsarbeiten Fallstudien, die auf einer breiten Quellengrundlage einzelne Aspekte der Vertreibung und Ausweisung der Deutschen aus der Tschechoslowakei oder ihren Verlauf in einzelnen Gemeinden, Städten, Bezirken und Gebieten untersuchen. Wenn einmal derartige Studien das gesamte oder zumindest den größten Teil des Gebiets der böhmischen Länder decken, wird es möglich sein, die jeweiligen Verlustzahlen zusammenzufassen und unser Wissen auf diesem Gebiet wieder voranzubringen. Bis dahin muß man sich in Geduld üben; hochpolitische Stellungnahmen in der Frage der Vertreibungsverluste erzwingen zu wollen, wie es die Sudetendeutsche Landsmannschaft versucht²⁵, oder den Opponenten politische Motive zu unterstellen, wie es Habel macht²⁶, bringt ganz sicher keinen fachhistorischen Gewinn.

Alles, was mit Habels Standpunkt in der Frage der sudetendeutschen Vertreibungsverluste nicht übereinstimmt, liege, so Habel, außerhalb des „Kenntnisstandes und Problemwissens“²⁷. Er selbst macht sich jedoch keine Mühe, dieses beinahe arrogante Urteil zu belegen. Das einzige, womit er zur fachlichen Diskussion beiträgt, sind Hinweise auf drei oder vier Sach- und Tippfehler, die dem Verfasser der Kritik an der Berechnung der Vertreibungsverluste unterlaufen waren. Dafür gebührt ihm Dank, verknüpft gleichzeitig mit einer Entschuldigung bei allen Lesern, die dadurch eventuell irregeführt wurden: Ich stimme damit überein, daß Radomír Luža seine Angaben über die Vertreibungsverluste auf Seite 34 und nicht 51 anführt, daß Bohmanns Buch 1975 und nicht 1974 erschienen ist und daß sich die üblichen Angaben über die Zahl der Deutschen aus der Tschechoslowakei in der DDR im Jahre 1950 (Ost-Berlin eingeschlossen) auf 916 000 und nicht 912 000 belaufen²⁸. Trotzdem scheint mir dieser Gewinn für eine Studie von mehr als zehn Druckseiten (vom Quellenanhang abgesehen) ziemlich beschränkt. Derartige Mängel hätten wir im kollegialen Geist in einem persönlichen oder telefonischen Gespräch beseitigen können. Es wäre kein großes Problem gewesen: schließlich arbeitete ich in den Jahren 1992–1994 direkt in München.

²⁵ So verlangte Franz Neubauer, die Erklärungen über niedrigere Verlustzahlen müßten für den Bundestag sowie das Bundesministerium des Innern ein Anlaß zur offiziellen Erwiderung sein. Vgl. Sudetendeutsche Zeitung 8. 12. 1995.

²⁶ Vgl. Habel: Vertreibungsverluste 185.

²⁷ E b e n d a 181.

²⁸ Vgl. e b e n d a 178–179. Weitere hier angeführte Vorwürfe sind unbegründet und ergeben sich aus der Tatsache, daß Habel den Text mißverstanden hat.

CHRONIK

DEUTSCHLAND UND SEINE NACHBARN

Das Französische Forschungsinstitut für Sozialwissenschaft in Prag (Cefres) veranstaltete auf Initiative von Jacques Rupnik (Centre d'Études et de Recherches internationales, Paris) vom 29. bis zum 31. März ein Kolloquium in Prag, an dem deutsche, französische, polnische, tschechische und slowakische Historiker teilnahmen, die Mitglieder der verschiedenen bilateralen Kommissionen sind. Die Idee zu diesem Kolloquium entstand aus der Überlegung, daß die für die Tschechen seit jeher belastete Beziehung zu Deutschland ein grundsätzliches Problem ist und daher auch im wissenschaftlichen Bereich zu den wichtigen Problemstellungen gehört. Ziel des Kolloquiums war es, einen europäischen Beitrag zur deutsch-tschechischen Debatte zu leisten.

Seit mehreren Jahrzehnten kommen bereits in regelmäßigen Abständen die deutsch-französische und die deutsch-polnische Historikerkommission bzw. die jeweiligen Schulbuchkommissionen zusammen. Beide haben eine beachtliche Arbeit geleistet. Aber auch die deutsch-tschechoslowakische, heute deutsch-tschechische und -slowakische Kommission, die erst 1990 gegründet wurde, hat – ebenso wie die bereits 1989 entstandene deutsch-tschechoslowakische bzw. tschechische Schulbuchkommission – seit ihrem Bestehen schon vielversprechende Ergebnisse erzielt.

Um die Beziehungen Deutschlands zu diesen drei Nachbarn in einer europäischen Perspektive zu erörtern, war es angebracht, den Mitgliedern der drei Kommissionen Gelegenheit zu geben, ihre Erfahrungen und Standpunkte darzulegen und austauschen zu lassen. Von besonderem Interesse war dabei, daß Mitglieder der deutsch-französischen und der deutsch-polnischen Kommission, die jeweils auf eine langjährige Arbeit zurückblicken können, ihre Erfahrungen und Einschätzungen gerade gegenüber den Kollegen der deutsch-tschechischen und -slowakischen Kommission zur Sprache bringen konnten. Im einzelnen handelte es sich hierbei vor allem um die Arbeitsbedingungen, die ausgewählten und bearbeiteten Themen, die aufgetretenen Schwierigkeiten und die Ergebnisse, die in der bilateralen Kommissionsarbeit jeweils erreicht wurden.

Am Prager Kolloquium des Cefres nahmen neben französischen und tschechischen Wissenschaftlern insbesondere folgende Professoren teil: für die deutsch-französische Schulbuchkommission Jean-Claude Allain (Paris III), Hubert Tison (Association Historiens et Géographes, Paris), Rainer Riemenschneider, Ursula Becher (beide Georg-Eckert-Institut Braunschweig, zugleich für die deutsch-tschechische Schulbuchkommission); für das deutsch-französische Historikerkomitee Rainer Hudemann (Saarbrücken) und Nicole Pietri (Poitiers), für die deutsch-polnische Kommission Klaus Zernack (Berlin), Bernd Schönemann (Leipzig), Jerzy Holzer und Marian Wojciechowski (beide Warschau); und für die deutsch-tschechische und -slowakische Kommission bzw. zum Teil auch für die deutsch-tschechische Schulbuchkommission

Ferdinand Seibt (München), Jan Křen, Vilém Prečan, Jiří Pešek, Václav Kural, Václav Maidl, Stanislav Biman, Zdeněk Beneš, Alexander Ort (alle Prag) sowie Dušan Kováč und Jan Kamenec (beide Bratislava).

Der Vormittag des ersten Kolloquiumstages wurde einer Bilanz der Arbeit der deutsch-französischen Schulbuchkommission gewidmet. Professor Allain erinnerte an die Umstände ihrer Gründung im Jahr 1935 und ihrer Wiederaufnahme 1951 und 1981 auf Initiative des Georg-Eckert-Instituts. Nach dem Zweiten Weltkrieg bedeuteten die deutsch-französische Versöhnungspolitik und der gemeinsame Wille, ein neues Europa aufzubauen, eine wichtige Grundlage, aber auch Aufgabe für die Arbeit der Kommission. Das Ziel dieser Kommission war und ist es, durch Schulbuchanalysen, über die Art und Weise nachzudenken, wie die Geschichte des anderen Volkes gesehen und dargestellt wird, um so gegen Stereotypen und Lücken im jeweiligen Geschichtsbild angehen zu können.

Die Kommission gibt regelmäßig an die Lehrer gerichtete Empfehlungen heraus, von denen Hubert Tison ein paar Beispiele zitierte. Die deutschen Kommissionsmitglieder stellten zum Beispiel fest, daß in französischen Schulbüchern der Weimarer Republik im Vergleich zum Nationalsozialismus zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird oder daß die Geschichte der Bundesrepublik zu häufig nur unter dem wirtschaftlichen Aspekt erläutert wird und dabei der Aspekt des politischen Aufbaus nicht genügend Beachtung findet. Die Arbeit dieser Kommission ergänzt die des deutsch-französischen Komitees, das, wie Rainer Hudemann erläuterte, eher die Universitärebene betrifft und versucht, die historische Forschung in diesem Bereich zu koordinieren.

Der Nachmittag wurde der Arbeit der deutsch-polnischen und deutsch-tschechischen Kommissionen gewidmet. Die Professoren Holzer und Zernack schilderten die Arbeit der 1971 im politischen Kontext der Aussöhnung unter dem Dach der UNESCO gebildeten deutsch-polnischen Schulbuchkommission. Zernack wies jedoch auch darauf hin, daß der „Kalte Krieg“ ein Ungleichgewicht zwischen beiden Partnern hervorrief. Trotz allem konnten aber die meisten Fragen in relativ offenen Diskussionen erörtert werden. Die Existenz einer polnisch-ostdeutschen Kommission habe hingegen, wegen des ideologischen Druckes, unter dem sie arbeiten mußte, nur sehr wenig bewirkt.

Jan Křen und Václav Kural zogen eine Zwischenbilanz der Arbeit der deutsch-tschechischen Historikerkommission und beschrieben deren primäre Zielsetzungen: neuerliches Überdenken der jüngeren Geschichte der beiderseitigen Beziehungen (vorläufig nur seit dem 19. Jahrhundert), Abbau von Stereotypen und Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen in diesem Bereich. Křen betonte die Existenz von „weißen“ bzw. „schwarzen Flecken“ in der Historiographie des deutsch-tschechischen Verhältnisses, insbesondere bei der Geschichte der Sudetendeutschen zwischen 1938 und 1945. Die politisch-diplomatische Aktualität des Themas erschwerte zudem die Arbeit der Kommission. Křen wies auch auf die Notwendigkeit und die Schwierigkeiten für Historiker hin, sich auf den wissenschaftlichen Bereich zu konzentrieren. Selbst bedauerte er seinerseits die im Vergleich zu anderen Kommissionen geringe Unterstützung für die deutsch-tschechische und -slowakische Kommission seitens der Politik und der öffentlichen Meinung.

Die folgenden Debatten des Kolloquiums galten zunächst den Arbeitsbedingungen

der verschiedenen Kommissionen. Weiterhin machten sie auf die Sprach- und Verständnisschwierigkeiten aufmerksam und unterstrichen aber, man dürfe gerade in den Kommissionen nicht davor zurückscheuen, kontroverse oder tabuisierte Fragen aufzugreifen. Hudemann wies in diesem Zusammenhang auf die Gefahren der Schulbuchdiplomatie hin, also auf den Willen, um jeden Preis einen Konsens zu erreichen, der die Gefahr beinhalte, sich auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner zu einigen und dabei heiklere Fragen beiseite zu lassen. Seibt stimmte zu, daß man auch den Mut haben sollte, alle Fragen anzugehen, auch die schwierigsten, um so mehr, als sie letztlich sowieso eines Tages wieder zur Sprache kämen. Die Arbeit der Kommissionen sei schließlich eine dauerhafte Angelegenheit, wie gerade das Beispiel der Deutschen Vereinigung 1990 zeige, das Hudemann ansprach. Durch die deutsche Wiedervereinigung tauchten in Frankreich alle alten Stereotypen wieder auf, die man längst vergessen und überwunden glaubte.

Wie auch immer die positiven Ergebnisse der Kommissionen aussehen mögen, so besteht nach Rupnik doch die Gefahr, diese als perfekten und stets passenden Rahmen oder gar als verallgemeinbare Modelle darzustellen, sie könnten allein zur Orientierung für anderen Kommissionen dienen.

Mit der Frage, was man über das Nachbarland wissen sollte, warf Holzer eine grundlegende Frage der Debatte auf. Zu oft beschränkte sich die Kenntnis des Nachbarlandes allein auf die bilateralen Beziehungen, beträfe jedoch nicht genügend die interne Geschichte des Landes oder erwähne diese in einer einseitigen oder tendenziellen Art und Weise. Dabei handele es sich aber um ein Schlüsselement für das Verständnis, nicht nur der jeweiligen Nationalgeschichte, sondern auch der zwischenstaatlichen Beziehungen.

Alle Teilnehmer waren sich darüber einig, daß es interessant und notwendig sei, manche Themen der bilateralen Beziehungen in einen breiteren, multilateralen, europäischen Kontext zu stellen. Kural und Seibt schlugen konkret vor, in dieser Richtung an der Résistance und Kollaboration während der nationalsozialistischen Herrschaft in verschiedenen europäischen Ländern zu arbeiten. Kren fügte hinzu, daß es nötig sei, Fragen, die a priori bilateral erscheinen, wie die Sudetenfrage, wieder in einem europäischen Rahmen zu erörtern. Dies ermögliche zum einen, ihre Bedeutung zu relativieren, und zum anderen, diese mit mehr Abstand zu behandeln. Nach 1989 ist gerade hier ein Wandel zu konstatieren, da in ganz Zentral- und Osteuropa die Geschichte von den jeweiligen Nationalgeschichten neu gelesen und neu bewertet wird, und im Westen entdeckte man andererseits, daß sich Europa nicht nur auf die europäische Union beschränken darf, was zum Beispiel dazu führte, daß die deutsch-französischen Beziehungen in diesem veränderten Kontext neu bewertet werden.

Über die Schwierigkeiten einer europäischen Geschichtsschreibung, für die eine Entnationalisierung der Arbeit der Historiker unabdingbar ist, wurde ebenfalls diskutiert. Die Teilnehmer stimmten darin überein, daß den bilateralen Kommissionen dabei aufgrund ihrer Erfahrung eine wichtige Rolle zukommen wird, daß sie allein jedoch nicht ausreichen können und vielmehr einer Ausweitung bedürfen.

Debattiert wurden auch Fragen nach der Bedeutung des politischen Kontextes, in dem die verschiedenen Kommissionen arbeiteten. Ein Beispiel ist die erste deutsch-französische Kommission, die, als sie 1935 gegründet wurde, keinen Einfluß hatte. Als sie 1951 im Kontext der deutsch-französischen Aussöhnung erneut ins Leben gerufen

wurde, war sie selbst Teil der europäischen Einigung. Diese hatte auf die Arbeit und Wirksamkeit der Kommission einen positiven Einfluß. In gleicher Weise wurde die deutsch-polnische Kommission, die 1972, zwei Jahre nach dem Freundschaftsvertrag, gegründet wurde, in einem Moment geschaffen, der für den Dialog zwischen den beiden Gesellschaften günstig war. Hingegen wird die Arbeit der deutsch-tschechischen Kommission durch die deutsche Frage erschwert, die seit 1989 auf der politischen und diplomatischen Ebene im Vordergrund steht.

Rupnik erinnerte daran, daß der Faktor Zeit ein wichtiges Element sei und daß man trotz der politischen Dringlichkeit mancher Fragen dies gerade bei der Tschechischen Republik in Betracht ziehen müsse. Die Kontinuität der Arbeit der beiden anderen Kommissionen sei ein Beweis dafür.

Ein Vergleich der Statuten der verschiedenen Kommissionen zeigt sodann, daß wichtige Unterschiede in der mehr oder weniger effektiven Distanz der Kommissionen zur politischen Macht bestehen. Auf französischer Seite mischen sich weder das Bildungs- noch das Außenministerium in die Ernennung der verschiedenen Mitglieder ein. Dies soll vermeiden, daß die Arbeit der Kommissionen zu politischen Zwecken mißbraucht wird. Im Gegensatz dazu wurden die Mitglieder der Kommission in der Tschechischen Republik durch das Außenministerium ernannt. In diesem Zusammenhang wurde auch vorgeschlagen, nicht nur Historiker, sondern auch Fachleute anderer Gebiete wie z. B. Juristen an der Arbeit der Kommissionen teilnehmen zu lassen.

Schließlich brachten mehrere Tagungsteilnehmer das Problem zur Sprache, welche Reichweite die Kommissionsarbeit habe, insbesondere die deutsch-tschechische Kommission. Aus finanziellen Gründen, manchmal aber auch aus mangelnder Erfahrung, fänden die Ergebnisse der Kommissionen keine richtige Verbreitung. Ihre Berücksichtigung in den Schulbüchern könnte einen wichtigen Test für die Arbeit der Historikerkommissionen darstellen und auf lange Sicht Wirkung zeigen. Dies allein reiche aber keinesfalls aus. Wie gibt man zudem durch die Medien, die Universitäten usw. Informationen an die Gesellschaft, ohne dabei nationale Spezifika außer acht zu lassen, wie zum Beispiel die Kirche in Polen? Die Weiterverbreitung ihrer Ergebnisse bilde einen grundlegenden und schwierigen Teil der Kommissionsarbeit.

Ziel des Kolloquiums war es unter anderem, die tschechische Seite an den deutsch-französischen und deutsch-polnischen Erfahrungen teilhaben zu lassen. Im gegenwärtigen Moment, in dem die tschechischen Historiker gerade hinsichtlich des deutsch-tschechischen Verhältnisses einem großen Druck der öffentlichen Meinung ausgesetzt sind, ist der Vergleich mit den französischen und polnischen Erfahrungen angebracht und kann helfen, die Situation zu entdramatisieren.

Das Kolloquium war in jeder Hinsicht ein großer Erfolg. Es hat nicht nur den Austausch der Spezialisten gefördert, vielmehr verfolgte auch mit großem Interesse die tschechische Zuhörerschaft die konkreten und anwendungsbezogenen Beiträge der Teilnehmer der verschiedenen Kommissionen. Die Intensität der Debatten sowie die Qualität der Fragen sind ein Zeichen dafür, daß dieses Kolloquium einem aktuellen Bedürfnis entgegenkam und nicht nur den Erwartungen der tschechischen Teilnehmer entsprach.

Übersetzt von Catherine Perron und Irmela Plamann

DER ERSTE WELTKRIEG ALS WENDEPUNKT IN DEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN TSCHECHEN, SLOWAKEN UND DEM DEUTSCHEN REICH

Wenn Politiker historische Schlußstrichdiskussionen führen, geht es ihnen darum, ihr Wirken in Gegenwart und Zukunft von der Last der Vergangenheit zu befreien. Wenn Historiker politische Schlußstrichdiskussionen vorbereiten, fühlen sie die Relevanz ihres Wirkens für und in der Politik bestätigt. Wenn Politiker jedoch die von ihnen geführten Schlußstrichdiskussionen trotz Unterstützung von seiten der Historiker für gescheitert erklären, und dennoch weiterführen, dann wird im kleinen deutlich, was man im großen Interdependenz von Politik und Geschichte nennt.

Ein Stück mitteleuropäischer Vergangenheit, für das in der Gegenwart mit Blick auf die kontinentale Zukunft ein Schlußstrich gesucht wird, ist die Geschichte der wechsellvollen deutschböhmisch-tschechisch-reichsdeutschen, deutsch-tschechoslowakischen und/oder deutsch-tschechischen bzw. deutsch-slowakischen Beziehungen namentlich im 20. Jahrhundert. Mit dem Ziel, zuallererst die Wahrheit über diese „Konfliktgemeinschaft“ (Jan Křen) ans Licht und auf den (Verhandlungs)Tisch der Politiker zu bringen, wurde die deutsch-tschechoslowakische Historikerkommission unmittelbar nach der politischen Wende der Jahre 1989/90 gegründet. Mit bislang drei deutsch wie tschechisch erschienenen Studienbänden über die demokratische und nationale Emanzipation bei Deutschen, Tschechen und Slowaken (1815–1914), über das „Scheitern der Verständigung“ in der Ersten Republik (1918–1938) und den „Weg in die Katastrophe“ (1938–1947) ist diese Kommission seit 1993 an die wissenschaftliche Öffentlichkeit getreten. In das Rampenlicht der politischen Öffentlichkeit gerückt wurden die in der Kommission tätigen tschechischen und deutschen Historiker 1995 durch den Umstand, daß die Präsidenten Havel und Herzog deren Treffen in Dresden zum Anlaß nahmen, sich an der Elbe zusammzusetzen, um über einen möglichen Schlußstrich zu reden. Die politischen Diskussionen in dieser Richtung galten in Prag wie in Bonn Anfang 1996 als gescheitert.

In dieser Situation fand vom 20.–22. Februar 1996 in Bratislava eine weitere Sitzung der „Gemeinsamen Deutsch-Tschechisch-Slowakischen Historikerkommission“ statt, wobei anzumerken ist, daß diese erstmals in der Slowakei abgehaltene Kommissionssitzung ursprünglich für den Oktober 1995 geplant war. Zugleich verdient Erwähnung, daß man sich vor allem auf tschechischer und slowakischer Seite auch im Jahre 3 nach der Staatstrennung immer noch schwer tut, eine einheitlich von den drei beteiligten Partnern gleichsam benutzte Bezeichnung für die Kommission festzulegen.

Auf der an der Donau abgehaltenen Kommissionstagung wurde mit dem Ersten Weltkrieg jene kontinentale Umbruchsituation thematisiert, die nicht nur den eigentlichen Beginn des „kurzen 20. Jahrhunderts“ (Eric Hobsbawm) markierte, sondern zugleich Deutsche, Tschechen und Slowaken als „ungleiche Nachbarn“ in Beziehungen treten ließ, die sie an einer vielleicht wirklich unmöglichen Verständigung vorbei in die totale Katastrophe führten. In dem Bestreben, die kleine chronologische Lücke, die zwischen Band 1 und 2 der Kommissionsveröffentlichungen entstanden war, zu schließen, wurde in Bratislava ein wirklicher Wendepunkt der mitteleuropäischen Beziehungsgeschichte diskutiert.

Auch wenn die Veranstalter (Hans Mommsen für die deutsche Sektion der Kommission, Dušan Kováč für die slowakische) eine getrennte Behandlung der böhmisch/tschechischen und der slowakischen Frage sowie der Rolle der deutschen Politik auf die Tagesordnung gesetzt hatten, mündete die Konferenz letztlich in der Fragestellung, ob die „Entfremdung“ zwischen den Nationen abzuwenden gewesen wäre. Wie alle „was wäre wenn“-Debatten konnte auch die in Bratislava geführte kein befriedigendes Ergebnis hervorbringen. Ergiebig hingegen waren jene Diskussionen, die sich quasi übergreifend aus den Referaten zu den drei nationalen Schwerpunkten ergaben. So wurde einmal mehr die besondere Rolle von Persönlichkeiten in der tschechoslowakischen Geschichte hinterfragt. Herausgefordert dazu hatten sowohl Zdeněk Kárník (Prag) mit seinem quellenmäßig sehr solide fundierten Beitrag über die letzte Phase der deutsch-tschechischen Ausgleichsverhandlungen in den Jahren 1913 und 1914 als auch Karel Pichlík (Prag) und Frank Hadler (Leipzig/Berlin), die sich auf die „Tschechoslowakische Auslandsaktion“ während des Exils im Weltkrieg konzentrierten. Pichlík stellte Überlegungen zu Masaryks Vorstellungen über die europäische Nachkriegsordnung an, Hadler referierte auf der Basis neuer Archivreise über die Herausbildung der tschechisch-slowakischen Zusammenarbeit in den Jahren 1915–1917. Auch die Ausführungen von Dušan Kováč (Bratislava) über die Entwicklung der slowakischen Frage zwischen Entente und Mittelmächten wurden in diesem Sachzusammenhang diskutiert.

Ein zweiter übergreifender Themenkreis umfaßte die Reaktionen auf das Faktum des Krieges in der „Heimat“. Jan Havránek (Prag) gab Einblicke in das von Krieg und Kriegspolitik bestimmte Alltagsleben in den böhmischen Ländern und wagte sich an das Problem der Mentalitätsbestimmung. Die wichtige Frage nach dem Bewußtseinswandel der slowakischen Gesellschaft in bezug auf die ungarische und die tschechoslowakische Staatsidee verfolgte Elena Mannová (Bratislava). Ihre Ausführungen zeigten, daß die von heftigen Diskussionen begleiteten Forderungen Monika Glettlers (Freiburg), sich endlich an die Erarbeitung einer slowakischen Gesellschaftsgeschichte zu trauen, teilweise bereits überholt waren.

Die Rolle der deutschen Politik im behandelten Zeitraum beschränkte sich darauf, „Reaktionen“ vorzuführen. Miroslav Bobřík (Bratislava) konzentrierte sich auf die Haltung der Deutschen in der Slowakei gegenüber der slowakischen Nationalbewegung in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Dabei kam er u. a. auf die Idee einer Zipsper Republik zu sprechen, die nahtlos in die zeitgleich überall in Ostmitteleuropa konzipierten nationalen Selbständigkeitsprojekte einzureihen wäre. Auf der Basis seiner langjährigen Beschäftigung mit den deutsch-tschechoslowakischen Beziehungen versuchte Manfred Alexander (Köln) Neues über die Haltung der Deutschen in der Tschechoslowakei herauszuarbeiten. Das im ganzen bekannte Spektrum der deutschen „Reaktionen“ konnte dennoch von Birgitt Morgenbrod (Düsseldorf) abgerundet werden, die sich auf die Reflexionen der böhmisch/deutschen Frage in der reichsdeutschen Publizistik konzentrierte. Da sie sich auf die bürgerliche Presse beschränkte, blieb das von ihr gezeichnete Bild indes nur ein Ausschnitt.

Als ein wichtiges Thema der Kommissionstagung erwies sich die Frage nach dem Wandel sozialer, durch die Kriegsumstände hervorgerufener Forderungen in eine nationalpolitische Programmatik. Die vergleichend angelegten Diskussionsbeiträge

über die Massenproteste gegen die Fortführung des Krieges in den böhmischen Ländern, in Ungarn, den Alpenländern sowie im Deutschen Reich stammten von Bertold Unfried (Wien), L'ubomír Lipták (Bratislava) und Arthur Schlegelmilch (Hagen).

Die Tatsache, daß deutsche, tschechische und slowakische Historiker in Zeiten kontroverser politischer Schlußstrichdebatten die Kontinuität ihres – wie in Bratislava bewiesenen – länderübergreifenden Sachdialoges bewahren können, sollte Anlaß zur Hoffnung geben, daß die aus der gemeinsamen Geschichte heraus entstandenen Mißstimmigkeiten soweit aufgeklärt werden, daß sie ihre prägende Wirkung auf die Tagespolitik verlieren. Der Erste Weltkrieg war ein Wendepunkt in den Beziehungen der drei Nachbarvölker, eine Wende hin zur Unvernunft, ja zur Katastrophe. Mögen die reflektierenden Diskussionen über dieses Thema dazu beitragen, daß der inzwischen bereits historische Wendepunkt der Jahre 1989/90 einstmals als Wende hin zur politischen Vernunft behandelt wird.

Leipzig/Berlin

Frank Hadler

DAS WISSENSCHAFTLICHE UND KÜNSTLERISCHE DEUTSCHE ERBE MÄHRENS

Am 7. und 8. Dezember 1995 fand an der Pädagogischen Fakultät der Palacký-Universität Olmütz (Olomouc) ein wissenschaftliches Symposium mit dem Thema „Das wissenschaftliche und künstlerische deutsche Erbe Mährens“ statt. Das Symposium wurde ausgerichtet von der Pädagogischen Fakultät der Olmützer Universität und der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste, München. Es setzte die schon zuvor aufgenommenen Kontakte tschechischer Wissenschaftler mit der Sudentendeutschen Akademie fort und schloß an vorangehende Besuche tschechischer Wissenschaftler in Deutschland an. Der Gegenstand des Symposiums widmete sich dem deutschen Erbe Mährens, eine Thematik, die belegt, daß sich sudetendeutsche und tschechische Wissenschaftler trotz nicht immer günstiger politischer Großwetterlagen in Fachgesprächen näherkommen können. Daß die Tagung in der Universität Olmütz stattfinden konnte, ist ein Beleg für die vorhandene Aufgeschlossenheit gegenüber der deutschen Vergangenheit in Mähren.

Günstig für den Ablauf des Symposiums erwies sich sicherlich die fachspezifische Ausrichtung des Symposiums, auf dem ganz unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen vertreten waren. Die Präsentation wissenschaftlicher Themen wurde von den deutschen Teilnehmern, die meist selbst aus Mähren stammten, übernommen, während es in der Diskussion über die einzelnen Fachthemen zu verschiedentlich recht intensiven Aussprachen mit den tschechischen Teilnehmern kam. Besonders ins Gewicht fiel, daß an der Tagung in der Aula der Fakultät häufig zahlreiche Studenten teilnahmen, daneben aber auch interessierte Zuhörer aus Olmütz selbst. Nach der Begrüßung durch den Dekan der Pädagogischen Fakultät, František Mezihorák, und verschiedene seiner Kollegen wurde das dichte Vortragsprogramm eröffnet von einem auf tschechisch vorgetragenen Grußwort, das der Chirurg Heinrich F. K. Männl (Straubing) im Namen der Sudetendeutschen Akademie vortrug. Die Reihe der Fach-

referate eröffnete Herbert Straka (Kiel) mit einem Vortrag „Über die Erforschung der Geschichte des Pflanzenkleides von Mähren-Schlesien“. Ihm folgte der Vortrag des Münchner Mathematikers Rudolf Fritsch über „Einige Aspekte des mathematischen Werkes von Kurt Gödel“. Der Kieler Agrarwissenschaftler Norbert Knauer sprach über „Ökosysteme und ihre Bedeutung für die Landwirtschaft, die Gesellschaft und den Naturschutz“. Das Referat von Friedrich Prinz (München) über „Der Mährische Ausgleich von 1905“ mußte wegen der kurzfristigen Erkrankung des Referenten verlesen werden.

Damit war übergeleitet von den mehr naturwissenschaftlich orientierten Themen zu geisteswissenschaftlichen Fragestellungen. Die Fortsetzung bildete ein Vortrag von Richard W. Eichler (München) über „Die Malerei und Plastik Mährens innerhalb der Stilentwicklung des 19. und 20. Jahrhunderts“. Rudolf Grulich (Königstein) berichtete über „Mährische Missionare als Gelehrte des 17. und 18. Jahrhunderts in Übersee“. Eine thematische Auflockerung brachte am Abend das Konzert des Blechbläser-Ensembles der Musikhochschule Stuttgart unter der Leitung von Armin Rosin. Der einleitende Vortrag des erkrankten Widmar Hader mit dem Thema „Was tun mit dem Erbe?“ mußte leider ebenfalls verlesen werden, was seiner Eindringlichkeit aber keinen Abbruch tat. Das Konzert selbst brachte Werke von Heinrich Biber, Felix Petyrek, Gottfried Finger, Widmar Hader und Johann Heinrich Schmelzer. Es machte auf diese Weise mit dem Musikschaffen sudetendeutscher Komponisten aus verschiedenen Jahrhunderten bekannt. Nach dem anstrengenden Vortragsprogramm waren leider nicht mehr allzu viele Zuhörer anwesend, doch kann das Konzert als eine herausragende kulturelle Darbietung gewertet werden. Bereits der vorangegangene Empfang durch die einladende Fakultät mit den beiderseitigen Begrüßungsansprachen hatte eine Einstimmung in die weiterführenden Grundinteressen zutage treten lassen.

Der zweite Tag brachte eine wissenschaftliche Annäherung an das Werk und die Person des südmährischen Schriftstellers Charles Sealsfield (Karl Postl) mit Referaten von Herbert Zeman und Walter Zettl (Wien). Eine rechtliche Problematik griff im Anschluß daran Wilfried Fiedler (Saarbrücken) auf mit einem Referat über „Die Kulturgüter Mährens im Lichte des Internationalen Rechts“. Der Vormittag fand einen nachdenklich stimmenden Abschluß durch die Schriftstellerin Ilse Tielsch, die aus eigenen Werken las, die zum Teil auch in tschechischer Sprache von Studierenden der Fakultät vorgetragen wurden. Den Abschluß des Symposiums bildete ein Besuch des deutsch-tschechischen Begegnungszentrums in Mährisch-Schönberg.

Das Symposium trug zu einem sehr intensiven Gedankenaustausch bei und konnte dabei von der hervorragenden Organisation und der freundlichen Aufnahme durch die Gastgeber profitieren. Nach dem Abzug der sowjetischen Truppen stehen der Universität nunmehr eindrucksvolle Räume für ihren Lehr- und Forschungsbetrieb zur Verfügung.

Die Idee des fachbezogenen Gedankenaustausches und die stimmungsvolle Einrahmung der Fachreferate lassen auf weitere erfolgreiche Veranstaltungen hoffen. Daß sich der Gedankenaustausch ausdrücklich mit einer „Sudetendeutschen“ Akademie vollzog, nicht aber mit einer schlicht historisch verstandenen „Böhmischen“ Institution, betont die Bedeutung auch des mährischen Landesteiles für die Forschung und

das Interesse am geistigen Erbe der Sudetendeutschen. In das oft rauhe Klima politischer Kontroversen warf das Symposium ein unerwartet freundliches Licht fachspezifischer Annäherung.

Saarbrücken

Wilfried Fiedler

DAS „GEISTESWISSENSCHAFTLICHE ZENTRUM GESCHICHTE UND KULTUR OSTMITTELEUROPAS“ IN LEIPZIG

Der Wissenschaftsrat veröffentlichte 1991 eine Analyse zur Lage der Geisteswissenschaften in Deutschland und beobachtete dabei Defizite insbesondere in innovativen und fächerübergreifenden kulturwissenschaftlichen Fragestellungen, daher auch in der interdisziplinären Kooperation und in komparatistischen Verfahren. Entsprechende Postulate – so ist auch heute noch festzustellen – vermag die Universitätsforschung infolge ihrer auf Studienfächer ausgerichteten Struktur nur schwer zu erfüllen. Diese Analyse traf zusammen mit der ebenfalls 1991 erfolgten Evaluation der Institute der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR. Dabei zeigte sich, daß an diesen Instituten Forschungsgebiete bearbeitet wurden, deren Auflösung einen großen Verlust bedeutet hätte, da es sie sonst in Deutschland in dieser Fragestellung oder Zusammensetzung nicht gab. Die Geisteswissenschaften drohten in der Forschung die Verlierer der Wiedervereinigung zu werden.

Aus beiden Faktoren entstand jedoch der Vorschlag des Wissenschaftsrates, sieben geisteswissenschaftliche Forschungsschwerpunkte unterschiedlicher Fachausrichtung zu bilden, in die Einzelforschungen oder Forschergruppen der Akademie-Institute integriert werden konnten. Ihre Betreuung wurde der Max-Planck-Gesellschaft anvertraut, die zu ihrer Verwaltung eine „Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH“ gründete. Von vornherein war dies nur als Interim gedacht. Eine Max-Planck-Präsidenten-Kommission erhielt den Auftrag, Vorschläge für die Errichtung neuer „Geisteswissenschaftlicher Zentren“ auszuarbeiten, die von verschiedenen neuen Bundesländern – außeruniversitär, aber in enger Kooperation mit Universitäten – errichtet werden sollten.

Die Forschungsschwerpunkte, darunter auch der für „Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“, waren im Januar 1992 in Berlin eröffnet worden und gliederten sich in Gruppen- und Einzelprojekte, die allmählich zu wissenschaftlicher Kohärenz ausgebaut werden sollten. Daran wurden schließlich auch wissenschaftliche Mitarbeiter aus den alten Bundesländern beteiligt. Das Ziel war, ein neues Förderungsinstrument für geisteswissenschaftliche Forschung zu entwickeln, die projektorientiert und auf interdisziplinäre Kooperation ausgerichtet sein sollte. Nach Überwindung einiger Widerstände beschloß der Wissenschaftsrat im November 1994 „Empfehlungen zur Förderung Geisteswissenschaftlicher Zentren“, die im Februar 1995 von der Bundesländerkommission gebilligt wurden. Für vorerst zwölf Jahre sollten demnach an den Zentren ausgewählte, kooperativ, international und interdisziplinär bearbeitete kulturwissenschaftliche Forschungsfelder gefördert werden, um so der Zersplitterung

der Geisteswissenschaften entgegenzuwirken. Die jeweiligen Sitzländer sollten die Grundausrüstung (etwa ein Drittel) der Zentren finanzieren, die Deutsche Forschungsgemeinschaft die darauf aufbauende Projektförderung (etwa zwei Drittel). Im Verlauf des Jahres 1995 gründeten dann die Länder Berlin, Brandenburg und Sachsen insgesamt sechs Geisteswissenschaftliche Zentren. Die Förderungsgesellschaft (MPG) beendete am 31. 12. 1995 ihre Betreuung. Das Antragsverfahren bei der DFG führte im September 1995 zur Bewilligung von Projekten, die im allgemeinen auf denen der Forschungsschwerpunkte aufbauen und weiterentwickelt werden.

Das „Geisteswissenschaftliche Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e. V.“ (GWZO) nahm im Januar 1996 seine Arbeit in Leipzig auf. Seine Gründung fügt bestehenden Instituten nicht einfach ein weiteres hinzu, sondern zielt in verschiedener Hinsicht auf Innovation:

- durch Akzentuierung der Kulturregion östliches Mitteleuropa als besonderes Arbeitsgebiet innerhalb der Osteuropaforschung an den Universitäten,
- durch Berücksichtigung der Gesamtregion Ostmitteleuropas in ihrer inneren Beziehungsgeschichte und in der zu Europa,
- durch vergleichende systematische Fragestellungen,
- durch multidisziplinäre Zusammenarbeit,
- durch institutionelle Kooperation und Forschungsbündelung.

Die Forschung soll sich auf die historische Kernregion Ostmitteleuropas konzentrieren, nämlich auf die deutsch-slawische Siedlungs- und Kulturtransferzone östlich der Elbe (Mittelalter) sowie insbesondere auf die polnischen, die böhmischen und die ungarischen Länder in ihrer wechselnden historischen Zusammensetzung. Zum einen sind diese Länder in erster Linie Partner der deutschen Geschichte, zum anderen aber dürften vielfältige Parallelen ihrer geschichtlichen Entwicklung vergleichende Fragestellungen besonders begünstigen. In konzentrischen Kreisen gedacht, legt sich um diesen ostmitteleuropäischen Kern eine weitere Region zwischen Ostsee und Adria, deren Länder je nach Projektthema für geeignete Vergleiche und für beziehungs-geschichtliche Themen fallweise hinzugezogen werden sollen. Dazu gehören auch Länder, die mit der Kernregion Ostmitteleuropas in Geschichte und Gegenwart politisch und kulturell zeitweilig verbunden waren, die jedoch außerhalb des lateinischen Kulturkreises liegen. Im ganzen geht es bei dieser Region um die deutsch-slawische sowie deutsch-magyarische Transfer- und Nachbarschaftsregion.

Damit ist der Forschungsgegenstand erstens hinreichend abgegrenzt sowohl nach Osteuropa (GUS-Länder) als auch zum westlichen Mitteleuropa. Zweitens ist so aber auch eine verbreitete Forschungs- und Fachgrenze zwischen osteuropäischer und südosteuropäischer Geschichte ebenso überwunden wie die literaturwissenschaftliche Sprachgrenze. Außerdem werden die im Universitätsfach „Osteuropäische Geschichte“ häufig nur beiläufig behandelten ostmitteleuropäischen Länder in ihrer Bedeutung angemessen akzentuiert.

Die Projekte des Zentrums sollen sich an folgenden drei heuristischen Perspektiven orientieren, die für Ostmitteleuropa spezifische strukturbildende Faktoren oder Probleme darstellen:

- die nationalen Identitätsbildungen im Verhältnis zu regionalen und ethnischen Identitäten,
- der multikulturelle Charakter Ostmitteleuropas im Neben- und Miteinander von slawischen, magyarischen, jüdischen und deutschen Kulturfaktoren – von der mittelalterlichen Siedlungsverdichtung bis ins 20. Jahrhundert,
- die Bedeutung und die Grenzen von Modernisierung in Verbindung mit allgemeinen europäischen Kulturbewegungen (Europäisierung).

Die Projekte sollen grundsätzlich von einer länderübergreifenden vergleichenden Fragestellung ausgehen bzw. auf Vergleiche hinzielen. Sie sind daher nicht länderbezogen, sondern thematisch-systematisch zu formulieren. Für solche geschichtlichen, gesellschaftlichen und ethnisch-kulturellen Vergleiche eignen sich die Länder Ostmitteleuropas besonders. Überdies wird mit dem kulturwissenschaftlichen Vergleich ein häufiges, aber selten eingelöstes Desiderat erfüllt. Die Thematik der Projekte erfordert im allgemeinen eine multidisziplinäre Zusammenarbeit von Mitarbeitern und von Kooperationspartnern außerhalb des Zentrums. Darin besteht eine besondere Herausforderung, aber auch eine Chance für die Entwicklung interdisziplinärer Fragestellungen auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften überhaupt. Schließlich soll die gemeinsame kulturwissenschaftliche und -geschichtliche Forschung auf jeden Fall auch ältere Geschichtsepochen einbeziehen, da diese zum einen für das ostmitteleuropäische Geschichtsbewußtsein besonders relevant sind und da hier zum anderen in Deutschland besondere Forschungslücken und Nachwuchsprobleme bestehen.

Das Leipziger Zentrum gliedert sich in fünf längerfristige Arbeitsgebiete als thematische Schwerpunkte:

- Die „Germania Slavica“ (Ostdeutschland) als westlicher Rand Ostmitteleuropas – Der mittelalterliche Landesausbau zu slawischem und deutschem Recht in Ostmitteleuropa;
- Nationalliteratur und gesellschaftlicher Wandel in Ostmitteleuropa im 19. und 20. Jahrhundert;
- Die Metropolen Ostmitteleuropas: Regionalkultur – Nationalkultur – Europäische Kultur;
- Historische Erfahrungen und Perspektiven Ostmitteleuropas: Staatensystem – Nation – Demokratie;
- Geschichte der Slawenrezeption und der Ostmitteleuropaforschung in Deutschland.

Innerhalb dieser Arbeitsgebiete werden spezieller formulierte Projekte in Gruppen kooperativ bearbeitet, und zwar so, daß auch die Einzelthemen im allgemeinen vergleichend angelegt sind. Daher sind in allen Projekten auch die böhmischen Länder integriert.

Im Projekt „Siedlung-Herrschaft-Wirtschaft der Germania Slavica“ untersuchen Historiker, Archäologen und Namenforscher an einem ausgewählten Siedlungsgebiet der Obodriten und Zirzipanen im heutigen Mecklenburg-Vorpommern exemplarisch die slawisch-deutsche Siedlungsveränderung im Hochmittelalter. Daran soll nun eine

Vergleichsregion in Sachsen anschließen ebenso wie ein weiterer Vergleichsbezug zu benachbarten böhmischen und polnischen Regionen. Überdies ist eine Untersuchung zur Ausbildung und Struktur früher Zentren (Magdeburg, Meißen, Bautzen, Prag, Olmütz, Gnesen) geplant, und zwar unter Einbeziehung der Kunstgeschichte.

Das Projekt „Literarische und kulturelle Umbrüche in Ostmittel- und Südosteuropa im 20. Jahrhundert: Exil- und Dissidentenliteratur 1945–1989“ stellt die Frage nach dem Verhältnis zwischen offizieller Literatur und der im Exil und im Dissens (Samisdat) in Produktion, Rezeption und literarisch-ästhetischen Kategorien. Ein Mitarbeiter (Ludwig Richter) untersucht diese Fragestellung für die slowakische und tschechische Literatur, ein anderer (Frank Hadler) für die Historiographie der Tschechoslowakei, Polens und der DDR.

Für die Epoche intensiven staatlichen Wandels und der Veränderung der großen Zentren und Hauptstädte bearbeitet eine Projektgruppe die „Metropolen“ Prag, Krakau, Warschau, Buda und Danzig: „Metropolen und Zentren: Ihre Entwicklung als Faktoren und Orte staatlicher Repräsentation sowie kultureller und gesellschaftlicher Integration in Ostmitteleuropa (15./16. Jahrhundert)“. Im Vordergrund der Fragestellung stehen die gesellschaftliche, ethnische und kulturelle Pluralität, die Integrationsfähigkeit und Multifunktionalität (Hof, Residenz, Adel, Bürgerstadt, Kirche, Bildungszentrum) der Metropolen, ihr Spannungsverhältnis zwischen regionaler Eigenart, nationalem Selbstbewußtsein und Rezeption europäischer Kultur. Metropolen werden so als repräsentatives Abbild der kulturellen Vielfalt und des Kulturtransfers Ostmitteleuropas betrachtet. In der Projektbearbeitung kooperieren Historiker und Kunsthistoriker.

Ausgeprägte, starke Ständevertretungen sind für Böhmen-Mähren, Polen und Ungarn vom 14.–18. Jahrhundert charakteristisch und wirkten als politische Adelsnationen strukturbildend für Ostmitteleuropa. Sie veränderten jedoch seit dem 17. Jahrhundert ihre politische Funktion durch Aristokratisierung ebenso wie durch Integration in absolutistische Großreiche (Habsburg, Preußen, Rußland, Osmanen). Das Projekt „Die Entwicklung frühparlamentarischer ständischer Konsenssysteme als ostmitteleuropäisches Staatsmodell vom 16. bis 18. Jahrhundert und ihre Integrationsfähigkeit für konfessionelle, regionale und nationale Pluralität“ versucht daher, zunächst die Spezifik der Ständevertretung dieser Länder als Alternative zum absolutistischen Befehlsstaat zu thematisieren. Darüber hinaus geht es schließlich um den Strukturwandel und die Funktionsfähigkeit der Ständesysteme zumal im 17./18. Jahrhundert. Die böhmischen Länder – Adel, Geistlichkeit und Konfessionsparteien – werden hier von vier Mitarbeitern komparatistisch einbezogen (Hansjürgen Bömelburg, Joachim Bahlcke, Karel Hruza, Winfried Eberhard).

Zwei weitere Projekte stehen derzeit in der Konzeptionsphase. Das eine soll sich mit den künstlerischen Innovationen, Stilwandlungen, Transfers und Beziehungen zwischen ca. 1450 und 1550 in den von der Jagiellonen-Dynastie beherrschten Ländern Polens, Böhmens und Ungarns befassen, das andere mit der Gesellschaftsgeschichte der Zwischenkriegsrepubliken. Im fünften der obengenannten Arbeitsgebiete (Slawenrezeption – Ostmitteleuropaforschung) wurde bis 1995 die Geschichte der deutschen Slawistik untersucht. Daraus entstand zuletzt die Publikation von Wilhelm Zeil über die Slawistik an der deutschen Universität in Prag.

In einer neuen Phase soll auch in diesem Arbeitsgebiet wieder ein Projekt angesiedelt werden.

An den Projektthemen dürfte abzulesen sein, daß das Zentrum versucht, bislang oder gegenwärtig wenig bearbeitete Forschungsfelder, Fragestellungen und Epochen aufzugreifen. Das hat andererseits zur Folge, daß etwa ethnische Minderheitenfragen und Nationalitätenkonflikte der Vergangenheit ebenso wie Transformationsprozesse der Gegenwart bewußt nicht unmittelbar thematisiert werden.

Bei entsprechender thematischer Berührung werden am Zentrum Gastwissenschaftler aus dem In- und Ausland beschäftigt. Es steht daher für Forschungsoperationen in verschiedensten Formen offen.

Leipzig

Winfried Eberhard

DAS „HANNAH-ARENDT-INSTITUT FÜR TOTALITARISMUSFORSCHUNG“ IN DRESDEN

Die Gründung des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung an der Technischen Universität Dresden (HAIT) entsprang dem Bedürfnis, die Bewältigung der DDR-Vergangenheit und die Wiederentstehung einer freiheitlichen Gesellschaft in den neuen Bundesländern durch historisch-sozialwissenschaftliche Forschung zu begleiten und zu fördern. Die Initiative der sächsischen Landtagsfraktion der CDU – die das Projekt am 27. September 1991 in einer Anhörung erörterte – wurde unverzüglich auf eine breite politische Basis gestellt: Am 21. November 1991 stimmten alle Fraktionen des Landtags dem Vorhaben zu; auch die Sächsische Staatsregierung unterstützte das Vorhaben. Das Institut wurde am 9. November 1992 gegründet und am 17. Juni 1993 – dem 40. Jahrestag des Volksaufstands in der DDR – eröffnet. Das HAIT verfügt über zehn Wissenschaftler-Planstellen, die in einem ausgewogenen Verhältnis von Mitarbeitern aus der „alten Bundesrepublik“ und den neuen Bundesländern besetzt sind. Die Stelle des Institutsvorstands, der in Personalunion an der TU Dresden eine Professur für vergleichende Totalitarismusforschung wahrnehmen soll, ist nach dem Tod des Gründungsdirektors, des Bonner Osteuropahistorikers Alexander Fischer, derzeit vakant, soll in den kommenden Monaten jedoch neu besetzt werden.

Aufgabe des Instituts ist die interdisziplinäre und vergleichende Untersuchung des gesamten Spektrums autoritärer und totalitärer Herrschaft vom Faschismus über den Nationalsozialismus bis zu den kommunistischen Regimen in Osteuropa; Kernstück der Forschungsarbeit bildet die Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden deutschen Diktaturen. Ein maßgeblicher Orientierungspunkt ist das Werk Hannah Arendts (1906–1975), insbesondere ihre epochale Untersuchung „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“. Die produktive Weiterentwicklung des klassischen Totalitarismuskonzepts soll in eine umfassende Theorie langfristiger Verlaufsformen von Gewaltherrschaft münden, welche über die bloße Beschreibung hinaus die innere Struktur und Dynamik derartiger Regime erklären kann. Die Forschungsarbeit des Instituts ist auf die Totalitarismustheorie jedoch keineswegs fixiert; genutzt wird vielmehr pragmatisch-unbefangen der gesamte reichhaltige Fundus historischer und sozialwissenschaftlicher Theorieangebote.

In der Konsequenz der Aufgabenbeschreibung laut Statuten, maßgeblich außerdem bedingt durch die enge Nachbarschaft zu Polen und zur Tschechischen Republik, betrachtet das Institut auch die Erforschung der Zeitgeschichte Ostmitteleuropas, vornehmlich in vergleichender Perspektive, als ein zentral wichtiges Anliegen. Neben der Wirtschaft, der Politik, der Gesellschaft und der Kultur dieses Raumes sind auch die bilateralen ökonomischen und politischen Beziehungen der östlichen Nachbarn zu Deutschland und insbesondere zu Sachsen von Interesse. Der Blick auf die kommunistische Ära verweist hier zwangsläufig auf die Vorgeschichte der Zwischenkriegszeit und – in längerfristiger Perspektive – mindestens zurück bis ins 19. Jahrhundert. Reges Interesse besteht auch an den Entwicklungen der Transformationsphase.

Der Schwerpunkt der Forschungsarbeiten soll ab Herbst des laufenden Jahres zunächst auf dem Themenfeld „Etablierung und Ausformung der zentralistischen Planwirtschaft in der DDR und in der Tschechoslowakei in den vierziger und fünfziger Jahren im sozialen und politischen Kontext“ liegen. Gegenstand der Analyse sind zwei in ihrem sozialökonomischen Entwicklungsstand ähnliche, somit gut vergleichbare fortgeschrittene Industriegesellschaften, die beide im Untersuchungszeitraum unter dem maßgeblichen Einfluß der Sowjetunion der Stalinisierung von Wirtschaft, Gesellschaft und Politik unterworfen wurden – ein Prozeß, der im Lichte der Modernisierungstheorie vermutlich als „Regressionserscheinung“ zu werten ist. Leitende Fragestellung ist die nach den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der „nationalen Entwicklungspfade“ zur zentralistischen Planwirtschaft; vergleichend analysiert werden Phasen und Verlaufsformen, Intensität und Resultate des Stalinisierungsprozesses in der Wirtschaft, die Wechselbeziehungen dieser Entwicklung zu Gesellschaft und Politik sowie ihre kürzer- und längerfristigen Ursachen. Dies beinhaltet die Frage nach dem jeweiligen „Mischungsverhältnis“ autochthoner nationaler Traditionen und oktroyierter Elemente des Sowjetkommunismus sowie die Untersuchung der beiden Gesellschaften gemeinsamen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen. Hier wird etwa auf die maßgeblichen Strukturverschiebungen aufmerksam gemacht, denen beide Volkswirtschaften nach dem Ende der NS-Kriegswirtschaft und im Zuge der Eingliederung in den RGW unterworfen waren. Beide Länder hatten etwa auch – die Tschechoslowakei nach der Vertreibung der Deutschen, die DDR im Zuge der „Republikflucht“ – mit einem gravierenden „Brain-drain“ zu kämpfen und Know-how-Lücken zu bewältigen. Angesprochen sind daneben aber auch die je spezifischen, Wirtschaftsstruktur, „Wirtschaftsstil“ und politische Kultur formenden und beeinflussenden nationalen Vorgeschichten: So war etwa in der Sowjetischen Besatzungszone/DDR die NS-Tradition autoritärer Wirtschaftslenkung vermutlich eine prägende Erfahrung, während im Fall der Tschechoslowakei nach dem Gewicht der rechtsstaatlichen, demokratischen und vergleichsweise liberalen Tradition der Ersten Republik, aber auch nach deren Deformation in der Zeit der deutschen Besatzungsherrschaft zu fragen ist. In beiden Fällen ist das – vermutlich unterschiedliche – Ausmaß personeller und organisatorischer Kontinuitäten auf dem Weg zum Kommunismus zu untersuchen.

Abgesehen von den geradezu „selbstverständlichen“ Kooperationsbeziehungen mit den Zentren der bohemistischen Forschung in Deutschland – genannt werden sollen

an dieser Stelle lediglich das Collegium Carolinum in München, das Herder-Institut in Marburg und das Geisteswissenschaftliche Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig – verfügt das HAIT auch über enge Arbeitskontakte zum Lehrstuhl für Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zum Zentrum für Deutschland- und Österreich-Studien der Karls-Universität sowie zum Prager Institut für Zeitgeschichte. An weiteren Kontakten und Kooperationsvereinbarungen besteht lebhaftes Interesse.

Sammelschwerpunkte der Bibliothek mit derzeit 15 000 Monographien und 120 laufenden Zeitschriften (ab 1994) sind u. a. die Geschichte der SBZ/DDR, der ostmitteleuropäischen Länder und des bolschewistischen Rußland.

Im HAIT ist derzeit Dr. Christoph Boyer als wissenschaftlicher Referent für die Geschichte Ostmitteleuropas zuständig. Matthias Roeser bearbeitet ein Dissertationsprojekt mit dem Thema „Die Wirtschaftsbeziehungen im sächsisch-nordböhmischen Raum vom Ende des Ersten Weltkriegs bis zur Gegenwart“.

Dresden

Christoph Boyer

NEUE LITERATUR

Vlček, Pavel: Encyklopedie českých zámků [Enzyklopädie böhmischer Schlösser].

Libri, Praha 1994, 314 S., 337 Strichzeichnungen, 6 Karten.

Bemerkenswert ist Vlčeks Buch in zweifacher Hinsicht: zum einen deshalb, weil es sich um den ersten Versuch handelt, die Geschichte des Schloßbaus in Böhmen monographisch darzustellen, und zum anderen dank der unkonventionellen Konzeption, die eine Abhandlung über die Entwicklung der Baugattung mit einem lexikonartigen Teil kombiniert.

Dem etwa ein Drittel des Buches einnehmenden Textteil ist (außer einem Abschnitt über den „Übergang von der Burg zum Schloß“) ein Kapitel über „Das Leben im Schloß“ vorangestellt – eine, so meint man auf den ersten Blick, soziologisch-kulturhistorische Einführung, die die Grundlage zum funktionalen Verständnis des Schloßorganismus und dessen Wandlungen im Verlauf der Geschichte abgeben soll. Es folgen fünf Kapitel, die jeweils einzelnen Stilepochen (Renaissance – Barock – Klassizismus und Empire – „Romantismus“ – Historismus) gewidmet sind, ergänzt von einem kurzen Abriss über Schloßgärten.

Das kunsthistorische Kernstück gibt einen soliden Überblick über die typologische Entwicklung des Schloßbaus in Böhmen, bleibt allerdings auf diese beschränkt. So erfährt man von Beispiel zu Beispiel – illustriert folgerichtig durch Grundriß- oder Fassadenskizzen –, welche Grundrißtypen und Bauformen in der jeweiligen Epoche vorherrschend waren, in welchen Varianten sie vorkommen und wo Neuerungen eingeführt wurden. Die Darstellung ist positivistisch gehalten, sie verzichtet auf jegliche Andeutung von Zusammenhängen und sogar auf die Einordnungen in einen breiteren Kontext. Zwar gibt der Autor stets Auskunft darüber, woher und gegebenenfalls durch wen eine neue Grundrißform oder Stil Tendenz importiert wurde, doch fehlt die Relation zu den Entwicklungen in den Herkunftsländern, so daß der unvorbereitete Leser keine Möglichkeit hat zu erfahren, welche Stellung der böhmische Schloßbau im europäischen Kontext einnahm, wie sich diese im Laufe der Zeit (oder gar aufgrund welcher historischen Bedingungen) zwischen Vorreiter- und Nachzüglerrolle wandelte, und welche Spezifika die Schloßarchitektur in Böhmen möglicherweise auszeichneten. Ausgeblendet bleibt unverständlicherweise nicht nur Mähren (dessen Burgen und Schlössern laut Vorwort des Verlages ein eigener Band gewidmet werden soll), sondern bis auf sporadische Hinweise auch Wien, was die Darstellung besonders der Zeit seit dem Frühbarock erheblich verzerrt. Wenn der Autor eine Abfolge von Importen italienischer, französischer, sächsischer, preußischer und englischer Typen und Formen zeichnet und allenfalls lokale Ausprägungen erläutert, begibt er sich der Chance, auch nur die Höhepunkte der architektonischen Entwicklung herauszuarbeiten. Die typologischen und stilistischen Neuerungen erscheinen so als Moden, die gleichsam zwangsläufig und unreflektiert übernommen wurden. Von wem dabei die Initiative

ausging, bleibt ungeklärt. Für die Renaissance werden alle Bauherren angegeben, während von den Architekten nur wenige bekannt sind; in der Darstellung ergibt sich implizit der Eindruck, als ob die Bauherren allein – und sei es nur durch die Wahl der Bauleute – den Fortschritt bestimmt hätten. Im Barock und später dagegen sind es nach Vlčeks Darstellung – wiederum implizit – die Architekten, die ihren (Mode-) Stil auslebten, während die Bauherren ihnen lediglich die Gelegenheit dazu gaben. Dies ist um so ärgerlicher, als der Autor selbst in einem der einleitenden Abschnitte feststellt, daß die Bauherren in aller Regel Einfluß auf die Planung nahmen, und das meist ebenso kompetent wie wohlüberlegt.

Hinzu kommt ein weiterer elementarer Mangel des – immerhin! – als „Enzyklopädie“ betitelten Werkes: Thema bleibt durchgehend allein der Grundrißtyp und die Form des Baukörpers; schon die Gliederungsmotive der Fassaden und die Bauplastik bleiben weitgehend unbeachtet, und hinsichtlich der Ausstattungen wird kaum mehr gesagt, als daß Malerei beliebt gewesen sei. Daß die Architektur vor allem in der bevorzugten Epoche des Autors, dem Barock – den er als „Goldenes Zeitalter“ des Schloßbaus in Böhmen bezeichnet – mit der Begleitung durch die anderen Künste rechnete und mitunter sogar auf das Zusammenwirken mit ihnen ausgelegt war, ist Vlček durchaus bewußt, auch kennt er den Begriff des „Gesamtkunstwerks“. Dennoch erklärt er zwar die Konstruktion der Dachstühle und das Verfahren der Fensterverglasung, würdigt aber die Ikonographie der Dekorationen, die zu den wichtigsten Elementen der Repräsentation zählten, keines Wortes. Ebenso wenig scheinen für den Autor Wirtschaftsgebäude, Stallungen und weitere Nebenbauten zu existieren, und das nicht einmal dort, wo sie Teil des Schloßgrundrisses sind, wie bei den Cour d'honneur-Anlagen.

Auf diese merkwürdig verengte Perspektive hat der Autor den Leser freilich schon durch seine Einführung in die „Grundzüge des Schloßlebens“ vorbereitet. Darin kann man lernen, daß sich die adligen Schloßbewohner im Zeitalter des Humanismus hauptsächlich der Bildung hingegeben hätten, wohingegen dann die Gegenreformation frivole Oberflächlichkeit mit sich gebracht habe. Die Beschäftigungen der Herrschaft werden in den folgenden Abschnitten über „Feste und Zeitvertreib“, „Tanz“, „Musik“, „Theater“, „Kunst“, „Spiele“ und „Jagd“ im einzelnen vorgestellt. Daß Schlösser in aller Regel Zentren komplexer „Wirtschaftsunternehmen“ waren und ihre Besitzer durchaus noch anderes als galanten Müßiggang im Sinn hatten, klingt allenfalls an. Verwunderlich ist auch, daß sich der Lebensstil des Adels nach Vlčeks Darstellung im Laufe von mehreren Jahrhunderten nicht im geringsten verändert zu haben scheint. So bleibt diese Einführung eine sinnlose Geste – verstanden vermutlich als Zugeständnis an die sozialhistorische „Mode“ in der Kunstgeschichte – und trägt nicht einmal dazu bei, die heute schon bekannten Zusammenhänge zwischen Bedürfnissen, Zeremoniell, Selbstverständnis usw. einerseits und den typologischen Entwicklungen andererseits dem Laien zu erklären.

An Laien wendet sich das Buch nach Aussage des Verlags, und dafür sprechen nicht nur etwa die überaus schlichten Erklärungen der verschiedenen historischen Stile („die Renaissance wurde von Filippo Brunelleschi erschaffen“), sondern vor allem der Verzicht auf Fußnoten und Literaturangaben. Andererseits kündigt der Autor in seinem Vorwort an, eingeführte Forschungsmeinungen an vielen Stellen korrigieren zu wollen, doch das erschließt sich nur den Spezialisten, die mit der einschlägigen Literatur

gründlich vertraut sind. An den engeren Kreis der Fachkollegen sind offenkundig insbesondere die Ausführungen über den Barock gerichtet, in denen sich der Autor auf spezialistische Details kapriziert.

Diese Unentschiedenheit in der Abstimmung auf die eine oder die andere Zielgruppe kennzeichnet auch den lexikonartigen Teil des Buches. Er enthält knappe Beschreibungen und baugeschichtliche Daten zahlreicher Schlösser, ferner Kurzbiographien ausgewählter Architekten und weniger anderer Künstler sowie eine Auswahl von Fachbegriffen. Die Bauherren sind hier nicht in eigenen Einträgen berücksichtigt, können aber über das Personenregister erschlossen werden. Abgesehen von den nützlichen Angaben zu den einzelnen Schloßbauten, die trotz der Kürze oft über die in den Inventarbänden zu den böhmischen Kunstdenkmälern (Umělecké památky Čech) hinausgehen, ist die Zusammenstellung nicht immer einleuchtend. Besonders die Angaben zu den Architekten sind bisweilen erstaunlich, schon in ihrer Auswahl, deren Kriterien der Autor leider nicht erläutert. So findet man etwa Filippo Brunelleschi und Leone Battista Alberti, Protagonisten der italienischen Frührenaissance, die freilich naturgemäß weder mit Böhmen noch mit Schloßarchitektur in Verbindung gebracht werden können, dafür fehlen aber viele Architektennamen, auf die man im Text gestoßen ist. Mit den Namen der vertretenen Künstler wird ebenso beliebig verfahren wie mit ihrer „Einordnung“. So wird Jean Baptiste Mathey, der Zeit seines Lebens in Böhmen tätig war und die barocke Schloßarchitektur dort nachhaltig geprägt hat, als „französischer Architekt und Maler“ vorgestellt und folgerichtig unter seinem französischen Namen geführt. Antonín Erhard Martinelli, „österreichischer Architekt welscher Abstammung, tätig unter anderem in Böhmen“, erscheint unter einem teilweise tschechisierten Namen, Kilián Ignác Dientzenhofer wird als „böhmischer [oder tschechischer? – nämlich: český] Architekt deutscher Abstammung“ eingeführt, Benedikt Ried wird die österreichische Nationalität verliehen, die deutschsprechenden böhmischen Architekten des 19. Jahrhunderts tragen sämtlich tschechische Vornamen. Ebenso verfährt der Autor mit den Namen der adligen Bauherren.

Insgesamt ist das Buch für die kurze Information durchaus zu empfehlen, sofern der (nicht spezialisierte) Leser über den Titel „Enzyklopädie“ hinwegsieht.

München

Michaela Marek

Beněš, Zdeněk: Historický text a historická skutečnost. Studie o principech českého humanistického dějepiscetví [Der historische Text und die historische Wirklichkeit. Studien über die Grundsätze der tschechischen humanistischen Geschichtsschreibung].

Univerzita Karlova, Praha 1992, 178 S. (Acta Universitatis Carolinae, Philosophica et Historica 141).

Historische Quellen, so fundamental ihre Bedeutung für die Geschichtswissenschaft und bisweilen für die Literaturgeschichte auch ist, werden von beiden Wissenschaften auf einseitige Weise exploitiert: der Historiker holt sich aus ihnen das Faktenmaterial und webt es in seine Darstellung des historischen Themas, das ihn beschäftigt. Der Literarhistoriker interessiert sich oft einseitig für die Komposition und den literarischen Aspekt seiner Chronik, seiner Memoiren oder seiner Briefwechsel. Das

Verbindende beider Sichtweisen geht dabei oft verloren. Es fehlte (zumindest in der positivistischen Tradition der Historiographie) meist der Blick auf die innere Struktur einer Quelle, der erst verständlich macht, wie der Autor bei der Auswahl seiner Fakten verfährt und was ihn politisch und ethisch zu seiner Darstellung motiviert. Selbst ein Versuch solch einer Textanalyse wie, um in Böhmen zu bleiben, Palackýs „Würdigung der alten böhmischen Geschichte“ (1830) oder „Zur böhmischen Geschichtsschreibung“ (1871) verteilt die Zensuren für die Urkunden in erster Linie nach ihrer faktographischen Zuverlässigkeit, wobei begreiflicherweise ein Dokument wie Hájek z Libočans „Kronika česká“ sehr schlecht abschneidet. Umgekehrt vernachlässigen die Literarhistoriker entsprechend ihrer Interessenlage in vielen Fällen das präsentierte Faktenmaterial, um sich Fragen der Gattungsstruktur, der Einflüsse und des geistigen Hintergrunds des Autors etc. zu widmen.

Zdeněk Beneš Studie zur Geschichtsschreibung des tschechischen humanistischen Zeitalters, die einer Prager Dissertation entwachsen ist, bemüht sich darum, diese Lücke zu füllen. Seine methodologische Grundlage ist die Semiologie des als Schule von Tartu (Dorpat) bekannten Kreises um Jurij Lotman. Dort geht es darum, die verschiedensten Lebensbereiche, in denen es eine Kommunikation nach einem allgemein anerkannten Code gibt, als ein System von Zeichen zu verstehen, wobei primäre Zeichensysteme (russisch: „modeliručščaja sistema, d. i. Modellersystem), d. s. die natürlichen Sprachen, von sekundären und tertiären (Metasprachen, Künsten usw.) unterschieden werden. Wie bei der Urform dieses Denkansatzes, dem Prager Strukturalismus, so ist auch hier, obwohl den Ausgangspunkt die Sprach- und Literaturwissenschaft bildet, das Konzept in seiner Anwendung sehr offen. Schon Jan Mukařovský sah Anwendungsmöglichkeiten für den Strukturalismus in der Philosophie, in der Kunst- und Musikwissenschaft und in vielen anderen Bereichen menschlichen Wissens. In diesem Sinne also betrachtet Beneš die Vermittlung historischer Fakten durch Annalen und andere Urkunden zu Recht als Kommunikation und solchermaßen als ein System von Zeichen, die diesen Prozeß in Gang setzen.

Auf dieser Basis hat seine Arbeit zwei Grundaspekte: 1. bemüht sie sich darum, den semiologischen Aspekt zu konzeptualisieren und in die Geschichtswissenschaft einzubauen, 2. betreibt sie anhand einer bestimmten Epoche, der des Humanismus in den Kronländern, traditionelle Textkritik. Beides bedingt sich gegenseitig, verleiht dem Werk jedoch auch die Merkmale einer Pionierleistung mit positiven und gelegentlich negativen Aspekten. Wichtig ist jedoch die Bewertung des jeweiligen Textes vor dem Hintergrund des im Humanismus gültigen Standards und des älteren Standards, den die humanistische Geschichtsdarstellung überwunden hat.

Es sind unter den Textkategorien des humanistischen Zeitalters besonders drei Gruppen, die ihn interessieren: die Annalen, der „fabulierende Erzähltext“ (fabulární narativní text) und schließlich die theoretische Abhandlung zur Geschichte der Zeit (teoretický text). Hierbei gibt es jedoch auch Übergänge, die sich in einer Analyse ihrer Hauptmerkmale erkennen und beschreiben lassen.

Was die annalistische Literatur betrifft, so konzentriert sich Zdeněk Beneš neben anderen auf die Denkwürdigkeiten „Paměti“ von Mikuláš Dačický z Heslova, entstanden zwischen 1615 und dem Tode des Verfassers 1626. Annalistisch ist die sachliche Eintragung unter einer Jahreszahl, meist ohne Verbindung mit der Kette von Vor-

gängen, der dieses Einzelereignis angehört. Solch lakonische Feststellungen werden bisweilen parenthetisch erweitert, dadurch daß dem Leser einiges Hintergrundmaterial geliefert wird, wie z. B. in der Bunzlauer Chronik: „Boleslavská kronika“ von Jiří Bydžovský-Kezelius die Mitteilung über den Tod des Campanus von Wodnian: „Léta 1622. 13. Decembris umřel M. Jan Campanus Vodňanský, profesor akademie pražský a probošt koleje císařský, jinak krále Václava, muž vysoce učený a poeta znamenitý a dalece vznešený; učedníkův mnoho po sobě zůstavil . . .“ (Im Jahre 1622. Den 13. Decembris verstarb M. Jan Campanus von Wodnian, Professor der Prager Akademie und Probst des kaiserlichen Kollegs, anders auch des Königs Wenzel, ein sehr gelehrter Mann und berühmter und weithin gepriesener Poet; er hinterließ viele Schüler . . . S. 40). Hier wird bereits ausgeschmückt und damit gerechnet, daß der Leser mit der Todesnachricht allein nicht zufriedengestellt sein wird. Genau genommen gehört an diese Stelle der Annalen lediglich die auf 1622 datierte Todesnachricht. Der Chronist benutzt die Eintragung jedoch, um älteres Material über Campanus ins Gedächtnis zurückzurufen. Während wir es hier mit einer „fabulierenden Transformation einer annalistischen Eintragung“ zu tun haben, handelt es sich in dem folgenden Beispiel aus Prokop Lupáč z Hlaváčova (1584) um eine „epistemologische Transformation“: „Léta Páně 1316, kteréhož času stolice papežská v Římě prázdna byla: za Ludvíka bavorského, císaře římského, za Filipa, přijímím Dlouhého, v Frankreicu, za Alfonsa XI. Castellae; za Karla v Uhřích; za Vladislava Lokétka v Polště; za Edvarda druhého v Engellantě, králův křesťanských, a za Otomana, tyrana tureckého, čtrnáctého dne měsíce máje, to jest (jakž se v církvi počítá) ten den před svatou Žofíí, jináč den památný svatého Bonifacia v Praze, jenž jest hlavní město měst Království českého, v první hodinu na noc: Janovi z Lucemburku, králi českému v počtu desátému, Alžběta, manželka jeho, šťastně porodila syna prvorozeného . . .“ (Im Jahr des Herrn 1316, zu welcher Zeit der päpstliche Thron in Rom vakant war: unter Ludwig dem Bayern als römischem Kaiser, unter Philipp, genannt dem Langen [i. e. der Schöne – W. S.] in Frankreich, unter Alfons XI. von Kastilien; unter Karl in Ungarn; unter Władysław Lokietek in Polen; unter Eduard dem Zweiten in England, als christlichen Königen, und unter dem Ottomanen, dem türkischen Tyrannen, gebar am vierzehnten Tage des Monats Mai, das ist [wie in der Kirche gezählt wird] der Tag vor der hl. Sofie, anders der Gedenktag des hl. Bonifatius, in Prag, d. i. die Hauptstadt der Städte des böhmischen Königreichs, in der ersten Stunde der Nacht: Johann von Luxemburg, dem böhmischen König, dem zehnten in der Zahl, Elisabeth, seine Gemahlin, glücklich den ersten Sohn . . . S. 46). Hier geht es schon um mehr als um schmückende und ergänzende Information. Der Autor ordnet das Ereignis der Geburt Karls IV. in den Rahmen der Weltgeschichte ein. Er nimmt also bereits aus seiner Sicht ein Stück der Arbeit späterer Historiker vorweg, indem er nicht nur die ausländischen Herrscher anführt, unter deren Regierung sich die Geburt ereignete, sondern auch den Tag und den Ort mit dem Ereignis in Beziehung setzt. Dies ist auch eine für die Zeit des Humanismus charakteristische Stelle, wo die Geschichte als ein Zusammenwirken von Faktoren gesehen wird.

Für die fabulierende Darstellung wählt der Verfasser als Beispiel in erster Linie die Chronik Hájeks von Libočan. Der Geschichtstext erscheint hier stark stilistisch „belletrisiert“. Kennzeichnend für diese Kategorie sind neben der Art der Darstellung

bereits solche Floskeln wie „toho času“, „téhož léta“, „při tom času“, die das Ganze wie in einem Werk der erzählenden Literatur relativieren. Doch unterliegt diese Chronik im Hinblick auf die dargestellten Epochen auch einem Wandel. Die Eintragungen aus der vorchristlichen Periode sind weitgehend annalistisch, obwohl am wenigsten zuverlässig, da der Autor sich bemühte, eine lückenlose Ereigniskette zu schaffen, wo unter jedem Jahr eine Eintragung steht. Die Darstellung bewegt sich von dort aus immer mehr hin zu dem epistemologischen Konzept, mit dem Hájek seine patriotische Geschichtsdeutung von der tschechischen Chronistentradition ableitet. Ein weiteres Beispiel sind die „Akta“ des Sixt von Ottersdorf, die vor dem Hintergrund der Jahre 1546 und 1547 sowie des Kriegs von Schmalkalden entstanden sind und wiederum keinen rein narrativen Text bilden, denn hier ist neben dem persönlichen Erinnern des Verfassers auch manches an Quellendokumenten eingearbeitet.

Als geschichtstheoretische Texte gibt es in der Zeit des tschechischen Humanismus keine umfassenderen Darstellungen, lediglich Einleitungen und kürzere Stellungnahmen. Ausführlicher behandelt Beneš den Verleger und Herausgeber Daniel Adam z Veleslavína, der an der Universität Prag auch Geschichte lehrte. Seine Konzeption von der nationalen Geschichte ist zunächst sehr patriotisch, utraquistisch und antideutsch. Darüber hinaus aber weiß er sowohl der nationalen als auch der Welthistorie eine bestimmte siderische Chronologie aufzuprägen, indem er Zeiträume von je ca. 500 Jahren schafft, in denen sich gewisse Entwicklungen vollenden, z. B. von der Taufe Bořivojs bis zum Beginn des Predigeramtes von Jan Hus in der Bethlehems-kapelle (506 Jahre) oder vom Tod Bořivojs bis zum Tod von Hus (500 Jahre). Das verleiht den Ereignissen die Bestimmtheit eines Fatums, das sich auch bei anderen Hochkulturen der Welt manifestiert habe (S. 107). Auch die theoretischen Texte sind, wie Beneš ausführt, durch bestimmte Formeln und Techniken gekennzeichnet, wie z. B. durch ein starkes Überwiegen von selbständigen Reflektionen des Autors. Insgesamt kann jedoch seine Gedankenführung hier am wenigsten überzeugen. Was er hier theoretisch nennt, ist ja nicht Geschichtstheorie, sondern eher eine, sei es ideologische, sei es ethnische, sei es politische Konzeption der nationalen Geschichte, also eine geringere Stufe der Abstraktion.

Zum Abschluß des darstellenden Teils diskutiert Beneš noch eine weitere Alternative: den belletristischen Text mit historischer Thematik. Dies ist nun ein radikaler Schritt über den Bereich des eigentlichen Geschichtstextes hinaus und kennzeichnet seine kontrastive Methode. Indem er Jan Campanus von Wodnians, dem tschechischen Leser am besten bekannt durch den historischen Roman von Zykmond Winter: *Mistr Kampanus*, lateinisch geschriebenes Drama „*Břetislaus, Comedia nova*“ (1614), analysiert, konfrontiert er Fiktion und historische Überlieferung. Historische Romane, Dramen usw. waren von ihm auch als Träger historischer Information genannt worden, als Quellen freilich scheiden sie in den meisten Fällen aus, falls nicht, wie in L. N. Tolstoj's „*Krieg und Frieden*“, in den Text sonst nicht verfügbare mündliche Überlieferung aufgenommen worden ist. Anhand von Vergleichen mit den Chroniken von Kosmas bis Hájek kann Beneš daher nur die schriftlichen Quellen für seine Version der Geschichte des Přemysliden Břetislav konstatieren, der von Schweinfurt bzw. Regensburg die deutsche Fürstentochter Jutta/Jitka entführt und geheiratet hat. Das Maß der Selbständigkeit gegenüber den Vorlagen ist Campanus'

kreativer Anteil. Es gehört bereits in den Bereich des Literarischen als einer Kunstgattung. Dennoch ist der Exkurs über Campanus interessant als Schritt über die Grenzen des urkundlichen Überlieferten hinaus. Anders könnte es auch als extreme Verwirklichung des fabulierenden Geschichtstextes verstanden werden, in dem sich bereits die ästhetische Funktion Mukařovskýs (bei Beneš nicht genannt) als dominant erweist.

In den Kontext dieser Arbeit sind zwei Exkurse eingefügt, die das Bild der humanistischen Geschichtsüberlieferung noch präzisieren helfen. Der erste Exkurs (S. 120–128) untersucht die Darstellung der vorchristlichen und voroslavischen Zeit in den erwähnten Texten, dies wiederum als Kontrast zur Darstellung des Eigenen, Slavischen. Hierzu gehören beispielsweise Valeslavíns „Kroniky dvě o založení země české a prvních obyvatelích jejích“ (Zwei Chroniken von der Begründung des böhmischen Landes und seinen ersten Einwohnern, 1585), wo im Rahmen seiner Sicht der böhmischen Geschichte von den keltischen Bojern und den germanischen Markomanen, besonders von deren König Marbod und seiner Auseinandersetzung mit dem Cherusker Armin, gehandelt wird. Der zweite Exkurs (S. 156–160) präzisiert den Begriff der Wahrheit in der Geschichtsdarstellung des Humanismus, die auf aristotelischen Grundsätzen aufgebaut ist.

Am Rande bietet diese Studie, bisweilen unerwartet, interessante Beobachtungen, nicht immer völlig neu, doch in diesem Zusammenhang nutzbringend, wie z. B. in Kapitel 2.3.2 der Vergleich der humanistischen Geschichtsvision mit der mittelalterlichen und neuzeitlichen. Man wird vielleicht einige der generalisierenden Bemerkungen Benešs nicht immer ganz akzeptieren können, z. B. die einleitende Bemerkung über die Unterscheidung der literaturwissenschaftlichen und der historiographischen Behandlung der Geschichtsquelle (S. 17–22). Es ist keineswegs so, daß die Literaturwissenschaft in den Dokumenten nur die Gattungsbezogenheit sieht. Darüber ist sie weit hinausgeschritten, wie die Geschichtswissenschaft über die Faszination von der urkundlichen Evidenz hinausgegangen ist und zunehmend den Text als Dokument der Zeit begreift, was wiederum neue Bedeutungsinhalte erschließt. Insgesamt aber ist die vorliegende Studie ein sehr anregend und konzentriert geschriebenes Buch, das fast den Charakter eines Manifests besitzt und sowohl dem Historiker Böhmens als auch dem Bohemisten unter den Literaturwissenschaftlern ein weites Feld von Anregungen bietet.

Berkeley

Walter Schamschula

Řád cisterciáků v českých zemích ve středověku. Sborník vydaný k 850. výročí založení kláštera v Plasech [Der Zisterzienserorden in den böhmischen Ländern während des Mittelalters. Sammelband, herausgegeben zum 850jährigen Gedenken der Gründung des Klosters Plass].

Unicornis, Praha 1994, 142 S., Abbildungen.

Das Gründungsjubiläum von Plass (1144–1994) dient als Anlaß, eine wissenschaftlich fundierte Übersicht über den Zisterzienserorden und seine Niederlassungen in Böhmen-Mähren während des Mittelalters herauszugeben. Diese Aufgabe teilen sich

drei als Fachleute ausgewiesene Autoren. Der Titel verrät nicht, daß der Schwerpunkt des Unternehmens auf der Archäologie bzw. Baugeschichte liegt.

K. Charvátová behandelt eingangs die allgemeinen Themen des Zisterziensertums (Anfänge, Filiation, Klosterleben, Wirtschaftsweise, Frauenklöster) und gibt bei jedem einzelnen Kloster in Böhmen einen kurzen Überblick über dessen Geschichte.

M. Pojzl schrieb die Überblicke zu den mährischen Klöstern. Die Texte zur Baugeschichte der Klöster insgesamt lieferte D. Líbal. Die sehr reichhaltige Bebilderung dient in der Hauptsache zur Veranschaulichung der Klosterarchitektur, sie besteht aus Gesamt- und Detailaufnahmen, historischen Bildern, Stichen, Skizzen, Federzeichnungen und Grundrissen.

Der westeuropäische Kontext der Klostergründungen, vornehmlich deren Architektur, wird deutlich aufgezeigt. Die Zisterzienser – ebenso wie die Prämonstratenser – kamen durch die Bemühungen des Olmützer Reformbischofs Heinrich Zdík (†1150) und Ratgebers des böhmischen Herzogs ins Land. Stifter waren Herrscher und Adel. Die Klostergründungen erfolgten zwischen 1142 und 1357, ihre Mutterklöster waren Ebrach, Langheim und Waldsassen im Fränkischen, ferner Wilhering und Heiligenkreuz in Österreich. Die Zisterzienserinnen kamen aus Schlesien. Inländische Tochtergründungen vermehrten die Zahl der Klöster. Insgesamt gab es in Böhmen zwölf, in Mähren sechs Klöster, wobei der weibliche Zweig in Mähren mit drei, in Böhmen mit zwei Niederlassungen vertreten war. Der größte Teil der Zisterzienserklöster ging in den Hussitenkriegen unter, nach der josefinischen Klosteraufhebung blieben noch Ossegg und Hohenfurt in Böhmen und das Frauenkloster Vorkloster-Tischnowitz in Mähren.

Festgestellt wird, daß auch die mittelalterliche Zisterzienserarchitektur Böhmens ein Schrittmacher der allgemeinen kirchlichen Bauentwicklung war, so eröffnete die Abteikirche in Sedlec (um 1300) den Kathedraltyp in Böhmen. Zerstörungen der Husitenzeit und spätere Barockisierungen ließen nur wenig vom Zisterziensertum übrig. Aus der mittelalterlichen Zisterzienserarchitektur war der großartige Kreuzgang in Velehrad herausragend. Saar wurde zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch G. Santini ein Höhepunkt der sog. Barockgotik.

Der informative Wert dieser Veröffentlichung steht außer Zweifel, doch wird dieser beim historischen Überblick zu den einzelnen Klöstern durch allzu große Knappheit beeinträchtigt. Es fehlt z. B. der Hinweis, daß infolge der straffen Filiationsverhältnisse der deutsche Charakter böhmischer Klöster unverhältnismäßig lange vorherrschte, was Karl IV. bekanntlich zum Einschreiten bewogen hat. Die geistlich-kulturelle Bedeutung der einzelnen Klöster wird nur durch allgemeine Bemerkungen angedeutet. So werden z. B. das in Königssaal entstandene und über die Landesgrenzen hinaus wirkende „Malogranatum“ (nach 1350) und seine Bearbeitung durch M. Gerwing nicht erwähnt¹. Es verwundert, daß wichtige Literatur nicht verzeichnet wird. So die grundlegende, mit reicher Bibliographie versehene Übersicht über die Zisterzienser in den böhmischen Ländern von F. Machilek².

¹ Gerwing, Manfred: Malogranatum oder der einfache Weg zur Vollkommenheit. Ein Beitrag zur Spiritualität des Spätmittelalters. München 1986.

² Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien 3 (1973) 185–220.

Für die allgemeine Ordensgeschichte wurden die internationalen Nachschlagewerke nicht herangezogen, geschweige die deutsche Literatur zu einzelnen Klöstern. Selbst die tschechische Monographie von Zd. Kalista über Saar als Brennpunkt der böhmischen Barockgotik (1970) wird vermißt. Die monasteriologische Gliederung hätte verlangt, daß die einzelnen Klöster mit dazugehörigen Bibliographien versehen worden wären. Auch hätte die historische Gerechtigkeit geboten, die für einige Klöster durch Jahrhunderte gebräuchlichen deutschen Namen (Königssaal, Hohenfurt, Goldenkron, Saar) in Klammern beizufügen.

Königstein/Taunus

Kurt A. Huber

Müller, Norbert: Johannes von Nepomuk. Mitpatron des Landes Tirol. Bilder und Plastiken.

Kulturverlag, Thaur 1995, 327 S.

Der prächtige Bildband des Innsbrucker Geistlichen, selber tätig an einer Nepomuk-Kirche, belegt die Verehrung des böhmischen Heiligen im „heiligen Land Tirol“, allerdings beschränkt auf den heutigen, den österreichischen, Landesteil. Für die Volkskunde wie für das viel weiter gespannte Verständnis des böhmischen Barock ist das ein kleiner Mangel. In ihren alten Grenzen hätte die Tiroler Verehrung des böhmischen Heiligen für manche Fragestellungen noch mehr ausgesagt.

Aber man muß dankbare Anerkennung bereit haben für das vorliegende Werk: Begnadete oder auch nur wohlmeinende Hände haben in Holz und Stein, in Farbe und in Textil das Bildnis des Heiligen variiert, nicht in ikonenhafter Starre, nicht nach der vielfach vorbildlichen Prager Plastik von Brokoff, sondern in der vollen Breite volkstümlicher Phantasie. Das Kleid des Prager Domherren, Kruzifix und Birett sind überall zu finden, meist auch der Sternenkranz. Aber alles in einer Variationsbreite, die nach meiner Erinnerung die bayerischen Nepomuk-Darstellungen deutlich übersteigt. Das alles ist Zeugnis und Quelle für jene Barock-Mentalität, der wir uns in mancher Hinsicht noch zu wenig angenähert haben. Es ist ein Beleg für den aufschlußreichen Gesellschaftsprozeß, mit welchem die Gegenreformation in den katholischen Ländern einen gewissen Rekurs zu Klerus und Adel als den führenden Ständen vollzogen hat, nicht etwa unter Ausschluß, sondern zum gesellschaftlichen Vorbild des Bürgertums. Und im besonderen Fall ist die erstaunliche Verbreitung des Nepomuk-Kultes nicht jenseits der Grenzen, sondern im übernächsten der Habsburgischen Lande auch ein besonderer Beleg für die Ausgleichs- und Unifizierungstendenzen, mit denen das vornationale, das gegenreformatorische Österreich ständische wie regionale Vereinheitlichung im Rahmen der Religion betrieb. Daß diese Tendenzen dabei von jenem, im Barock aus einem gewissen Bedürfnis nach dem „vorbildlichen Priester“ wiederentdeckten, böhmischen Heiligen ausgingen, läßt sich mit dem starken Eingriff und dem deutlichsten Absolutismus im böhmischen Ursprungsland erklären, wo die Ständerevolution zwischen 1618 und 1620 bekanntlich den entsprechenden Anlaß geliefert hatte. In keinem seiner Lande war der Druck des Habsburgischen Absolutismus so deutlich. Freilich ist eben dieses Phänomen aber auch ein Ausdruck dafür, daß nicht einfach der absolutistische Druck aus der Wiener Zentrale, sondern daß der En-

thusiasmus einer neuen Generation nach der besiegten vom Weißen Berg jenen Unifizierungsprozeß trug; daß man also doch nicht nur mit Exilierung und Gewalt „katholisch machte“, nach dem spanischen Rezept, sondern mit einem gewissen weithin wirkenden Missionserfolg. Das hat man wohl auch bisher schon gesehen, aber kaum je gerade mit der Verbreitung des Nepomuk-Kultes in Verbindung gebracht. Das Tiroler Zeugnis, wie wir es Norbert Müller jetzt verdanken, ist unter anderem ein Beleg auch für dieses bislang unterschätzte oder unbeobachtete Phänomen.

Die kleinen Mängel liegen im historischen Kommentar, der sich unter anderen Begleittexten auf den ersten 85 Seiten findet. Die biographische Skizze, die Jaroslav V. Polc dem Band beisteuerte, ein bekannter Autor zu diesem Thema, ist allzu dürftig geraten. Sie erklärt die Ereignisse um das Jahr 1393 überhaupt nicht aus der inneren politischen Entwicklung in Böhmen und am Hof König Wenzels, so daß die Auseinandersetzung schemenhaft bleibt. Auch widmet sie der zentralen Frage nach dem Kern der Legende vom Beichtgeheimnis, die den Heiligen und sein Zungenreliquiar im Barock zu seiner besonderen religiösen Verehrung verhalf, nur ein paar unkommentierte Quellenbelege. Schließlich wäre es wohl bei diesem Beitrag angebracht gewesen, der unmittelbar vorangehenden Wiedererinnerung an den Heiligen in einer Serie von Ausstellungen mit zugehörigen Katalogen und auch neuen biographischen Perspektiven zumindest im Literaturverzeichnis zu gedenken. So erfährt man in diesem ganzen Band leider nicht, und in dem Beitrag von Polc am allerwenigsten, daß es Nepomukausstellungen mit entsprechenden Katalogbänden 1971 in München, 1976 in Hörter und 1979 in Salzburg gegeben hat und daß diese Impulse musealer Pflege in Kunstgeschichte und Volkskunde von Baronin Johanna von Herzogenberg ausgingen, die auch selbst an dem vorliegenden Katalog mitgearbeitet hat.

Haar

Ferdinand Seibt

Nieder Korn, Jan Paul: Die europäischen Mächte und der „Lange Türkenkrieg“ Kaiser Rudolfs II., 1593–1606.

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 1993, 559 S. (Archiv für österreichische Geschichte 135).

Zweifellos stand er bisher nicht gerade im Blickwinkel der neuzeitlichen Forschung, jener Türkenkrieg von 1593–1606, den die Ungarn den „Fünfzehnjährigen“, den man aber gemeinhin als den „Langen“ bezeichnet. Dies hat wohl seine Ursache darin, daß der Zeitraum zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Dreißigjährigen Krieg in der deutschen Geschichte meist wenig Beachtung gefunden hat, aber auch darin, daß der Lange Türkenkrieg an herausragenden Ereignissen arm ist, daß seine Feldzüge keine bleibenden Ergebnisse erzielten und daß der Friede keine nennenswerten territorialen Veränderungen brachte.

Dennoch ist der Lange Türkenkrieg eine höchst ergiebige und aufschlußreiche Fallstudie eines nahezu alle Staaten des damaligen Europa in ihrem politischen Handeln beschäftigenden Konfliktes, wie die von Jan Paul Nieder Korn vorgelegte Untersuchung belegt.

Dem Verlauf des Krieges räumt er, ganz seinem Thema verpflichtet, wenig Raum ein. Die knappe chronologische Übersicht über Vorgeschichte und Verlauf am

Anfang der Arbeit ist allerdings ein Service auch für den fachkundigen Leser, dem damit umständliches Nachschlagen erspart bleibt. Sein erster Schwerpunkt gilt dann den Konfliktparteien: Osmanisches Reich contra Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation und insbesondere die Länder der Habsburger, dazu vielfältig involviert die Fürstentümer Siebenbürgen, Moldau und Walachei, sowie – als Hauptprotagonist der antiosmanischen Ligapläne und vielfacher Hilfsaktionen – der Heilige Stuhl.

Der Lange Türkenkrieg ist in mehrfacher Hinsicht ein Krieg, der in besonderem Maße böhmische Aspekte und solche der böhmischen Geschichte beinhaltet. Daß auf dem Ungarnfeldzug von 1604 unter Generalleutnant Basta der böhmische Junker Albrecht von Wallenstein als Fähnrich in einem böhmischen Fußknechtregiment seine militärische Karriere begann, ist dabei eher marginal. Daß der Kaiser dieses Krieges, Rudolf II., zehn Jahre vor Kriegsbeginn seine Residenz endgültig nach Prag verlegt hat, läßt dagegen diesen Krieg auch zu einem böhmischen Ereignis werden. Prag war Ausgangs- und Anlaufpunkt wichtiger diplomatischer Aktivitäten, eines der Schaltzentren dieses Krieges, wie Niederkorn vielfältig belegt. Welche Ausmaße die kaiserliche Diplomatie annahm, zeigt sich in den Kontakten, die man über Europa hinaus zum Schah von Persien knüpfte, um die Türken in einen Zweifrontenkrieg zu verwickeln. 1604 eroberten die Iraner nach langwieriger Belagerung Eriwan, im darauffolgenden Jahr erschien eine vielbestaunte persische Gesandtschaft in Prag.

Solchen Erfolgen standen erhebliche Defizite im diplomatischen Dienst Rudolfs II. gegenüber. Zu den meisten europäischen Staaten gab es nur Beziehungen auf der Grundlage von Ad-hoc-Gesandtschaften, die oft erst nach manchmal jahrelangen Verzögerungen abgingen. Ständige Gesandte waren nur in Rom, Venedig und Spanien, und selbst diese Posten blieben oft jahrelang unbesetzt.

Daß der Türkenkrieg zum Langen wurde, hängt auch mit den speziellen Regierungsstrukturen auf der Prager Burg zusammen.

Des Kaisers Zurückgezogenheit und sein distanzierendes Verhalten anderen Menschen gegenüber machten Entschlußfindungen und Entscheidungswege lang und unberechenbar. Dazu stand in seltsamem Kontrast „das übersteigerte Sendungsbewußtsein Rudolfs, das unter anderem in einer – den Realitäten kaum entsprechenden – Selbstidealisation als Triumphator über die Türken seinen Ausdruck fand“ (S. 67).

Zahlreiche zeitgenössische Stellungnahmen verweisen zudem auf einen desolaten Zustand des kaiserlichen bzw. habsburgischen Heerwesens. Häufig waren die militärischen Vorbereitungen verfehlt und ungenügend, die Anführer unfähig und untereinander zerstritten, der ganze militärische Apparat erwies sich als reformunfähig und -unwillig.

Am böhmischen Beispiel kann Niederkorn dann besonders augenfällig zeigen, wie dieser Krieg in seinem Fortgang durch das Geld – seine Bewilligung und sein Vorhandensein – bestimmt wurde. Das politische Leben in den Ländern der Wenzelskrone war vom – eng mit dem Konfessionsstreit verflochtenen – Konflikt zwischen den Ständen und dem Monarchen bestimmt. Allerdings zeigte sich in Böhmen schon bald, ähnlich wie auf Reichsebene, daß die Türkengefahr, anders als noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, als Waffe der Stände nur sehr beschränkt geeignet war. Immerhin erreichten die Stände, daß die Verwendung der bewilligten Gelder zumeist unter ihrer Kontrolle blieb. In letzter Konsequenz schickte Böhmen 1594 ein ständisches Heer nach Ungarn, das allerdings wenig erfolgreich war. Im Jahr darauf be-

willigte der Generallandtag der Länder der Wenzelskrone die Mittel für eine Armee auf sieben Monate. Böhmen hatte dabei 1600 Reiter, 600 Arkebusiere und 6000 einfache Fußknechte zu finanzieren, Mähren 500 schwere und 500 leichte Reiter sowie 500 Arkebusiere, Schlesien und die Lausitz 250 Reiter und 600 Fußknechte. Die Zahlen zeigen die enorme Belastung, die der Lange Türkenkrieg den Ständen der habsburgischen Länder und damit ihren Untertanen aufzwang. Böhmen zahlte zwischen 1596 und 1606 insgesamt etwa 13 Millionen Gulden Türkensteuer. In den Ländern nahe der Türkengrenze hatte die Bevölkerung außerdem noch vielfach unter einer oft mangelhaft versorgten und bezahlten durchziehenden oder einquartierten Soldateska zu leiden. Zudem gab es dann auch immer wieder die unmittelbare Bedrohung durch Streifzüge osmanischer Truppenteile. Flinke Reiterscharen drangen bis in das gebirgige Gebiet der heutigen Slowakei vor.

Weiterhin ist es Niederkorn gelungen, die Rolle der römischen Kurie im Langen Türkenkrieg in differenzierter Sicht darzustellen. Der Konflikt war eine willkommene Gelegenheit für den Papst, durch europäische Friedensinitiativen sich in der Rolle des „padre commune“ darzustellen und so auf Frieden innerhalb der Christenheit hinzuwirken. Andererseits bot die römische Türkenpolitik die Chance, päpstlichen Nepoten zu militärischen Ämtern und zu Kriegeruhm zu verhelfen, wie Niederkorn am Beispiel des 1595 ein päpstliches Kontingent führenden Papstnepoten Gian Francesco Aldobrandini überzeugend vor Augen führt. Bezeichnend dabei ist, daß die Praxis päpstlicher Politik, eigene Truppen unter eigenem Kommando an die Türkengrenze zu schicken, vor allem darin ihre Erklärung findet, daß der Kirchenstaat – durchaus berechtigt – der Effizienz von Geldüberweisungen an die kaiserliche Kriegskasse mißtraute.

Der zweite Schwerpunkt der Arbeit gilt dann der Türkenpolitik der einzelnen europäischen Mächte, die nicht unmittelbar in den Türkenkrieg verwickelt waren: England, Frankreich, Spanien, Venedig, die Staaten Reichsitaliens sowie Rußland, Dänemark, der Malteserorden und Polen. Im wesentlichen wurde der Krieg durch die Unterstützung vor allem der habsburgischen Territorien und des Reiches finanziert, dazu aus Geldern des Heiligen Stuhles, Spaniens und verschiedener italienischer Staaten. (Ein Kuriosum stellte die aus Pelzen bestehende Türkenhilfe von 1595 aus Moskau dar – theoretisch ein beachtlicher Wert, der aber nicht in Geld umgesetzt werden konnte.) Frankreich und Polen verweigerten sich aus antihabsburgischen Motiven, bei der ablehnenden Haltung Venedigs spielten zudem noch die kontinuierlichen Spannungen wegen des Uskokoproblems an der Adria und der slowenischen Militärgrenze eine Rolle. Bei den Engländern kamen antispanische Überlegungen zum Tragen, zudem zählten sie zu den protestantischen Mächten.

Niederkorn hat eine solide, umfassende Untersuchung vorgelegt, die sich neben der Sekundärliteratur vor allem auf italienisches und österreichisches Archivmaterial stützt. Ein wichtiger Beitrag zur Geschichte europäischer Außenpolitik, Diplomatie- und Kriegsgeschichte liegt damit nun vor. Was der Benutzer vermißt, ist – bei einer Arbeit dieses Themenbereichs und dieses Umfangs – ein Register, das mehr bietet als lediglich die Personennamen. Und ganz zuletzt sei die Frage gestellt, ob nicht, gerade beim „Langen Türkenkrieg“ und trotz nicht unbegrenzt zur Verfügung stehender Seitenzahl, ein Teilkapitel sich mit den Menschen hätte beschäftigen müssen, die diesen

Krieg geführt haben, den Söldnern zu Roß und zu Fuß vor allem. Ein Blick auf ihre Lebensbedingungen, ihre Mentalität hätte das Bild dieses Krieges vervollständigt, zumindest aber verdeutlicht.

München

Reinhard Baumann

Beránek, Jiří: Tajemství lóží. Svobodné zednářství bez legend a mýtů [Die Geheimnisse der Logen. Die Freimaurerei ohne Legenden und Mythen].

Mladá fronta, Praha 1994, 308 S.

Tausende von Büchern wurden schon über die Freimaurerei geschrieben. Die Bedeutung dieses antifreimaurerischen Buches des Prager Historikers, der heute als Diplomat in Bonn tätig ist, liegt u. a. darin, daß er die tschechische Öffentlichkeit über die Entstehung und über die Geschichte der Freimaurer-Gesellschaft verlässlich informiert. Denn zumindest seit 1938 – also seit mehr als einem halben Jahrhundert – ist zu diesem Thema keine objektive Darstellung in tschechischer Sprache erschienen. Für diejenigen, die sich für die Vergangenheit und Gegenwart der böhmischen Länder interessieren, sind besonders jene Passagen in Beráneks Buch von Bedeutung, die die Wirkung der Freimaurer in diesem Raum betreffen. So stellt z. B. der Autor auf S. 83 fest, daß das Freimaurertum 1741 von den Offizieren der verbündeten französisch-bayerisch-sächsischen Truppen in das besetzte Prag getragen wurde. In den seit dieser Zeit vergangenen 250 Jahren waren die Freimaurer nur für kurze Zeit keinen Repressionen ausgesetzt.

Für die Historiker ist es von großem Nutzen zu erfahren, welche hervorragenden Persönlichkeiten in Böhmen und Mähren zu den Freimaurern gezählt wurden bzw. heute gezählt werden und inwieweit die Zugehörigkeit zu den Logen ihre Tätigkeit beeinflußt hat. Die Legende besagt, daß der berühmte Graf Sporck zu den Freimaurern gehört habe. Bei Josef Dobrovský ist die Mitgliedschaft zu den Freimaurern noch unklar. Dagegen war sein Widersacher Rafael Ungar ein Bruder, genauso wie Ignaz Born oder der berühmte Prager Buchhändler und Verleger J. W. Gerle. Zu den Freimaurern gehörten auch F. Petráň, L. Koželuh, P. Vranický, der bekannte Herausgeber tschechischer Zeitungen, J. F. Schönfeld, wahrscheinlich auch V. Thám und P. Šedivý. Es wäre verdienstvoll, die Rolle der Freimaurer unter den Akteuren der sogenannten Wiedergeburt genauer zu untersuchen sowie ihre Kontakte zu den Freimaurern in Wien, in Deutschland und in verschiedenen slawischen Ländern. Die Donaumonarchie zur Zeit Franz Josephs I. war in ihrer österreichischen Hälfte antifreimaurerisch orientiert, in Ungarn war es dagegen ganz anders. In den böhmischen Ländern gab es in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und bis zum Jahre 1918 geheime Freimaurer, bei den Tschechen waren es z. B. J. E. Purkyně, Alfons Mucha, J. Kvapil, F. Křížík, V. Stretti, E. Lešehrad; zu den Freimaurern tendierten O. Březina, ein Nachkomme von Komenský Jiří V. Figulus, K. Weinfurter, J. Zeyer und andere. Nach 1918 existierten in der Tschechoslowakei mehrere Logen mit ungefähr tausend tschechischen Mitgliedern. Entgegen einer weitverbreiteten Meinung war T. G. Masaryk kein Freimaurer, dagegen war E. Beneš ein Bruder, genauso wie K. Krofta, A. Rašín, J. Scheiner, G. Habrman, Gen. A. Eliáš, L. Feierabend, J. Kocian,

O. Nedbal, V. Dyk, J. S. Machar, J. Kotěra, J. Štursa, B. Mathesius, O. Fischer, A. Pražák, K. Krejčí, V. Lesný, J. B. Kozák, J. Kapras, L. Syllaba und andere. Anhand der Memoiren von V. Černý weiß man, daß im Zweiten Weltkrieg die Zusammenkünfte der tschechischen Widerstandsgruppen in ihrer ersten Phase eher Logenversammlungen als Zusammenkünften von militärischen, wirtschaftlichen und politischen Fachleuten ähnelten.

Nach 1945 blieb wenig Zeit für eine Wiederbelebung der Logen, denn ab 1948 wurden die Freimaurer wieder verfolgt. Seit 1990 sind die Freimaurer in den böhmischen Ländern wieder tätig. Einige Namen prominenter tschechischer Freimaurer wurden bereits in der Presse genannt, es scheint allerdings, daß die Freimaurerei bis jetzt keine größere Rolle in der Tschechischen Republik spielt.

Das Buch wurde aus verständlichen Gründen in den Reihen der tschechischen Freimaurer ohne Begeisterung aufgenommen, denn obwohl es vergleichsweise objektiv ist, ist der Autor der Ansicht, daß die Freimaurerei ein Überbleibsel alter Zeiten sei, und ironisiert ständig die heute keineswegs geheime Gesellschaft.

Das Problem der politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bedeutung der tschechischen wie auch der deutschen Freimaurer in den böhmischen Ländern wartet immer noch auf eine gründliche Erforschung. Beránek hat sich mit seinem Buch ein anderes Ziel gesetzt. Sein Buch kann aber trotzdem vom Leser für einen Einstieg in diese Problematik benutzt werden. Der Autor hat gewissenhaft recherchiert, und in seinem Buch findet man eine Fülle sehr nützlicher bibliographischer Angaben. Insgesamt ist das Buch sehr lesenswert.

Freiburg i. Br.

Antonín Měšťan

Urban, Otto: Die tschechische Gesellschaft 1848–1918. 2 Bde.

Böhlau, Wien-Köln-Weimar 1994, 1149 S. (Anton Gindely Reihe zur Geschichte der Donaumonarchie und Mitteleuropa 2).

Der schlichte Titel des vorliegenden Werkes erhebt einen hohen Anspruch, nämlich die Geschichte der erfolgreichsten Nationalbewegung eines Volkes der Habsburgermonarchie darzustellen, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf der Stufe eines unterentwickelten Bauern- und Kleinbürgertums stand, am Ende des Ersten Weltkrieges in einer unblutigen Revolution seine Selbstbestimmung und seinen Nationalstaat erhalten sollte. Der inzwischen unerwartet verstorbene tschechische Historiker Otto Urban veröffentlichte 1982 die tschechische Fassung noch unter den Bedingungen verordneter Geschichtsbetrachtung unter dem kommunistischen System, und er erhielt für diese Fassung 1990 den renommierten Anton Gindely-Preis der österreichischen Forschungsgemeinschaft. Der Name des Preises ist bereits ein Programm, denn der Sohn eines Magyaren und einer Tschechin schrieb deutsch und wußte sich „in die einzelnen Nationalitäten hineinzuleben, ohne von einer befangen zu sein“ (Einleitung von Stourzh, S. 11); so verkörperte er in seiner Person und seinen Werken die übernationale Tradition des alten Vielvölkerreiches in der Mitte Europas.

Das Werk wird vom Herausgeber der Reihe, Gerald Stourzh, als „historiographisches Ereignis von großer Bedeutung“ (S. 11) vorgestellt; dieser Würdigung folgt eine Danksagung des Verfassers und eine ausführliche Einleitung des Wiener Altmeisters

für die Geschichte des Endes der Donaumonarchie, Richard Georg Plaschka. Der zweite Band bietet zunächst die Daten zur österreichischen Geschichte der behandelten Zeit mit den Namenslisten der führenden österreichischen Amtsträger jener Jahre im Gesamtreich und in den Böhmisches Ländern; dann folgt eine umfangreiche Bibliographie von 54 Seiten, ein Personenregister und ein gedrängter Anmerkungsapparat (77 Seiten); dies alles hatte der tschechischen Fassung gefehlt. Den Abschluß des Werkes bildet die Laudatio zum Anlaß der Preisverleihung aus der Feder von Hans Lemberg. Mit diesen dürren Angaben ist über das opus magnum aber noch fast nichts gesagt.

Urban beginnt seine Darstellung mit dem Krisenjahr 1848, als die Tschechen durch ihren Vertreter und Historiker František Palacký einem internationalen Publikum überhaupt das erste Mal bekannt wurden, als der Slawenkongreß in Prag den ersten Höhepunkt der romantischen Bewegung der slawischen Wiedergeburt setzte und die Pfingstaktion des Fürsten Windischgraetz die aufkeimende tschechische Nationalbewegung mit Kanonendonner einschüchterte. Die folgenden 70 Jahre sind das Thema des Werkes, das allmähliche Reifen der tschechischen Nationalbewegung, der Streit in Wien um die Anerkennung der böhmischen Individualität und um die Gleichberechtigung der Tschechen, die Herausbildung einer modernen Gesellschaft und schließlich der Sieg der Nationalstaatsidee am Ende des Ersten Weltkrieges, der ein „maximalistisches Programm“ (Plaschka, S. 15) durchzusetzen erlaubte. Der Verfasser muß eine Überfülle von Fakten bewältigen, innenpolitische und gesamthistorische Zusammenhänge erläutern, die für seine ursprüngliche Leserschaft in der kommunistischen Tschechoslowakei unbekannt oder nur in verzerrter Form bekannt waren, und er muß die Lesebereitschaft wachhalten, um ein Werk von dieser Größenordnung zu durchmessen. Man kann dem Verfasser ohne weiteres bescheinigen, daß ihm dies hervorragend gelungen ist, auch wenn sich bei der Darstellung einiger weniger juristischer Debatten und Probleme Längen bemerkbar machen, die an ein „verfassungsgeschichtliches Lehrbuch über Österreich-Ungarn im 19. Jahrhundert“ (Lemberg, S. 1147) erinnern.

Urban gelingt es, die Darstellung der Fakten mit einer überzeugenden Bewertung zu verbinden; er läßt für die Knotenpunkte der Entwicklung bevorzugt Schlüsseldokumente sprechen, die er einfühlsam interpretiert. Die Schilderung von Personen, ihrer Eigenheiten und Karrieren lockern die Darstellung auf und erleichtern den Zugang zu Hintergründen. Die Hauptschauplätze der Handlung sind die Parlamente in Prag und besonders in Wien, in denen um die Liberalisierung des österreichischen Staates gerungen wurde; die Gleichberechtigung der Tschechen, der Kampf um das „Böhmische Staatsrecht“, letztlich der Streit zwischen nationalen deutschen und tschechischen Politikern als Machtkampf füllt viele Seiten, während die „Provinz“ in den übergeordneten Problemen stärker berücksichtigt wird. Hier sind dem Verfasser kleine Kabinettsstücke gelungen, wenn er in der chronologischen Schilderung innehält und die gesellschaftliche Veränderung betrachtet, etwa den „Alltag“ in Prag beschreibt (S. 192). Urban versteht die Politik als einen Prozeß, der sich im Parlament abspielt, in den Parteien und den sie tragenden Personen, in der Gesellschaft mit ihren aufsteigenden und absteigenden Gruppen, in der Entwicklung der Wirtschaft und (immer wieder stark betont) der Arbeiterschaft und ihrer politischen Organisation.

Besonders erwähnenswert ist die schriftstellerische Gestaltung der Kapitelanfänge und ihre Abschlüsse, die wie versetzte Steine ineinander greifen und den Leser in den nächsten Abschnitt geradezu hineinziehen. Die fremde Welt des österreichischen Parlamentarismus, mit den Privilegien des Adels und des Hofes, dem die politischen Kräfteverhältnisse verzerrenden Kuriensystem, dem Parteienstreit, in dem Obstruktion als probates Mittel der Politik galt, in dem Kompromisse entgegen aller Logik durch kleinliches Beharren auf Rechtsansprüchen zu Fall gebracht wurden, Karrieren durch das Wohlgefallen des Herrschers aufblühten oder scheiterten, – all dies wird in einer schier unendlichen Fülle plastisch dargeboten.

Die Arbeit des Übersetzers Henning Schlegel und seiner Helferinnen muß lobend erwähnt werden, auch wenn kleine Pannen unentdeckt blieben (das „Bürgertum“ wird wiederholt im relativen Anschluß mit „ihrem“ statt „seinem“ verbunden, z. B. S. 414, 430, 468, und manchmal vermißt man im Deutschen das Plusquamperfekt). Die helfende Hand bei Register und Datensammlung bleibt zwar unerwähnt, soll aber ebenfalls hervorgehoben werden.

Aus dem engagierten Text und aus den erwähnten Laudationes geht hervor, daß hier nicht ein Autor irgendeinen historischen Stoff vermitteln wollte, sondern daß er ein Stück seiner eigenen Geschichte und Identität beschreibt. Urban selbst kann als zweisprachiger Böhme (genauer: als Schlesier) für das stehen, was er als Resultat des beschriebenen Prozesses des Aufstiegs der tschechischen Gesellschaft behandelt hat: was der einen Seite seiner Familie, seinem Vater, als Erfolgsgeschichte dienen kann, mag dem Bruder seines Vaters als Niederlage gelten, denn er wurde am Ende des Zweiten Weltkrieges „als Deutscher“ von der Vertreibung erfaßt und aus der böhmischen Geschichte ausgewiesen. Der tschechischen Gesellschaft korrespondierte eben bis zum Zweiten Weltkrieg auch eine deutsche, die in diesem Werk zwar nur die Folie abgibt, auf die der Verfasser aber immer wieder hinweist. So bleibt bei der einfühlsamen Betrachtung des Gegenstandes die Einheit der Böhmisches Länder stets präsent, auch wenn der Titel die „tschechische Gesellschaft“ hervorhebt.

Köln

Manfred Alexander

Syllaba, Theodor: August Schleicher und Böhmen.

Univerzita Karlova, Praha 1995, 157 S.

Syllaba hat sich eines weithin vergessenen Prager Professors angenommen, eines jener Intellektuellen, die als junge Männer 1848 Stellung bezogen und ihren Liberalismus auch in der folgenden Ära nicht verleugnet haben. August Schleicher war Deutscher. Er vergaß seine politische Position auch nicht, als er in den sechziger Jahren als Professor in Jena sich entschieden gegen Bismarck wandte.

Der Bonner Privatdozent August Schleicher erhielt mit 28 Jahren von der Kölner und von der Augsburger Allgemeinen Zeitung die Chance, als Korrespondent von dem nach Kremsier verlegten österreichischen Reichstag zu berichten. Er ergriff sie, weil sie ihm auch eine finanzierte Möglichkeit zur näheren Bekanntschaft mit slawischen Sprachen zu bieten schien, die nach seinem Dafürhalten der Gründer und Großmeister seines Fachs, der Indogermanist Franz Bopp, vernachlässigt hatte. Schleicher lebte sich schnell in das eine wie das andere ein. Seine Berichte nach Köln und Augs-

burg, von Syllaba identifiziert, zeigen ihn als einen zunächst zurückhaltenden, dann entschlossenen Anwalt des liberalen Föderalismus. Dabei sammelte er aber auch Kontakte zu tschechischen Intellektuellen in Kremsier, und während man in Österreich manchen Liberalen aus Deutschland nicht gerne sah, wurde Bopp ein Jahr später als Professor der vergleichenden Sprachwissenschaften nach Prag berufen. Nicht ohne Polizeiaufsicht: Ungeklärt blieb und bleibt, ob Schleicher nicht auch danach sehr kritische Artikel über die Verhältnisse in Österreich für die Leipziger Allgemeine Zeitung schrieb.

Syllabas Darstellung vermittelt im Ganzen ein eindrucksvolles Bild vom Wirken jenes politisch dezidierten Kopfes, der sich dennoch der Gunst des Wiener Unterrichtsministers Graf Leo Thun erfreute und dessen Werk sich an der Prager Universität schrittweise entfaltete. Der Gelehrte August Schleicher zählt heute noch im historischen Rückblick der Linguisten zu den Gründungsvätern, Syllaba belegt das mit treffenden Zitaten. Der aufgeschlossene Zeitgenosse blieb in regem, aber deutlich selektivem Kontakt mit der tschechischen Intellektualität, neben wenigen deutschen Freunden in den sieben Jahren seines Prager Wirkens. Er fand es dort schließlich so unerträglich, daß er eine schlechtere Position in Jena annahm und sie auch beibehielt, als ihn ehrenvolle Rufe nach Warschau und nach Petersburg erreichten. Er starb, als er gerade die Basis für eine vergleichende Geschichte der slawischen Grammatik legte.

Von besonderer Bedeutung bleibt in diesem lehrreichen Abriss die Edition einer flüchtigen und ausdrücklich vom Autor nicht zum Druck bestimmten Skizze beim Abschied von Prag. Darin beklagt sich Schleicher über das miserable Niveau seiner Studenten, der meisten seiner Kollegen, und über die politische Bedrückung in seinen sieben Prager Jahren von 1850 an. Das ist lehrreich für manches Urteil, ähnlich wie auch diese Arbeit wieder auf die Bedeutung von umfassenden Presseanalysen hinweist. Das gilt für die deutschen wie für die tschechischen Zeitungen jener Zeit, und dabei darf man bei einer wohlfunktionierenden Briefpost die rasche Kommunikation nicht unterschätzen – nur die österreichische Zensur will beachtet sein. Schleichers Verdikte über den Zustand der philosophischen Fakultät in seinen Jahren verdienen aber ebenso Beachtung, zumal an dieser Fakultät in jener Zeit rund zwanzig Professoren nicht mehr als 200 Studenten lehrten. Schleicher hatte seinerzeit seinen vernichtenden Rückblick als Zugabe zu „Studienbildern aus Österreich“ eines anonymen Autors „Von den Ufern der Isar“ (oder Iser?) bezeichnet, eine Rarität, die Syllaba auffinden konnte (S. 57) und die offenbar das kritische Österreichbild auf ihre Weise unterstreicht.

Natürlich sind das jene Zustände, welche die Thunsche Universitätsreform gerade bekämpfen wollte, deretwegen letztlich Schleicher auch nach Prag berufen worden war. Man kann sie auch den bekannten Studentenforderungen von 1848 nach einer Reform namentlich der Philosophischen Fakultät ablesen, die natürlich aus der Perspektive der Lernenden gesehen sind und ohne Schleichers teils haarsträubende persönliche Einzelheiten.

Bekanntlich sucht man die Wurzel der Misere des Habsburgischen Großreichs heute eher um die Jahrhundertmitte und nicht im preußisch-österreichischen Krieg und im versäumten Nationalismus. „Wurzeln“ aller Art in der Historie sind freilich nicht verständlich ohne eine Analyse generationenbildender Prozesse. Das Jahrzehnt zwischen der Revolution und dem Oktoberdiplom scheint einen solchen Stempel geprägt

zu haben und die Urteile des deutschen Beobachters, wenn auch eines hochsensiblen und um seine zeitgenössische Anerkennung mitunter betrogenen Gelehrten, lenken nach den Arbeiten von Stölzl und Urban unsere Aufmerksamkeit von neuem auf dieses Jahrzehnt. Damit wiegt Syllabas Buch schwerer, als es die Seitenzahl (mit manchen interessanten Beilagen) verheißt.

Haar

Ferdinand Seibt

T. G. Masaryk: Juvenile. Studie a stati 1876–1881 [Juvenile. Studien und Artikel 1876–1881].

Ústav T. G. Masaryka, Praha 1993, 170 S.

Angesichts der Vielzahl offener und strittiger Fragen in der Masaryk-Forschung ist es zu begrüßen, daß das T. G. Masaryk-Institut eine vollständige Ausgabe seiner Schriften anstrebt. Zwar entstand schon 1923 erstmals der Plan einer Gesamtausgabe, es waren jedoch nur acht von den geplanten 32 Bänden erschienen, bis die deutsche Okkupation die Fortsetzung der Edition verhinderte. Im Zeitraum von 1945–1948 wurden vier weitere Bände publiziert, in sowjetischer Zeit kam das Projekt erneut zum Erliegen. 1993 legte nun das T. G. Masaryk-Institut zwei neue Bände vor, von denen einer die Wiener und Leipziger Jahre Masaryks (1876–1881) dokumentiert, während der andere in der Reihe *Cesta demokracie* Reden, Aufsätze und Gesprächsprotokolle aus den Jahren 1924–1928 wiedergibt. Der Band der frühen Schriften Masaryks enthält zehn Aufsätze, die Aufschluß über seine wissenschaftliche und weltanschauliche Entwicklung vor der Veröffentlichung der Habilitation über den Selbstmord und der Berufung an die Prager Universität geben. Bekanntlich war der öffentliche Wirkungsradius seiner Frühschriften gering. In Prag von zwei Zeitschriften, der *Osvěta* und dem *Světozor*, zurückgewiesen, konnte Masaryk seine ersten Arbeiten in seiner mährischen Heimat in der *Moravská Orlice* veröffentlichen. Sein erster, programmatischer Aufsatz „Theorie und Praxis“ rief zunächst keinerlei Resonanz hervor. Erst später konnte man in dem kosmopolitischen Horizont und der patriotischen Absicht dieses Artikels das ganze wissenschaftliche und politische Programm Masaryks in nuce erkennen. So ist sein Interesse für die Tschechen in Wien und seine Sorge um die Arbeit der tschechischen Abgeordneten im Wiener Reichsrat nicht aus vordergründiger nationaler Solidarität gespeist, sondern gleichsam universal eingebettet; es ging Masaryk zunächst um die Erkenntnis einer Theorie der nationalen und sozialen Emanzipation – einer Theorie allerdings, die zur Praxis führen sollte. Wie schon aus den frühen Schriften hervorgeht, fand Masaryk das Instrumentarium dafür in der Soziologie als einer politischen Wissenschaft, die wissenschaftliche Grundlagen für die Politik zu liefern versprach.

In diesem Zusammenhang ist auch Masaryks Auseinandersetzung mit kulturdeterministischen Theorien aufschlußreich, insbesondere seine Überlegungen zu dem Buch Théophile Funck-Brentanos, *La civilisation et ses lois* (Paris 1876), die er 1877 in einer Rezension und einem Festschriftenbeitrag „Über Fortschritt, Entwicklung und Aufklärung“ anstellte. Obwohl Funck-Brentano den Slaven nach dem Kulturverfall der romanischen und germanischen Völker einen kulturellen Aufstieg prognostizierte, blieb Masaryk gegenüber solchen Theorien reserviert, schienen sie doch die positive

Arbeit an der nationalen Emanzipation zugunsten einer zweifelhaften Gesetzmäßigkeit preiszugeben. Die von Anfang an erstrebte Einheit von Theorie und Praxis immunisierte ihn gegen die Verlockung des historischen Determinismus. Bemerkenswert ist auch die Distanz, die er in dieser Zeit gegenüber nationaler Geschichtsphilosophie übte. In allen veröffentlichten Frühwerken ist Masaryks Bestreben zu erkennen, seine Forderungen nicht aus einer nationalen Tradition abzuleiten, sondern universalgültige Begründungen zu suchen, auch wenn es um national zu apostrophierende Anliegen ging.

Zu bedauern ist es, daß aus den Jahren 1876–1881 offenbar keine Manuskripte erhalten geblieben sind, denn dem jungen Masaryk gelang es keineswegs, für alle seine Schriften einen Druckort zu finden. Ein Verzeichnis im Anhang der Quellenedition gibt eine Übersicht über acht Arbeiten, die von Masaryk in dieser Zeit verfaßt wurden, aber ungedruckt blieben und verloren gingen.

Berlin

Martin Schulze Wessel

Nový, Lubomír: Filosof T. G. Masaryk. Problémové skici [Der Philosoph T. G. Masaryk. Problemskizzen].

Doplňek, Brno 1994, 156 S.

Lubomír Novýs Problemskizzen stellen eine Sammlung von 1989–1994 entstandenen, sich zuweilen etwas überschneidenden Studien dar, die, wie auch das Buch Zwi Batschas und die Dissertationsschrift Dalibor Truhlers, in jüngster Zeit von philosophiegeschichtlicher Seite die Diskussion um T. G. Masaryk bereichert haben. Die zwölf Kapitel des Buches stehen in keinem strengen systematischen Zusammenhang und unterscheiden sich auch in ihrem Genre. Neben einem „Versuch eines Masaryk-Medaillons“ enthält das Buch des Brünner Philosophieprofessors mehrere Kapitel, in denen die Rekapitulation von jüngeren Forschungsergebnissen im Vordergrund steht, aber auch einige eindringliche Überlegungen über Masaryk als Philosophen und Schriftsteller.

Besonders hervorzuheben ist Novýs Auseinandersetzung mit den literaturkritischen Arbeiten Masaryks. Ungeachtet seines intensiven Interesses an Literatur verfaßte dieser bekanntlich nie eine literaturwissenschaftliche Studie im engeren Sinne. Seine literaturkritischen Arbeiten vor allem über die russische Prosa trugen ihm vielfach den Vorwurf ein, weniger am literarischen Kunstwerk als an einer moralischen Einordnung der Autoren interessiert zu sein. Nový räumt ein, daß seit den 1890er Jahren die ästhetische Dimension in Masaryks Literaturbetrachtung zurücktritt. Trotzdem benutze Masaryk die Literatur nicht, um seine eigenen vorgefaßten philosophischen Prämissen zu stützen, sondern befrage sie nach ihrem Aussagewert über die Gesellschaft. Er verstehe literarische Gestalten als „Respondenten“, als „Konstrukte oder Zeichen typischer Denkhaltungen und Verhaltensweisen“ (S. 44), die ihm in bezug auf die russische Gesellschaft das Instrumentarium der modernen Soziologie ersetzten.

In einem anderen Kapitel geht es Nový um die in der Geschichtswissenschaft schon länger diskutierte Frage der Klassifizierung des tschechischen und speziell des Masarykschen Nationsbegriffs. Dieser sei durch universale und demokratische Werte in

einem solchen Maße aufgehoben, daß er nicht als enger Nationalismus und auch nicht, wie Roman Szporluk formulierte, als „Nationalismus mit menschlichen Antlitz“ zu verstehen sei. Masaryks Nationsbegriff entziehe sich auch der von Hans Kohn herführenden Klassifizierung von westlichem und östlichem Nationalismus und stelle eine Kontamination beider Typen dar. In bezug auf die Verfassung der ČSR räumt Nový dabei ein, daß die Konstruktion einer tschechoslowakischen Staatsnation im Sinne von Masaryks Nationsbegriff unausgereift gewesen sei.

Wie Truhlar und Batscha beschäftigt auch Nový die Frage nach dem Liberalismus Masaryks, die er im Kontext der Religionsphilosophie beantwortet. Die Begründung der ČSR aus einer konfessionellen Tradition steht, wie Nový argumentiert, nicht im Gegensatz zum Pluralismusgebot des Liberalismus, verstand doch Masaryk religiöse Fragen nicht konfessionell, sondern ökumenisch und bemühte sich um die Trennung von Staat und Kirche sowie um die Verständigung zwischen den Konfessionen.

Berlin

Martin Schulze Wessel

Masarykův sborník VIII [Masaryk-Sammelband 8].

Ústav T. G. Masaryka, Praha 1993, 217 S.

Der vom T. G. Masaryk-Institut herausgegebene Sammelband knüpfte an die in der Ersten Republik begründete Tradition des *Masarykův sborník* an. Neben einem ausführlichen Besprechungssteil enthält er mehrere Beiträge zu Masaryk als Politiker (Jaroslav Opat über Masaryks Europäertum, Jiří Kovtun über dessen Eintreten gegen den Antisemitismus, Ivo Samson über das geopolitische Verständnis des Präsidenten-Befreiers), als politischem Denker (Jiří Olšovskij über Individuum und Demokratie bei TGM, Miroslav Pauza über dessen Konzeption von Politik und Konfession) und als Philosoph (Dagmar Čapková über Masaryk und Komenský, Jiří Musil über die soziologische Theorie Masaryks). Während es sich bei den Aufsätzen um Veröffentlichungen handelt, die z. T. auch in deutscher Sprache bereits vorliegen – so z. B. die von Jaroslav Opat und Peter Demetz auf dem Kolloquium der Guardini-Stiftung 1992 in Berlin gehaltenen Vorträge –, dürfen die edierten neuen Dokumente besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Hinzuweisen ist auf das von Vojtěch Fejlek gefundene Manuskript eines Textes, in dem Masaryk in der Auseinandersetzung mit Pekař die Hauptzüge seiner „tschechischen Philosophie“ reflektiert. Dabei bedient sich Masaryk eines Pseudonyms, was ihm die Freiheit der Selbstcharakterisierung gibt. Die historiosophische Argumentation Masaryks gegen den Positivismus Pekařs ist im wesentlichen bekannt; bemerkenswert aber erscheint, wie Masaryk noch 1928 seine Gegenwart im Sinne des eigenen Geschichtsbildes zu deuten vermag: Die tschechoslowakische Kirche, die nach verheißungsvollen Anfängen längst stagnierte, galt Masaryk noch als Beleg für die dynamische Kraft des Reformationsgedankens in Böhmen, und die konsequente Trennung von Staat und Kirche, an die 1928 aufgrund der Konsolidierung des politischen Katholizismus in der ČSR nicht mehr zu denken war, faßte Masaryk immer noch als konkreten politischen Auftrag der „tschechischen Philosophie“ auf.

Interessante Einblicke vermittelt auch die Editionsgeschichte von Masaryks Schriften, mit der sich Jiří Brabec beschäftigt. Es geht dabei vor allem um die von Peter

Demetz nun vollständig veröffentlichten Ergänzungen zur „Russischen Geistes- und Religionsgeschichte“. Vratislav Doubek weist in seinem Beitrag darauf hin, daß Masaryk durch ein politisches Ereignis – den russisch-japanischen Krieg und die nachfolgende Revolution von 1905 – zum Studium der russischen Literatur angeregt wurde. Die Frage, die er in Rezensionen an die Verfasser literaturhistorischer Arbeiten, wie den Berliner Slavisten Alexander Brückner, richtete, spiegelten sein Ungenügen mit einer rein philologischen Methode und dem Hervorheben des westeuropäischen Einflusses auf die russische Literatur wider: „Aber auf welche Art und Weise wirkten die europäischen Denker auf die Russen? ... Wie wirkte der Einfluß der Philosophie von Kant bis Feuerbach? ...“ (S. 77). Bereits die Skizze des geplanten dreiteiligen Werkes über Rußland und Europa, die Masaryk 1911 anfertigte, ließ die umfassende, systematisierende Fragestellung erkennen, mit der Masaryk die traditionelle Literaturgeschichte abzulösen gedachte: Neben den 1913 veröffentlichten Skizzen zur russischen Religions- und Geistesgeschichte enthielt sie auch einen Teil über „Dostoevskij contra Nihilismus“ und einen weiteren über „Titanismus oder Humanismus? Von Puškin bis Gor'kij“. Die Arbeit am zweiten und dritten Teil wurde bekanntlich vom Weltkrieg unterbrochen, der, wie Doubek zeigt, Masaryks Interesse zunächst auf polemische Auseinandersetzungen und dann auf das Werk „Die Weltrevolution“ lenkte.

Berlin

Martin Schulze Wessel

Kural, Václav: Místo společnosti konflikt! Češi a Němci ve Velkoněmecké říši a cesta k odsmu (1938–1945) [Anstatt Gemeinschaft Konflikt! Deutsche und Tschechen im Großdeutschen Reich und der Weg zum Abschub (1938–1945)].

Ústav mezinárodních vztahů, Praha 1994, 296 S.

Das Buch des tschechischen Historikers Václav Kural schließt die Lücke in einer Reihe von insgesamt fünf Abhandlungen, mit der die seit 1989 vom ideologischen Ballast der kommunistischen Diktatur erleichterte tschechische Historiographie „ihre Schuld gegenüber der deutsch-tschechischen Thematik zu begleichen sucht“ (S. 252). Nach den bereits erschienenen Arbeiten Jan Křen über die Zeit von der Wiedergeburt des tschechischen Nationalbewußtseins bis zum Ersten Weltkrieg¹, Tomáš Staněk über die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei² sowie über die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern bis 1989³ und einem weiteren Band Kurals über die Jahre 1918–1938⁴, wird hier die Zeit zwischen dem Münchener Abkommen und dem Ende des Krieges behandelt.

¹ Křen, Jan: Konfliktní společnost [Konfliktreiche Gemeinschaft]. Toronto 1989 und Praha 1991.

² Staněk, Tomáš: Odsun Němců z Československa 1945–1947 [Der Abschub der Deutschen aus der Tschechoslowakei 1945–1947]. Praha 1991.

³ Staněk, Tomáš: Německá menšina v českých zemích 1948–1989 [Die deutsche Minderheit in den böhmischen Ländern 1948–1989]. Praha 1993.

⁴ Kural, Václav: Konflikt místo společnosti? Češi a Němci v československém státě (1918–1938) [Konflikt statt Gemeinschaft? Tschechen und Deutsche im tschechoslowakischen Staat (1918–1938)]. Praha 1993.

Das Buch leidet ein wenig darunter, wie der Verfasser einleitend selber feststellt, daß ihm unter dem kommunistischen Regime zwanzig Jahre lang die Arbeit als Historiker erschwert wurde, ihm z. B. der Zugang zu den Archiven verwehrt war (S. 4). Dies, sowie schließlicher Zeitdruck bei der Herausgabe, werden als Gründe dafür angeführt, daß es sich bei dem vorliegenden Band nicht eben um einen „Umsturz“ der bisherigen Forschungsergebnisse handele (Ebd.). In Anbetracht der Tatsache, daß es sich beim Untersuchungsgegenstand um die Schlüssel-Epoche der deutsch-tschechischen Beziehungen handelt, hätte man gerne noch etwas länger auf das Erscheinen gewartet und dem Autor weitere Zeit gegönnt. So nimmt sich z. B. das Literatur-Verzeichnis angesichts des Themas ungewöhnlich schmal aus, blieben einige wichtige Titel unberücksichtigt.

Ziel Kural's ist es, „die Geschichte der tschechisch-deutschen Beziehungen während der Besetzung und während des Krieges und ihr Resultat – das Projekt der Aussiedlung der Sudetendeutschen –, als Produkt wechselseitigen, fließenden und etappenweisen Wirkens mehrerer verschiedener Faktoren“ darzustellen (Ebd.). Als solche nennt der Verfasser die deutsche Okkupationspolitik, die Haltung der Alliierten, die Ansichten des Widerstandes in Böhmen und Mähren und der „opportunistischen Kreise“ dort, die tschechische Exilpolitik mit Edvard Beneš an der Spitze, aber auch das sudetendeutsche Exil sowie die Haltung der sudetendeutschen Bevölkerung (S. 4 bzw. 104). Kural kommt es vor allem darauf an, im Gegensatz zu einigen anderen Autoren, mit denen sich der Verfasser in seinem Buch eingehend auseinandersetzt, zu zeigen, daß es eben nicht allein Beneš gewesen sei, der den „Abschub“ der Deutschen beschlossen und durchgesetzt habe (Ebd.). Beneš habe nicht „sozusagen auf der grünen Wiese eine deutsche Konzeption [německou koncepci] allein formulieren“ können, wer das behaupte, befinde sich in einem „großen Irrtum“: auch Beneš sei in seinem Entscheidungsspielraum „begrenzt“ gewesen (S. 104). Diese These zieht sich als roter Faden durch die gesamte Darstellung. Dementsprechend steht der in der Historiographie, aber auch in der öffentlichen Diskussion nach wie vor äußerst umstrittene Edvard Beneš auch hier im Mittelpunkt. Er erscheint jedoch nicht als alles entscheidender Politiker, der von Anfang an die Vertreibung der Deutschen im Sinn hatte und diese kompromißlos durchsetzte, sondern als ein auf die übrigen, oben genannten Faktoren oft nur reagierender Staatsmann, der zudem lange Zeit mäßigend auf die schon früh für eine radikale Lösung der sudetendeutschen Frage eintretenden tschechischen Kräfte gewirkt habe, bzw. dies zu tun versuchte.

In fünf Kapiteln, die der Chronologie der Ereignisse folgen, entfaltet der Verfasser seine Hauptthese. Im ersten Kapitel wird kurz, soweit das Kural's Fragestellung erfordert, auf die sogenannte Zweite Republik eingegangen, jenes Intermezzo zwischen „München“ und der Errichtung des „Protektorates“. Dies gilt auch für die knappe Darstellung der nationalsozialistischen Herrschaft im „Sudetengau“ und im „Protektorat“: sie werden, dem Thema entsprechend, als Hintergrund eher schwach ausgeleuchtet. Dabei ist es aber ausdrücklich zu begrüßen, daß Kural der Darstellung der Verhältnisse in den schon 1938 an das Reich abgetretenen Gebieten, aus deren Großteil der „Reichsgau Sudetenland“ gebildet wurde, einen eigenen Abschnitt widmet. Denn dies wird oft nicht genug berücksichtigt: Für den weitaus größten Teil der nach 1945 vertriebenen Sudetendeutschen waren ja die Verhältnisse im Sudetengau, nicht die des

doch ganz anders gearteten Protektorats, die politische Realität dieser Jahre. Das zweite Kapitel schildert das Entstehen der verschiedenen tschechischen Widerstandsorganisationen sowie die ersten tschechischen Planungen bezüglich der Gestaltung der Nachkriegs-Tschechoslowakei bis zur Ernennung Heydrichs zum Stellvertreter des Reichsprotektor. Dessen Politik, das Attentat auf ihn und die Vergeltungsmaßnahmen nach seinem Tod – erinnert sei nur an das Schicksal der Ortschaft Lidice – bezeichnet Kural als „Kulminationspunkt des deutsch-tschechischen Konflikts“ (Kapitel 3, S. 153) und widmet ihm entsprechend viel Raum in der Darstellung. Das vierte Kapitel behandelt Beneš „Durchbruch bei den Großmächten“ in der Aussiedlungsfrage im Jahr 1943, das fünfte und letzte Kapitel die Endphase des Krieges bis zum Prager Aufstand im Mai 1945.

Die Ausführungen wirken vor allem dann überzeugend, wenn es um die Darstellung der Gedankenbildung Beneš geht. Deutlich wird herausgearbeitet, welchem Druck vor allem aus der Heimat der Exilpräsident ausgesetzt war, einen harten Kurs in der sudetendeutschen Frage zu steuern (z. B. S. 129 und 148f.). Auch Detlef Brandes hat kürzlich darauf hingewiesen, daß Beneš im Grunde erstaunlich lange an einer Kompromißlösung, bestehend aus der Abtretung von bestimmten Gebieten an Deutschland, verbunden mit einer teilweisen Vertreibung bzw. Bevölkerungsaustausch, festhielt. Dies scheint es am ehesten gewesen zu sein, was Beneš zunächst, auch noch Anfang 1942 (S. 182), wirklich wollte. Als wendiger und machbewußter Diplomat, der „die Taktik als Prinzip“ (Ferdinand Seibt) hatte, schwenkte er jedoch schließlich auf einen immer gnadenloseren Kurs ein. Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung unter Beibehaltung der bis zum Münchener Abkommen gültigen Grenzen zeichnete sich im weiteren Verlauf des Krieges nämlich nicht nur als möglich, sondern auch als opportun im Sinne des eigenen Machterhalts ab. Keineswegs war Beneš jedoch, wie er nach dem Krieg selber behauptete, von Anfang an für eine vollständige Vertreibung der Sudetendeutschen eingetreten (S. 109ff., S. 111). Kural gelingt es, diese Behauptung Beneš, die der „politischen Konjunktur“ (S. 109f.) der Nachkriegszeit entsprach, als Selbststilisierung zu entlarven. Man fühlt sich an den Widersacher Beneš, an Konrad Henlein erinnert, der in einer berühmten Rede 1941 seine eigene politische Vergangenheit und die der von ihm gegründeten Sudetendeutschen Heimatfront bzw. Partei als von Anbeginn an rein nationalsozialistisch darstellte – auch dies eine opportunistische Selbststilisierung, die bis heute für Verwirrung sorgt und zu heftigen Kontroversen geführt hat.

Weniger überzeugend ist der Verfasser stets dann, wenn er sich mit dem Phänomen der „Volksmeinung“ auseinandersetzt. Wiederholt wird *den* Sudetendeutschen, auf deren Stimmung und Haltung Kural immer wieder eingeht, vorgeworfen, sie hätten bis zum bitteren Ende mehrheitlich hinter Hitler und seinem Regime gestanden, Widerstand sei die – allerdings um so bewundernswertere – Ausnahme gewesen (S. 38, 40, 44, 135). Dabei weist Kural selbst darauf hin, (S. 167) daß auch nur ein kleiner Teil der tschechischen Bevölkerung aktiven Widerstand gegen die Besatzungsmacht leistete. Nun kann es dennoch wohl als erwiesen gelten, daß es kaum einen Tschechen gab, der nicht die deutsche Herrschaft im Protektorat zumindest innerlich ablehnte und in einem dem deutschen Terror entsprechenden Maße zunehmend regime- und deutschfeindlich wurde. Fraglich ist hingegen, ob man etwa vom Aus-

bleiben eines Aufstandes im Sudetengau, vergleichbar der auch im Protektorat eben erst am 5. Mai 1945 ausbrechenden Erhebung, auf *Zustimmung* bei der sudetendeutschen Bevölkerung zum nationalsozialistischen Regime und Hitler schließen sollte. In gewisser Weise widerlegt sich Kural sogar selbst, indem er auf Meldungen, die der Londoner Exilregierung vorlagen, hinweist, die darauf schließen lassen, daß ein Großteil der Sudetendeutschen äußerst enttäuscht war über ihre „Heimkehr ins Reich“ (z. B. S. 129). Auch die Kommunistische Internationale berichtete 1943 von der großen Enttäuschung der Sudetendeutschen über das Regime und den Krieg. Dies wird von Kural jedoch als „eher eine Prämisse denn eine Zusammenfassung realer Informationen“ abgetan (S. 225). Gerade weil er um die dürftige Aufarbeitung dieser Fragen durch die bisherige Forschung weiß (S. 43), wäre ein zurückhaltenderes Urteil in dieser sensiblen Frage angebracht gewesen. Denn es besteht die Gefahr des Mißbrauchs dieses nicht ausreichend belegten Urteils für eine Schuldzuweisung an einen Großteil der sudetendeutschen Bevölkerung, die bei der Beurteilung der Vertreibung eine große Rolle spielt.

Auch Kurals Versuch, die antideutschen Pogrome nach Kriegsende zu erklären, stellt zwar einen bedenkenswerten Beitrag zur Diskussion dar, reicht aber nicht aus. Weder die Anfang 1945 Böhmen und Mähren passierenden Züge mit Häftlingen aus Konzentrationslagern, deren grauenerregenden Anblick Kural ausführlich beschreibt (S. 244 ff.), noch die Eskalation, die der Aufstand in den letzten Kriegstagen und die deutsche Reaktion darauf bedeutete, vermögen die Exzesse an der wehrlosen deutschen Bevölkerung nach Kriegsende zu erklären. Diese werden vom Verfasser freilich schärfstens verurteilt (S. 251), wie überhaupt sein im ganzen Buch spürbares *Bemühen* um Ausgewogenheit, um behutsamen Umgang mit den noch immer nicht verheilten Wunden, die die von ihm behandelte Zeit hinterließ, auffällt und anzuerkennen ist.

Umso mehr erstaunt der Schluß der Abhandlung, den ein Zitat aus Edvard Beneš Memoiren bildet (S. 261). Dieser schrieb am 1. Dezember 1942 an Wenzel Jaksch: „Wir müssen [...] endgültig auseinandergehen. [...] Nur so werden wir uns irgendwann einmal – wenn wir die heutigen Schmerzen vergessen – als Nachbarn begegnen können und jeder in seiner Heimat ohne Bitterkeit und in Frieden getrennt weiterleben, einer neben dem anderen [...]“. Kural möchte dieses an so prominenter Stelle angebrachte Zitat nicht als Motto seiner Arbeit verstanden wissen (Ebd.). Die Tatsache, daß dasselbe Zitat schon vorher im Text, sogar fett gedruckt (S. 209), gebracht wird, läßt aber doch darauf schließen, daß Kural sich dieses fragwürdige Urteil Beneš zu eigen macht.

Bonn

Ralf Gebel

Češi a sudetoněmecká otázka 1939–1945. Dokumenty [Die Tschechen und die sudetendeutsche Frage 1939–1945. Dokumente]. Hrsg. v. Jitka Vondrová.

Ústav mezinárodních vztahů, Praha 1994, 347 S.

Edvard Beneš und seine Mitstreiter befanden sich zu Kriegsbeginn in einer außerordentlich schwierigen Lage. Die westlichen Großmächte hatten im Münchener Abkommen die Abtrennung der überwiegend deutschsprachigen, der sog. Sudetenge-

biete und nach der Besetzung der übrigen Teile Böhmens und Mährens ebenso wie Sowjetunion die Slowakische Republik anerkannt. Zudem waren in den ersten Monaten mehr Sudetendeutsche als Tschechen oder gar Slowaken ins Exil geflohen, besonders sudetendeutsche Sozialdemokraten, die sich in den Jahren vor Kriegsbeginn im Westen große Achtung als konsequente Gegner Hitlers und Henleins erworben hatten.

Mit dem ersten Memorandum, das Wenzel Jaksch, der Führer dieser Treuegemeinschaft sudetendeutscher Sozialdemokraten, im Juni 1939 entworfen und einigen seiner Getreuen, aber auch tschechischen Exilpolitikern zum Lesen gegeben hatte, leitete Jitka Vondrová ihre Dokumentensammlung ein. Mit der Notiz Edvard Táborskýs, der während des Krieges Beneš als Privatsekretär diente, vom März 1945 über ein Gespräch mit Frank Roberts, einem Beamten des Foreign Office, schließt sie die Reihe von 158 Dokumenten. Hatte Jaksch noch von der Eigenständigkeit der Sudetendeutschen in einer „innereuropäischen Föderation“ geträumt, so vermutete Roberts, daß die Russen den Tschechen beim Transfer „*via facti*“ helfen würden.

Die Lektüre der Quellen bestätigt, daß die Vorstellungen Benešs und Jakschs von Anfang an unvereinbar waren. Das Münchener Abkommen aufzuheben und Vorkehrungen gegen seine Wiederholung zu treffen, war Benešs Ziel, die Reduktion der Zahl der Deutschen in der Nachkriegsrepublik sein Mittel. Diese wollte er durch eine eventuelle Abtretung von strategisch nicht unbedingt erforderlichen Grenzgebieten, Zwangsaussiedlung und Assimilation der Restminderheit erreichen. Auf diese drei Elemente legte er allerdings in den verschiedenen Kriegsphasen unterschiedlich starkes Gewicht. Jaksch war dagegen allenfalls bereit, einer begrenzten ethnischen Entmischung innerhalb der böhmischen Länder und der Vertreibung einer gewissen Zahl von „schuldigen“ Sudetendeutschen zuzustimmen. Benešs Angebot, Führer einer bei der Zwangsaussiedlung kollaborierenden Restminderheit zu werden, konnte der Führer der sudetendeutschen Sozialdemokraten im Gegensatz zu den Vertretern der parteiinternen Opposition wie Josef Zinner und Josef Lenk oder den deutschen Kommunisten Karl Kreibich und Gustav Beuer nicht annehmen.

Die gut ausgewählten Dokumente stammen aus den einschlägigen Fonds des Exils und befinden sich in vier Archiven, nämlich dem Archiv des T. G. Masaryk-Instituts, dem Zentralen Staatsarchiv, dem Archiv des Außenministeriums und dem Militärhistorischen Archiv. In den Anmerkungen zu den einzelnen Dokumenten werden Zusammenhänge zu anderen in die Sammlung aufgenommen sowie zu nicht veröffentlichten Dokumenten hergestellt. Wenn ein Teil einer Quelle nicht abgedruckt wird, wird sein Inhalt kurz charakterisiert. Die Kommentare sind verlässlich. Ein Personenregister erleichtert die Erschließung der Texte. Erfreulich ist, daß auch die deutschen und englischen Texte so gut wie fehlerfrei wiedergegeben werden.

Ich möchte auf einige Details und wenige Schwächen hinweisen. Vondrová bringt u. a. das fehlende Glied in der Kette der Entwicklung der Pläne zu eventuellen Gebietsabtretungen, nämlich die Vorschläge der illegalen Parteienvertretung und der Geheimarmee vom Sommer 1939 (Dokument Nr. 3). In wenigen Fällen dokumentiert sie tschechische Kritik an den Vertreibungsplänen, wie z. B. durch den Abdruck der Stellungnahme des Londoner Militärattachés Josef Kalla vom Januar 1940 (Dokument 18). Auf eine Voreingenommenheit Jaksch gegenüber weist ihr Kommentar zu dessen

Aussage hin, daß er den Genossen, die in der tschechoslowakischen Auslandsarmee dienten, im Sommer 1940 die Weisung gegeben habe, den Austrittsparolen der Kommunisten nicht zu folgen (Dokument Nr. 115), obwohl er doch sogar in einem von Vondrová abgedruckten Rundschreiben (Dokument Nr. 27) seinen Genossen mitgeteilt hatte, daß er sich für ihre Entlassung nicht einsetzen könne. Auch druckt Vondrová zwar die Angriffe der Zinner-Gruppe vom 18. Oktober 1940 gegen die Mehrheit um Jaksch ab (Dokument 35), nicht jedoch die Antwort Jakschs und Reitzners vom 23. Oktober, obwohl sie ebenfalls auch im Beneš-Archiv vorhanden ist. Schließlich macht Vondrová zuweilen keinen Unterschied zwischen Originalberichten aus der Heimat und den durch Beneš und seine Mitarbeiter purgierten und oft zur Bestätigung ihrer Politik gefälschten sog. „Berichten aus der Heimat“ (Dokument Nr. 88).

Diese Kritik an wenigen Details soll jedoch das insgesamt positive Urteil über den Wert der Sammlung und die Sorgfalt der Herausgeberin nicht mindern. Die Sammlung dokumentiert, was die Exilregierung plante und wovon sie Kenntnis hatte, z. B. die Forderungen tschechischer Widerstandsgruppen nach Vertreibung der Deutschen und die antideutsche Stimmung der Bevölkerung in der Heimat. Sie kann Auskunft darüber geben, wie ihre Vorschläge von seiten der Großmächte aufgenommen wurden, nicht aber über die Diskussionsprozesse innerhalb der Außenministerien und Regierungen oder in der Öffentlichkeit der alliierten Kriegspartner. Für jede künftige Arbeit über die Entwicklung der Aussiedlungspläne wird die Sammlung ein unentbehrliches Hilfsmittel sein.

Düsseldorf

Detlef Brandes

MacDonald, Callum/Kaplan, Jan: Praha ve stínu hákového kříže. Pravda o německé okupaci 1939–1945 [Prag im Schatten des Hakenkreuzes. Die Wahrheit über die deutsche Okkupation 1939–1945].

Melantrich, Praha 1995, 211 S. (auch in englischer Sprache erschienen).

Aus der Flut graphisch dürftig gestalteter Bücher zur Geschichte hebt sich dieses Buch vor allem aufgrund der hervorragenden Ausstattung heraus. Auf jeder Seite finden wir zumindest eine vorzügliche Fotografie, und insgesamt vermitteln die Aufnahmen ein anschauliches und glaubwürdiges Bild der nationalsozialistischen Okkupation in Prag. Der Begleittext ist in sieben Kapitel und einen Epilog eingeteilt. Schon die Kapitelüberschriften („Hitler über Prag“, „Die neuen Herren“, „Die Stadt, die von der SS beherrscht wurde“, „Der Palast des Todes“, „Das Schicksal der Prager Juden“, „Der Alltag“ und „Die Stunde hat geschlagen“) lassen vermuten, daß die Autoren ihr Prag im Schatten des Hakenkreuzes vor allem als Darstellung der Okkupation mit ihrem Herrschaftssystem, ihren Schrecken und ihrer Normalität des Alltags verstehen. In dieser Hinsicht erfüllt der Text die Ansprüche, die man an populärwissenschaftliche Bücher stellt, und bietet an vielen Stellen mehr. Das Okkupationssystem ist alles in allem gut dargestellt, sehr gut geschildert sind die Formierung und die Rolle der Kollaboration wie auch das Schicksal der Juden. Die offensichtlichen Stärken des Buches liegen in der Beschreibung des alltäglichen Lebens der Tschechen, die das Beste ist, was hierüber bisher publiziert wurde. Das entsprechende Kapitel, obwohl populärwissenschaftlich geschrieben, stellt im tschechischen Rahmen im

Grunde das wegweisende Muster eines Genres dar, das in der tschechischen Literatur bisher nur unzureichend entwickelt worden ist.

Dennoch finden sich auch hier einige schwächere Stellen, etwa bei der Charakterisierung der Autonomie bzw. „Nichtautonomie“ des Protektorats und der von Anfang an deutlichen Tendenz, diese Schritt für Schritt zu beseitigen. Mit Recht wird allerdings festgestellt, daß die Autonomie des Protektorats mit dem Amtsantritt Heydrichs im Grunde nur noch eine traurige Farce darstellte. Hinzu kommen auch einige sachliche Ungenauigkeiten. Die Angaben zum Steigen der Löhne können täuschen, wenn nicht hinzugefügt wird, ob Nominal- oder Reallöhne gemeint sind (S. 138). Komisch wirkt es, wenn von Treibgas für Autos „in Ballons auf dem Dach“ (S. 140) die Rede ist (es handelte sich um Druckbehälter), und dies gilt auch für die Bildunterschrift „Überfüllte Prager Straßenbahnen“, die die Fotografie für Prager Verhältnisse unter der Okkupation ziemlich leer zeigt. Auf S. 167 drohen Prager Bürger nicht einem deutschen Auto, sondern winken einem Auto der Marke Pragovka-Alfa zu, das tschechische Polizisten transportiert, die dem Rundfunk zur Hilfe eilen. Die Bezeichnung „Kesselschmiede“ galt nicht für die amerikanischen Flugzeuge ganz allgemein, sondern nur für die Tiefflieger, die Lokomotivkessel „herstellten“. Es gibt noch weitere derartige Flüchtigkeitsfehler in dem Buch, doch sind sie insgesamt nicht so zahlreich, daß sie das hohe Niveau der Publikation und die gute Übersetzung beeinträchtigen würden.

Ein wichtiger Punkt sind die Lücken in der Beschreibung des Widerstandes. Man gewinnt den Eindruck, das Buch orientiere sich nur an dem, was vom Widerstand unter dem Zeichen des Hakenkreuzes zu sehen gewesen ist: die Demonstrationen am 28. Oktober 1939, das Attentat auf Heydrich, der Maiaufstand u. ä. Diese sichtbaren Widerstandsakte sind lebendig beschrieben und fallen in der Sache nicht hinter das bisher erreichte Niveau zurück. Es fehlt jedoch eine Darstellung dessen, was nicht zu sehen war: die illegale Tätigkeit, die Bedingungen und Besonderheiten des tschechischen Widerstandes, die Auseinandersetzung mit der These von der Schwäche dieses Widerstandes usw. So kann es geschehen, daß eine Organisation wie die Zentrale Führung des inländischen Widerstandes (ÚVOD) nur etwa zweimal beiläufig erwähnt wird, daß wir vom Rat der Drei bloß im Zusammenhang mit seiner Unterwanderung durch Gestapoagenten erfahren, daß über den Petitionsausschuß Wir bleiben treu (PVVZ) praktisch kein Wort fällt und daß eine der großen Leistungen des Widerstandes, nämlich die Aufrechterhaltung der Funkverbindung mit London, bagatellisiert wird. Über die Partisanen wird lediglich mitgeteilt, daß sie im März und April 1945 einige Militärtransporte und Brücken überfielen, obwohl einige hundert Partisanenaktionen dokumentiert sind. Von einem gewissen Unverständnis für die Formen des Widerstandes zeugt die Tatsache, daß die Autoren die patriotische Haltung des tschechischen Films und Theaters vor allem in der frühen Phase der Okkupation praktisch übergehen (um sich statt dessen unverhältnismäßig ausführlich mit den Erinnerungen von Adina Mandlová zu beschäftigen!). Was den Gegner des Widerstandes betrifft, so wird das Ausmaß seines Unterdrückungsapparats offensichtlich unterschätzt. Zu den Kontingenten der Gestapo, des Sicherheitsdienstes, der Kriminalpolizei und der Ordnungspolizei müssen nämlich noch die Angehörigen der Jagdkommandos, d. h. der 539. und 540. Infantriedivision hinzugezählt werden, die seit dem Sommer 1944 gegen die Partisanen eingesetzt wurden, ferner zahlreiche Ausbildungs- und Reserve-

truppen der Wehrmacht und der SS, die auf dem Gebiet des Protektorats Böhmen und Mähren stationiert worden waren. Zur Illustration sei angeführt, daß Frank aus diesen Kontingenten die Heeresgruppe Schill zusammenstellen konnte, die den Kern der Kampfgruppen bildete, die zur Niederwerfung des Slowakischen Nationalaufstandes eingesetzt wurden, und daß im Winter 1944–1945 nur gegen die Partisanengruppe Murzins in den Beskiden 12 000 Mann aus den Reihen der Armee, der Polizei und der Jagdkommandos aufgeboten wurden. Trotz dieser Einwände, die wegen der notwendigen Knappheit der Rezension nicht weiter ausgeführt werden können, ist das hier besprochene Buch sehr positiv zu beurteilen.

Říčany

Václav Kural

Kindl, Sláva: Oběti druhé světové války z okresu Trutnov [Die Opfer des Zweiten Weltkrieges aus dem Bezirk Trautenau].

APK, Trutnov 1995, 247 S.

Anläßlich des fünfzigjährigen Gedenkens an das Ende des Zweiten Weltkrieges hat Sláva Kindl in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Bezirksarchiv Trutnov als Supplement des *Sborník Krkonoše-Podkrkonoší* dieses Material ungewöhnlichen Inhalts aus dem Kreise Trautenau zusammengetragen. Dazu schreibt im Vorwort der Direktor des Bezirksarchivs Roman Reil: „Hinter der Aufstellung der Opfer des Zweiten Weltkrieges verbirgt sich nicht nur eine Sammlung von Namen, sondern hauptsächlich das Schicksal der Deutschen und Tschechen, die jahrhundertlang gemeinsam in unserer Region wohnten.“

Dieses Werk dürfte in der böhmischen Geschichtsforschung bis heute Seltenheitswert haben, denn wo finden sich tschechische oder deutsche Historiker, die die direkten und indirekten Opfer des Krieges beider Nationen erfassen und deren Namen durch Publizierung weiten Kreisen zugänglich machen? Dem Autor lag besonders am Herzen, allen Opfern des Zweiten Weltkrieges ein Denkmal zu setzen. Diese Aufstellung umfaßt den Zeitraum von 1938 bis Ende 1945, aber die Verzeichnisse sind nicht vollständig, weil die Archivadokumente, die Ortschroniken und die offiziellen Opfererfassungen in den einzelnen Gemeinden mangelhaft sind oder bei anderen Gemeinden überhaupt fehlen.

Behandelt werden in den einzelnen Kapiteln: die Selbstmorde zu Beginn des Krieges (17 Personen); die Verteidigung der Republik im Jahre 1938, der Widerstand in der Heimat und im Ausland, der Mai-Aufstand und der Arbeitseinsatz (181 Personen); die rassische Verfolgung (161 Personen); der Dienst bei den deutschen bewaffneten Kräften (2392 Personen); der Aufstand gegen die Tschechoslowakische Republik im Jahre 1938 (4 Personen); die Selbstmorde (auch Erschießungen) zum Kriegsende, die Sammellager der Ausgesiedelten und die Aussiedlung (226 Personen).

Am Schluß werden dankenswerterweise alle Ortsnamen, die in der Aufstellung nur tschechisch sind, mit deutschen Ortsnamen ergänzt.

Bei jedem Namen werden Name, Vorname, Geburtsort und Geburtsdatum sowie Beruf, Wohnort, Todesort und Todesdatum angeführt – soweit der Autor diese Angaben ermitteln konnte. Bei den Soldaten fehlen die Berufe, vielfach die Dienstgrade und häufig die Geburts- und Todesdaten.

Der Autor ist sich der Mängel, insbesondere bezüglich der Zahl der Opfer, voll bewußt, und so appelliert er an die tschechischen und deutschen Leser, bei der Ergänzung der einzelnen Kapitel mit authentischen Angaben über weitere Opfer behilflich zu sein.

Es ist das große Verdienst des Autors, daß er, wohl als einer der ersten, der Kriegsoffer beider Nationen – der Tschechen und der Deutschen – gedenkt und die Namen einer breiten Öffentlichkeit zugänglich macht. Es ist zugleich ein Versuch, die nationalistischen Gräben zwischen den beiden Völkern zu überwinden.

Mönchengladbach

Rudolf M. Wlaschek

Mandl, Herbert Thomas: Durst, Musik, Geheime Dienste.

Klaus Verlag, Boer 1995, 574 S.

Der 1926 in Bratislava geborene deutsch-jüdische Verfasser Herbert Thomas Mandl schildert in diesem autobiographischen Roman seinen durch zahlreiche Hindernisse geprägten Lebensweg. Bis zu der Deportation mit seinen Eltern ins Ghetto Theresienstadt erhielt er in Brünn und Mährisch-Ostau die Grundzüge seiner musikalischen Ausbildung. Damit endete zunächst der hoffnungsvolle Weg des jungen musikbegabten Geigenspielers.

In Theresienstadt arbeitete er als administrative Hilfskraft im Büro des Judenältesten, aber auch als Geiger im Symphonischen Streichorchester unter dem bekannten Dirigenten Karel Ančerl. Nebenbei erhielt er im Lager Unterricht in Harmonielehre und Kontrapunkt bei dem aus München stammenden blinden Mithäftling und Musiker Hans Neumeyer. Im Oktober 1944 erfolgte eine Weiterdeportation nach Auschwitz-Birkenau und schließlich zum KZ Dachau, Außenlager Kaufbeuren, aus dem er 1945 befreit wurde. Sein zäher Lebenswille half ihm, alle psychischen und physischen Belastungen zu überwinden.

Nach Rückkehr in die Heimat setzte er das Musikstudium am Konservatorium in Brünn und an der Akademie der musischen Künste in Prag sowie an der philosophischen Fakultät zielstrebig fort. Bereits im Jahre 1954 wurde Mandl Professor für Violine am Staatlichen Konservatorium in Ostau. Hier begann für den begabten Künstler ein stiller Kampf gegen das politische System und gegen den Druck, den die linientreuen Kollegen auf ihn ausübten.

Nach der Heirat mit der bekannten Konzertpianistin namens Jaroslava – er nannte sie Slávi – begannen die Eheleute mit der Planung einer gemeinsamen Flucht in den Westen.

Nach Überwindung zahlreicher sinnloser Schikanen wurde Mandl die Genehmigung erteilt, mit einer Reisegruppe Ägypten und die Schwarzmeerküste Rußlands zu besuchen. Nun begann für Thomas Mandl eine lange Odyssee.

In Kairo gelang es ihm, unbemerkt die Reisegruppe zu verlassen und die amerikanische Botschaft zu erreichen. Sein Wunsch, nach Amerika auszuwandern, wo er einen guten Freund hatte, wurde nicht erfüllt. Nach langen Verhören erhielt er schließlich den Nansen-Paß. Ausgestattet mit diesem Dokument wurde er zwangsweise nach Athen geflogen, wo man ihn für einen sowjetischen Spion hielt und tagelang verhörte.

Ständig lebte er in der Angst, an die Tschechoslowakei ausgeliefert zu werden. Doch schließlich benachrichtigte ihn sein amerikanischer Begleiter, daß er nach Westdeutschland ausgeflogen werden solle. Der Flug endete in Wiesbaden. Von dort brachte ihn die amerikanische Militärpolizei nach Frankfurt. Neue Verhöre folgten, weil man ihn auch hier für einen sowjetischen Spion hielt. Nach Beendigung der Verhöre brachte ihn ein amerikanischer Beamter in das Flüchtlingslager Zirndorf bei Nürnberg. Mandl befaßte sich nunmehr intensiv mit der theoretischen Planung, wie er seine Frau Slávi in den Westen bringen könnte. Es gab auch in Zirndorf wieder Verhöre, und zwar durch den sogenannten Anerkennungsausschuß zur Anerkennung als politischer Flüchtling, doch schließlich erhielt er politisches Asyl für die Bundesrepublik Deutschland.

Über einen alten Freund bekam er Verbindung zu Heinrich Böll, der ihn zu einem Besuch nach Köln einlud. Bald entwickelte sich ein enges Vertrauensverhältnis, und Mandl erzählte ihm von dem seiner Frau gegebenen Versprechen, sie unter allen Umständen in den Westen zu holen. Böll war bereit, das große Risiko einzugehen und Mandls Frau nach Deutschland zu holen. Dazu mußten genaueste technische Vorbereitungen getroffen werden. So mußte z. B. ein sicheres Versteck in einen großen PKW eingebaut werden. Unter dramatischen Umständen gelang es Böll, der von seiner Frau und seinem Sohn begleitet wurde, Frau Mandl aus Ostrau über Österreich nach Deutschland zu bringen.

Mandl bewarb sich in Frankfurt bei „Radio International“ und wurde Sprecher für Tschechisch und Slowakisch. Seine Frau gab Klavierunterricht, und beide zusammen gaben in Frankfurt, wo sie inzwischen eine Wohnung bezogen hatten, Konzerte.

Nach einiger Zeit stellten beide den Antrag auf Einwanderung in die USA, die genehmigt wurde. Als die Bemühungen, dort einen festen Beruf zu finden, scheiterten, folgten sie der Aufforderung von „Radio International“, nach Frankfurt zurückzukehren.

Das Buch, das mit großer Akribie geschrieben ist, liest sich fast wie ein Kriminalroman. Es bietet ein authentisches Bild der von Kommunisten regierten Tschechoslowakischen Republik. Mandl ist Erzähler eines einmaligen Lebensromans, der Persönliches und Weltgeschichtliches miteinander verbindet.

Mönchengladbach

Rudolf M. Wlaschek

Kaplan, Karel/ Tomášek, Dušan: O cenzuře v Československu v letech 1945–1956. Studie [Über die Zensur in der Tschechoslowakei in den Jahren 1945–1956. Studien].

Ústav pro soudobé dějiny, Praha 1994, 183 S. (Sešity 22).

Die Zensur ist fast genauso alt wie die Kulturgeschichte selbst, und in der einen oder anderen Form haftet sie jeder Regierungsform an. Generell repräsentiert sie das Gewicht, das man dem geschriebenen Wort beimißt. Im Normalfall ist ihre Wirkung zeitlich und inhaltlich beschränkt, es sei denn, sie dient – wie im Nationalsozialismus oder Kommunismus – in Verbindung mit der Propaganda zur Verdrehung der Wahrheit mit dem Ziel der völligen Gleichschaltung des gesellschaftlichen Denkens und

Handelns. Die dazu nötigen konkreten Maßnahmen und Schritte veranschaulicht am Beispiel der Tschechoslowakei der Jahre 1945–1956 in eindrucksvoller Weise die Studie von Karel Kaplan und Dušan Tomášek. Es werden der Auf- und Ausbau des kommunistischen Informationsmonopols (Kaplan) sowie seine Verteidigung gegen die Infiltration durch konträres Gedankengut (Tomášek) geschildert. Das reichhaltige, wenn auch bei weitem nicht komplette Dokumentationsmaterial, mit dem die Studie ergänzt wurde, stammt aus den Geheimarchiven der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KSČ) sowie des Ministeriums für Staatssicherheit und wird an dieser Stelle zum ersten Mal veröffentlicht.

In einer Übersicht über die Jahre 1945–1948 weist Kaplan darauf hin, daß durch den internen Parteienstreit die Koalition der sog. Nationalfront von der verhältnismäßig liberalen präventiven Zensur der Ersten Tschechoslowakischen Republik keinen Gebrauch machte, obwohl es viele Klagen über Medienmißbrauch gab. Ein ernstgemeinter Ansatz zur Einführung der Zensur ergab die am 19. 12. 1947 vom Informationsministerium einberufene Geheimkonferenz der kommunistischen Funktionäre, die vor allem mit der Berichterstattung aus der Sowjetunion unzufrieden waren. Die hier getroffenen Beschlüsse wurden jedoch nur teilweise in die Tat umgesetzt und schließlich von der kommunistischen Machtübernahme im Februar 1948 überholt.

In den Jahren 1948–1953 wurde das Informationsmonopol der Kommunisten systematisch bis ins letzte Detail ausgebaut. Es begann mit der Übernahme aller kulturpolitisch relevanter Institutionen. Verlage, Druckereien, Papiergroßhandel, Film und Theater, Galerien und Büchereien u. a. wurden zunächst der Leitung des sog. Kulturrates unterstellt, der 1948 gegründet wurde und für die ideologischen Fragen zuständig war. Die operative Führung oblag der Kultur- und Propagandaabteilung beim Zentralkomitee der KSČ sowie der Bezirk- und Kreisausschüsse. Im März 1948 legte der Generalsekretär der KSČ Rudolf Stránský die Ziele des Presseausschusses fest, die darin bestanden, nicht nur die kommunistische Presse, sondern auch die Publikationen der anderen Parteien zu kontrollieren. Ein Teil dieser Maßnahme war das Verbot von über 155 Zeitschriften und 11 Wochenzeitungen. Kommunistische Funktionäre entschieden über die Zulassung resp. das Verbot jeder Publikation, ihre Auflage und ihren Inhalt, sowie über die Besetzung leitender Positionen. Die Chefredakteure waren persönlich für die Einhaltung der Richtlinien der KSČ verantwortlich. Politische „Fehler“ wurden allgemein als absichtliche Provokationen gewertet. 1950 nahm der für die Zensur und die Genehmigung aller Presse- und Rundfunkveröffentlichungen zuständige Lektorenrat des ZK KSČ seine Arbeit auf.

Ab 1952/53 ging diese Aufgabe mit erweiterten Kompetenzen an die Hauptverwaltung der Presseaufsicht (HSTD) und ihre Organe, die nach sowjetischem Vorbild aufgebaut wurden. Alle Nachrichten, die dem politischen Gegner als Information oder Argument dienen könnten, galten als geheim, Publikationen und Rundfunkrelationen wurden mehrmals vor der Veröffentlichung kontrolliert und mit einer Zensurnummer versehen. Die Partei gab zugleich vor, welche Nachrichten Priorität hätten, und wie sie zu interpretieren seien. Die Kontrolle ging so weit, daß sogar Schreib- und Kontextfehler bei Wiederholung Konsequenzen nach sich zogen. Über die Eingriffe der Zensur wurde die Parteileitung regelmäßig informiert. 1953 wurde HSTD unter die Leitung des Innenministeriums gestellt, ihre Aufgabe als Verteidigung der Staatsinteressen

deklariert. Sie kontrollierte den gesamten Informationsfluß in der Tschechoslowakei mit Ausnahme der Armee und der Staatssicherheitsorgane. Bis 1953 wurden schließlich mehrere Tausend „trozkistische und burgeoise Buchtitel“ aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt und größtenteils vernichtet.

Schon bald bestand die öffentliche Information nur aus Halbwahrheiten und Lügen, was auf die Dauer nicht ohne Auswirkung auf die Entwicklung der tschechoslowakischen Gesellschaft bleiben konnte. Das wiederum erforderte, daß keine anderslautenden Meldungen aus dem Ausland in die Tschechoslowakei eindringen. Die Verbreitung westlicher Presse und Auslandsbesuche wurden unterbunden. Die Postverbindung mit dem Ausland wurde von der Staatssicherheit kontrolliert, eine gewisse Zeit mußte sich sogar jeder, der einen Brief ins Ausland schicken wollte, persönlich ausweisen. Darüber hinaus wurden auch Inlandsbriefe von der Staatssicherheit gelesen und ausgewertet, um die Stimmung in der Bevölkerung zu prüfen. Hinzu kam die Störung aller ausländischen, gegen die Tschechoslowakei gerichteten Rundfunkrelationen, zum Teil von Polen, Ungarn und der Sowjetunion aus. Die Tschechoslowakei war wiederum diesen Ländern bei der Radiostörung behilflich.

Insgesamt gibt die Studie einen guten Überblick über die Zensurmaßnahmen in der kommunistischen Tschechoslowakei und ihre Wirksamkeit im einzelnen. Das im Anhang enthaltene Quellenmaterial veranschaulicht die Ernsthaftigkeit, mit der die Errichtung und Erhaltung des Informationsmonopols vorangetrieben wurde.

Regensburg

Vladimír Ulrich

Prečan, Vilém: V kradeném čase. Výběr ze studií, článků a úvah z let 1973–1993 [In der gestohlenen Zeit. Eine Auswahl von Studien, Artikeln und Überlegungen aus den Jahren 1973–1993].

Doplňek, Brno 1994, 615 S. (Ústav pro soudobé dějiny AV ČR Praha).

Vilém Prečan legt „In der gestohlenen Zeit“ eine Auswahl seiner Studien, Artikel und Portraits aus den zwei Jahrzehnten zwischen 1973 und 1993 vor. Ein Großteil der hier abgedruckten Texte wurde schon einmal veröffentlicht, u. a. auch in Schriften des Collegium Carolinum. In tschechischer Sprache erscheinen viele Arbeiten nun aber zum ersten Mal.

Beeindruckend ist die Bandbreite an Fragestellungen, die Prečan auf gut 600 Seiten abhandelt: Der erste Themenblock ist dem Zusammenhang zwischen der tschechischen Innenpolitik und der internationalen Entwicklung seit 1938 gewidmet. Es folgen Artikel zur Entstehung und Wirken der Charta 77, zur tschechischen Historiographie 1948 bis 1990 und zur unabhängigen Literatur in der Tschechoslowakei sowie der tschechischen Exilliteratur. Im fünften Teil des Buches bietet Prečan dann Portraits einzelner Persönlichkeiten, u. a. des slowakischen Historikers Jozef Jablonickýs, H. Gordon Skillings und des 1990 verstorbenen Freundes Milan Šimečka. Die drei Texte über und für Šimečka bilden gewissermaßen den traurigen Abschluß der „Sieben Jahre von Prag“, der Korrespondenz mit dem Freund aus den Jahren 1969–1976¹.

¹ Prečan, Vilém: Die sieben Jahre von Prag 1969–1976. Briefe und Dokumente aus der Zeit der „Normalisierung“. Frankfurt/M. 1978.

In den folgenden beiden Themenblöcken wendet sich Prečan mit der jüdischen Geschichte und dem Verhältnis zwischen Tschechen und Slowaken Fragen zu, die von der tschechischen Historiographie lange Zeit vernachlässigt wurden. In den Texten aus den achtziger Jahren charakterisiert er die mangelnde demokratische Selbstbestimmung als Hauptproblem beider Nationen, das allerdings nicht ohne Wirkung auf die gegenseitigen Beziehungen bleiben konnte. Doch finden sich auch hier bereits kritische Worte für die tschechische Haltung gegenüber den Slowaken. Prečans Kritik des tschechischen Nationalismus gewinnt in den späteren Texten dann merklich an Schärfe. Ohne Druck von slowakischer Seite haben sich die Tschechen nie mit den Slowaken auseinandergesetzt, ein Versäumnis, das sich auf die Beziehung zwischen beiden Völkern ebenso negativ auswirkte wie der tschechische Paternalismus und die stets latent vorhandene Unterstellung, die Slowaken seien undankbar und unzuverlässig. Auch nach der staatlichen Trennung beider Nationen erwachse aus der gemeinsamen Geschichte und der Nachbarschaft Verantwortung füreinander. Die Aufgabe, das tschechische Interesse an den Slowaken wachzuhalten, weist Prečan in erster Linie den Intellektuellen zu.

In die Rubrik „Portraits“ hätte auch der im Mai 1975 verfaßte, hier zum ersten Mal veröffentlichte Artikel über Gustáv Husáks bevorstehende Wahl zum Präsidenten der ČSSR gepaßt, der sich im ersten Teil des Buches findet. Diese Skizze über den Weg Husáks an die Spitze des Staates, in der die Empörung und Abscheu des Autors deutlich anklingen, zeigt Husák als kaltblütigen, zielstrebigem und prinzipienlosen Machtmenschen. Prečan beschreibt dessen großes Geschick beim Manipulieren der Leidenschaften und Hoffnungen der Massen. Sowohl die nationale Frage als auch die Behauptung, eine vermittelnde Figur zwischen den Reformern und dem Moskauer Machtzentrum zu sein, waren für Husák nie etwas anderes als Mittel zum Zweck. In diesem kurzen Aufsatz über Gustáv Husák treten zwei ganz grundsätzliche Überzeugungen Prečans, die alle seine Arbeiten prägen, deutlich zutage: die Absage an eine Politik des „kleineren Übels“, die seiner Meinung nach immer nur den Auftakt für das wirklich große Übel bilden kann, und – allen Widrigkeiten zum Trotz – ein unerschütterlicher Glaube daran, daß bessere Zeiten kommen werden. So beendet er das zornige Portrait Husáks mit der fast heiteren Bemerkung, auch dessen Tage seien gezählt.

Dieser Optimismus ist nicht der einzige rote Faden, der die auf den ersten Blick so heterogenen Teile des Buches miteinander verbindet. Durch alle Kapitel zieht sich einerseits die Leitfrage nach den Gründen für das wiederholte Straucheln der tschechischen Gesellschaft auf dem Weg zur politischen Reife, vor allem aber auch nach den Gründen für das Versagen des Teils der eigenen Generation, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg so begeistert wie blind an den Aufbau des Sozialismus machte. Andererseits sucht Prečan nach Ansätzen, ersten „Keimen“ einer „demokratischen Struktur als Elemente einer kommenden Bürgergesellschaft“ (S. 188) und findet sie in der Charta 77, deren Weg er aus dem deutschen Exil mit viel Sympathie beobachtet und begleitet.

Den sechsten, abschließenden Teil des Buches möchte Prečan als persönliche Bemerkung verstanden wissen. Verschiedene Briefe und ein Schlußwort, welches das starke Bedürfnis, das eigene Schaffen zu erklären und für den Leser zu deuten, spüren läßt, zeigen einen engagierten Menschen, der auch unter katastrophalen Bedingungen

Wissenschaftler blieb sowie einen schwierigen, an Brüchen und Neuanfängen reichen Lebensweg. Die „gestohlene Zeit“, so viel ist sicher, hat Prečan zu einer fruchtbaren zu verwandeln gewußt.

Berlin

Christiane Brenner

Hledání naděje (1978–1987). Výběr z ineditních sborníků [Suche nach Hoffnung. Auswahl aus den Nichteditierten Bänden]. Hrsg. v. Miroslav Vaněk.

Maxdorf, Praha 1993, 259 S.

Die Textauswahl aus den „Nichteditierten Bänden“ gewährt Einblick in eine Gruppe des tschechischen unabhängigen Denkens, die aus der Redaktion der Zeitschrift *Tvář* hervorgegangen ist. Zu ihr gehörten Bohumil Doležal, Emanuel Mandler, Jan Nevěd und Karel Štindl, später stießen auch Miloš Hübner und Bohumil Pechr in den Kreis der Samisdat-Redaktion. Die Gruppe konstituierte sich durch die Herausgabe des ersten „Nichteditierten Bandes“ 1978, dem bis 1987 in fast regelmäßigen Abständen neun weitere folgten.

In einigen Fragen begab sich die Redaktion nicht nur in den Gegensatz zur Ideologie des Husák-Regimes, sondern auch zur vorherrschenden Richtung im unabhängigen Denken. So faßte sie die Frage der Menschenrechte nicht – wie z. B. Václav Havel – als eine unmittelbar universale auf, sondern betrachtete sie in erster Linie als Aufgabe der Nationalgesellschaft, die sie als grundlegende Einheit aller politischen Entscheidungen ansah. Von der Charta 77 unterschied sich die Gruppe auch durch die Ablehnung deklaratorischer Politik, was ihr die Bezeichnung als „realistische“ oder „konstruktive“ Gruppe eintrug. Aus der heutigen Sicht der Redaktion sollte durch den Verzicht auf unrealistisch erscheinende Forderungen, wie z. B. nach der Preisgabe der „führenden Rolle“ der KPTsch, ein Dialog über die Grenzen des intellektuellen „Untergrunds“ hinaus ermöglicht werden.

Wie auch anderen Samisdat-Redaktionen ging es der Gruppe um die Herstellung einer stellvertretenden Öffentlichkeit. Um überhaupt zu einem staatsunabhängigen Dialog zu gelangen, mußten die Bände nicht zuletzt die Funktion der Selbstvergewisserung erfüllen, die von vielen Autoren in einer neuen Reflexion der Nation als zentralem kommunikationsstiftendem Begriff gesucht wurde. Ein Schlüsselbegriff war das Bewußtsein für „geteilte Vergangenheit“, auf dessen relativ schwache Ausprägung Bohumil Doležal zurückführte, daß das Regime der Partei bei den Tschechen weniger angefochten war als in Polen, Ungarn und, wie Doležal meinte, in der Slowakei. Aus diesem Befund ergab sich für die Redaktion die Notwendigkeit einer Reflexion der tschechischen Nationalphilosophie von Palacký bis Patočka. Wie aus einem Beitrag Emanuel Mandlers hervorgeht, ging es dabei auch um die wichtige, für die Dissidenten heikle Frage nach den „linken“ Traditionen im tschechischen Denken, die mit der kommunistischen Selbstlegitimation zu konvergieren schienen.

Während die Nationalgeschichte und ihre philosophische Reflexion offenbar geeignet war, Kommunikation herzustellen, kann dies in bezug auf soziologische Gegenwartsfragen, die einen zweiten Themenschwerpunkt der Textauswahl bilden, nicht gesagt werden. Anders als in der Nationalphilosophie mit ihrem festen Textkanon

machte sich hier das Fehlen einer gesicherten Quellengrundlage bemerkbar, die unter den Bedingungen des Dissidententums nicht durch Forschung geschaffen werden konnte. Der Mangel an intersubjektiv gesicherten Informationen trat besonders deutlich in einer Kontroverse um den Arbeitsbegriff zutage, die ein mit den Initialen J. H. gezeichneter Essay 1983 auslöste. Der Autor stellte die These auf, daß Arbeit im sozialistischen Staat paradoxerweise systematisch entwertet werde. Resignation und Egoismus seien darauf die Antworten der Gesellschaft. Der Aufsatz rief eingehende Kritik von seiten Bohumil Doležals und Emanuel Mandlers hervor, die aber, sofern es um die empirischen Behauptungen des Essays ging, nur den Charakter von Gegenbehauptungen haben konnte. Meinte J. H. eine tiefgreifende Sinnkrise der tschechoslowakischen Gesellschaft feststellen zu können, so teilte Doležal seine Beobachtung mit, daß „sich die Leute über den Sinnverlust nicht allzu sehr den Kopf zerbrechen“ (S. 96). In dieser Frage, die nur ein Beispiel ist, fehlte dem unabhängigen Denken ein Regulativ, das eine gewisse, anerkannte Grundlage der Kommunikation hätte schaffen können.

Wenn man aus dem Sammelband also etwas über die Bedeutung gesicherten Wissens für die Selbstverständigung einer Gesellschaft lernen können soll, so stellt dies natürlich an die editorische Genauigkeit des Buches selbst hohe Ansprüche. Im allgemeinen werden diese sehr gut erfüllt: Die Geschichte der Gruppe wird in der Einleitung Miroslav Vaněks und in einem Aufsatz Miloš Hübners dargestellt, Einsicht in ihre Vorstellungen und Ziele gibt ein 1993 geführtes Gespräch der Redakteure, ferner enthält die Textsammlung im Anhang auch eine Inhaltsübersicht aller „Unedierten Bände“ und eine Aufschlüsselung der verwandten Pseudonyme. Ein gewisses Manko besteht darin, daß der erwähnte Essay von J. H., „Überlegungen über Arbeit und Nicht-Arbeit“, nicht abgedruckt, sondern nur in der Paraphrase seiner Kontrahenten wiedergegeben wird. Auch die Auflösung der Initialen J. H. gibt die Redaktion nicht preis. Man mag das ärgerlich finden oder eine editorische Pointe darin erblicken: Fühlt sich der Leser mit den angebotenen halben Informationen doch gerade in jene Situation versetzt, die für die Samisdat-Kommunikation so kennzeichnend war.

Berlin

Martin Schulze Wessel

The End of Czechoslovakia. Ed. by Jiří Musil.

Central European University Press, Budapest-London-New York 1995, 283 S.

This book is the product of three workshops organized by the Central European University during 1992 and 1993. Its intent is "to present a scholarly book which would also have a wider appeal to an educated public." The contributors, most of whom are Czechs living in the Czech Republic, examine the causes and process of Czechoslovakia's breakup from a number of angles – political, economic, social, demographic, cultural, attitudinal, historical, and international, providing both narrative and analysis. A number of the authors make a convincing case for the high degree of social and economic development in Slovakia during the Communist period and point to the irony that Czechs and Slovaks split up at the time when they were closer than ever before in terms of demographics, social structure, and level of economic and

cultural development. Thus the so-called socialist model of integration, designed to solve the Slovak question by means of the development of Slovakia, was a failure.

Among the many causes for the split investigated herein, attitudinal ones receive much attention. Attempts by Miroslav Kusý to downplay Slovak exceptionalism notwithstanding, serious differences are found by a number of contributing scholars regarding the prevailing views among Czechs and Slovaks on a number of important questions. For example, the period of normalization (1969–1989) was regarded as a success in many ways by Slovaks, but deemed as unequivocally dismal by Czechs, and was a period in which both Czechs and Slovaks regarded the other nationality as benefiting the most from federalism. Regarding hopes for the future, Slovaks on the whole were far less sanguine than Czechs about the benefits of a rapid transition to a market economy. Musil argues that Slovak society was more solidaristic and Czech society more associative, meaning, among other things, that Slovaks placed greater emphasis than Czechs on family and neighborhood. Sharon Wolchik, in a sound but unsurprising analysis of public opinion data, shows how markedly attitudes toward the state's constitutional set-up and its leadership differed between the two peoples.

Overall, the work provides a fairly comprehensive portrayal and analysis of the long and short-term developments that led to Czechoslovakia's demise. Especially thoughtful are the sociological analysis by Musil and the discussion of Communist Czechoslovakia's last twenty years by Petr Pithart. On the debit side, the book becomes quite repetitive as the reader encounters scholar after scholar dealing with the same events and issues, often making similar points. Furthermore, though the book's purpose was not to provide a spectrum of opinion on Czechoslovakia's collapse but rather to analyze it in a balanced and objective fashion, it would nevertheless have enhanced the pedagogical value of the book had it included a contribution or two from a Slovak nationalist perspective, that is, from someone who regarded 1992 not merely as the end of Czechoslovakia, but as a historic opportunity for the Slovaks.

The End of Czechoslovakia is a worthy contribution to our understanding of the break-up of Czechoslovakia and of Czech-Slovak relations in general. As such, it should be of much interest to scholars concerned with the issue, as well as to other interested persons desiring to know how and why the Velvet Divorce took place.

Seattle, WA

James Felak

Pynsent, Robert B.: Questions of Identity. Czech and Slovak Ideas of Nationality and Personality.

Central European University Press, Budapest-London-New York 1994, 244 pp.

Professor Robert Pynsent's new book brings together four discernibly discrete essays with the shared theme of Czech and Slovak conceptions of national identity. The introductory chapter deals with the drama, essays and speeches of Václav Havel; the second explores the historical and political origins of the myth of Slavness in the thought of the nineteenth-century antiquarian Pavel Josef Šafařík and the poet Jan Kollár. The third chapter turns to the problem of the self in the Decadent period when, under the primary influence of Schopenhauer and Nietzsche, Czech identity underwent a com-

plex transformation from a monistic to a pluralistic ideal. Finally, Pynsent examines what T. G. Masaryk considered to be an unhealthy Czech preoccupation with martyrdom by focusing on six individual examples from the early fifteenth-century religious reformer Jan Hus to the student Jan Palach who committed suicide in protest against the Soviet invasion of Czechoslovakia in 1968.

In all these essays Pynsent displays the erudition we have come to expect from his previous writings on Czech and Slovak culture. He is particularly good at demystifying the received orthodoxies which harden around so many facets of Czech and Slovak thought from Havel's drama to the Czech martyr complex. That the essays are quite separate from each other is less of a problem than one might expect when one surveys the study in its entirety. Actually, it makes sense to start with Havel as the best-known Czech personality in the West.

I have a greater problem with how Pynsent defines "identity", the key word in his pre-title. Although his decision to focus on the modern period (the National Revival and after) is perfectly justifiable, he does not provide a sufficiently detailed rationale as to why identity was not an issue before the modern period. His disclaimer in the Preface is all-too-brief:

I find it extremely difficult, indeed impossible, to imagine a medieval Czech historian or theologian or literary artist asking "What is a Czech?", or "What is a German?", or "What am I?"

Pynsent reasserts this point-of-view at the beginning of chapter three. In the Middle Ages, he contends, "one was what one did" (p. 101). There is, of course, a real distinction between the identity that begs the question "What is a Czech?" and the question that asks "What am I?" Although I agree with Pynsent that the second question is not applicable to the pre-modern period, I do not agree that the first one was a total irrelevance. One only has to think of the so-called *Dalimil Chronicle* (c. 1308–11) to realize that ethnic and class identity was very much an issue for medieval authors. In the Middle Ages, people conceived of identity in the religious and/or collective sense of the word. The "discovery of the self", which some historians have located in the twelfth-century Renaissance, was not the unveiling of a unique self – as it was for the Decadents or for Havel – but the discovery within oneself of human nature made in the image of God. The medieval concept of *seipsum* or *homo interior* was the development of self toward God, the realization of the *imago Dei* within one's being.

In secular medieval texts, the understanding of identity was similarly collective. The author of *The Dalimil Chronicle* may not have asked himself the specific question "What is a Czech?", but he did attempt to define an ethnic identity based on a common language which sets the members of the favoured community apart from undesirable outsiders (Germans, Jews, Italians and so forth). In this work, and also in the Old Czech *Unguentarius*, identity is never a given but is *constructed*, not only in relation to a positive majority but also in relation to the Other. Here we find an opposition between an authentic "us" and a denigrated, disqualified "them". This is precisely the opposition that is formulated in the prologue of *The Dalimil Chronicle* where the author's own "truthful" account of Czech history is contrasted with the rhetorically convoluted mendacity of the Latin sources. That this opposition is itself a rhetorical ruse intended to valorize a Czech-speaking population regardless of differences in

class (a myth fostered throughout the work) is made clear in the epilogue when the author admonishes the new Czech king (John of Luxembourg) to adhere to the counsel of his nobles or leave the realm. The pretence of inclusion evaporates in the face of hardheaded political reality: the native nobility is presented as the key factor in the affairs of the kingdom.

The point, therefore, is not that identity is a modern phenomenon, as Pynsent argues, but that it is subject to historical change, inflected by class, ethnic and generic factors. Broadly speaking, Czech notions of identity before the nineteenth century were collective, while in the modern period the self has been defined as a purely private, asocial phenomenon. As for the private self, I see it evolving much later in Czech literature than Pynsent, who glimpses it in the fifteenth-century dispute *Tkadleček*. I see this text less as a treatment of philosophical or theological "crisis" than as a scholastic *a priori* affirmation of truth or the fulfilment of being. I would trace the first manifestation of a private self in Czech literature to the agonistic Romantic poetry of Karel Hynek Mácha.

Subsequent Czech writers, poets and artists found themselves torn between the traditionally Czech collective understanding of identity (as in the medieval and early modern periods) and the solipsism and philosophical speculation engendered by the German Romantics, above all, Fichte, Schelling and Novalis. A good example of the clash between individualism and collectivism is the fiction of Božena Němcová. In her story *Divá Bára* (*Wild Bára*, 1856), there is a conflict of interest between the claims of the individualistic heroine, forged in the mould of Sandian feminism, and the collectivist-nationalist ideal of the forest whither Bára and her deliverer (the woodman) vanish at the close of the story. In the Decadent period, the private self increasingly displaces collective identity until Czech literature begins to display the pluralism of fragmented modernity. For me, this process is the end result of a long gestation rather than a totally new development in Czech thought.

Although Professor Pynsent's erudite study provides many new insights into the question of Czech and Slovak identity, it would have profited from the realization that identity is not a philosophical or political *donnée* but an historical construct which changes over time. He might have begun his study with the Middle Ages – perhaps with *The Dalimil Chronicle* – and traced a line of development from a religious and political collectivism to a modernist focus on the private self.

Cambridge, Mass.

Alfred Thomas

Kulturen an der Grenze – Kultury na hranici: Waldviertel, Weinviertel, Südböhmen, Südmähren. Hrsg. v. Andrea Komlosy, Václav Bůžek und František Svátek.

Promedia Druck- und Verlagsgesellschaft, Wien und Waldviertel-Akademie, Waidhofen an der Thaya 1995, 364 S., zahlreiche Abbildungen.

Die Grenze als soziales, kulturelles und politisches Phänomen erweckt mehr und mehr das Interesse der Geschichtswissenschaft. Seit deutlich geworden ist, daß der Fall des „Eisernen Vorhangs“ keineswegs das Ende aller Grenzziehungen bedeutete, daß im Gegenteil immer neue Grenzen auftauchen, innere wie äußere, ethnisch-kultu-

relle wie politisch-ökonomische, werden auf der einen Seite wieder geopolitisch inspirierte Vorstellungen von der „natürlichen Grenze“ beschworen, andererseits gilt den symbolischen, kulturellen sowie sozialen Aspekten von Grenzen eine neue Aufmerksamkeit. In den Arbeiten letzterer Richtung wird, in der Tradition Georg Simmels, ein überkommenes Verständnis vom Raum als grenzbildendem Faktor zurückgewiesen und Grenze primär als „soziologische Tatsache“ gedacht. Die Beschäftigung mit dem Thema Grenze bedeutet für den Historiker jedoch nicht nur Beschäftigung mit einem beliebigen Erkenntnisgegenstand, sondern zumeist auch einen Wechsel der Erkenntnisperspektive. Geschichte der Grenze schreiben heißt Annäherung an Geschichte von den Rändern, Säumen, Ufern, bedeutet a priori eine nichtzentristische Perspektive von Geschichte.

Der Forschungsband „Kulturen an der Grenze“, jüngst erschienen als Begleitband zu der gleichnamigen Wanderausstellung, die derzeit und in den kommenden Monaten in zahlreichen Städten diesseits und jenseits der österreichisch-tschechischen Grenze zu sehen ist, hat sich ausdrücklich einer solchen nichtzentristischen Sichtweise verschrieben. Fragen nach der Rolle, dem Verlauf, dem Charakter der Grenze „aus der Perspektive der Grenzregionen“ selbst zu stellen und zu beantworten, machten sich österreichische und tschechische Historiker und Historikerinnen, Soziologen, Kunst-, Kultur- und Sprachwissenschaftler zur Aufgabe. Ein anspruchsvolles Unternehmen.

Galt es doch nicht nur, die üblichen Schwierigkeiten interdisziplinären Arbeitens in einem länderübergreifenden Forschungsteam zu meistern, sondern darüber hinaus auch mit unterschiedlichen Forschungsstilen und Forschungsstrukturen, wie sie sich in Österreich und Tschechien herausgebildet haben, umzugehen. Die Herausgeber vermieden es bewußt zu glätten, zu harmonisieren, zu integrieren. Der vorgelegte Forschungsband, der ein durchaus heterogenes Erscheinungsbild aufweist, versteht sich konsequenterweise als „Dokumentation einer gegenseitigen Annäherung“. Damit steht das Forschungsprojekt in der Tradition anderer Unternehmungen der Waldviertel-Akademie, die es sich seit der Grenzöffnung mit der Veranstaltung von Vorträgen, Symposien, Sprachkursen zur besonderen Aufgabe gemacht hat, gleichberechtigte Zusammenarbeit und neue Kooperationsformen, insbesondere auf regionaler Ebene, zwischen Österreich und Tschechien zu fördern. Sie war auch in diesem Fall organisatorischer Träger des Projekts.

Das Thema Grenze wird für den Raum Waldviertel-Weinviertel-Südböhmen-Südmähren auf den verschiedensten Ebenen abgehandelt und historisch bis in die älteste menschliche Siedlungsepoche zurückverfolgt, in der es Grenzen im heutigen Sinne gar nicht gab. Dennoch war das Gebiet Weinviertel-Südmähren bereits in der Jungsteinzeit eine „Grenzregion“, hier verstanden als Grenze zwischen „Wildnis“ und den mühsam der Natur abgekämpften Kulturräumen. Gerhard Strohmeier zeigt in seinem Beitrag, daß die Menschen der Vorzeit eher „vor der Landschaft“ lebten als in ihr. Bis in die Zeit der großen Rodungen blieb der Wald die Außengrenze schlechthin. In römischer Zeit stellte die *silva nortica*, der gefährliche Nordwald, die absolute Peripherie dar, und Barbaren wurden schon deshalb als gefährlich angesehen, weil sie „im Wald“ lebten. Erst die allmähliche Kultivierung des Raumes – unter anderem durch die Klostergründungen der Zisterzienser –, erst die wirtschaftliche und kultische Nutzung des Waldes nimmt ihm seinen Schrecken und macht Aneignung von Landschaft

möglich. Mit vielen literarischen Beispielen vom Minnesang bis zur Landschaftsdichtung der Romantik zeigt Strohmeier, daß am einprägsamsten jene Landschaften sind, die in früher Kindheit erfahren werden. Es sind dies, mahnt der Autor, allerdings auch jene Landschaftsbilder, die „gerade an der Grenze so oft mißbraucht“ wurden.

Die Grenze als Linie existiert erst seit der Herausbildung der frühneuzeitlichen Staaten. Im Mittelalter verstand man unter Grenzen oft Herrschaftsgrenzen, das konnten Wälder, Sümpfe oder Dörfer sein, wobei die mittelalterliche Grundherrschaft keineswegs immer ein geschlossenes Territorium darstellte. Der Verlauf einer Herrschaftsgrenze bildete jedoch häufig den Gegenstand erbitterter Rechtsstreitigkeiten, was die schönen frühen Karten der Region belegen, welche sich – leider etwas deplaziert – im Beitrag über die hussitische Revolution finden.

Die komplexe religiöse Situation im böhmisch-mährisch-niederösterreichischen Grenzgebiet in der frühen Neuzeit brachte eine Reihe von kosmopolitischen Entwicklungen, die im Beitrag von Václav Bůžek, Josef Grulich und Miroslav Novotný beleuchtet werden. Unter anderem wird die Ansiedlung von aus Bayern und Tirol vertriebenen Wiedertäufern auf südmährischen und südböhmischen Grundherrschaften zu Beginn des 16. Jahrhunderts als Beleg für den „übernationalen Charakter der mitteleuropäischen Reformation“ gewertet, wobei Südmähren lange Zeit in religiöser Hinsicht als toleranteste Region galt. Als weiteres Indiz für deren transnationalen Charakter gilt den Autoren der aktive Bilingualismus vieler Adliger und Bürger.

Mit dem Blick der Wirtschafts- und Sozialhistorikerin beschreibt Andrea Komlosy – zugleich wissenschaftliche Leiterin des Gesamtprojektes – die Verschiebung des Bildes der Grenze von den zahlreichen, das ganze Land durchziehenden Maut- und Binnengrenzen über die Landesgrenze, die Staatsgrenze bis hin zur Vorstellung der Sprachgrenze. Die Autorin behandelt mit der Entwicklung der Außengrenze eng zusammenhängende Phänomene wie Paß- und Zollwesen, Schmuggel- und Schubwesen, Ein- und Auswanderung, wobei sie feststellt, daß je nach staatlicher Interessenslage Binnen-, Aus- und Einwanderung einmal restriktiv, dann wieder großzügig gehandhabt wurden. Zahlreiche Aktenfunde aus den regionalen Archiven erhellen die Praxis der Paßerteilung durch die Kreisämter und geben Auskunft über die Mobilität verschiedener Bevölkerungsschichten sowie die Durchlässigkeit von Grenzen. Die Grenze zwischen den einzelnen Kronländern der Habsburgermonarchie hat nach der Aufhebung der Zollgrenzen (1775) im praktischen Leben der Menschen kaum eine Rolle gespielt. Winfried R. Garscha zeigt in seinem Beitrag, wie eine Grenze, die durch Jahrhunderte niemanden „gestört“ hatte, nationalistisch aufgeheizt zum Zankapfel wird.

Das für die tschechisch-österreichischen Beziehungen besonders heikle Thema der Vertreibung, Aussiedlung oder *odsun* (Abschub) wird in mehreren Beiträgen (u. a. von Hanns Haas und von Jiří Petráš und František Svátek) umfassend und aus unterschiedlichen Perspektiven behandelt, wobei – nach Bekunden der Herausgeber – versucht wurde, die schwierige Gratwanderung zwischen Parteinahme und Distanz zu bewältigen. Oliver Rathkolb beschreibt die Auswirkungen der Vertreibung auf die bilateralen Beziehungen beider Staaten. Wurde Deutschland zur Schutzmacht für die

Vertriebenen – mit allen bis heute daraus resultierenden Problemen –, so erweist sich das österreichische Verhältnis zu den „Sudetendeutschen“ als durchaus ambivalent. Als im Sommer 1945 Hunderttausende Ausgewiesener Niederösterreich überfluteten, forderte der Landeshauptmann von der sowjetischen Besatzungsmacht die sofortige Sperre der Grenze, um die sudetendeutschen Flüchtlinge nach Deutschland abzu-drängen, ja Staatskanzler Renner forderte – allerdings vergeblich – sogar Ersatz für von Flüchtlingen verursachte Schäden sowie für ihre Versorgung mit Lebensmitteln. Auch später, als sich die Flüchtlingssituation in Österreich wieder entspannt hatte und die Vertriebenen aufgrund alliierter Übereinkünfte großteils in die deutschen Besatzungszonen transferiert worden waren, war man österreichischerseits geneigt, die Frage der Sudetendeutschen als innertschechisches Problem zu betrachten, ja man zeigte sogar ein gewisses Verständnis dafür, daß der tschechoslowakische Staat Leute, „die immer nur Schwierigkeiten bereitet“ hätten, loszuwerden wünschte – so der damalige Außenminister Gruber. Trotz offen oder geheim geäußerten Einverständnis war das Verhältnis zwischen beiden Staaten nach 1945 keineswegs entspannt. Der Autor behandelt eine ganze Kette latenter oder manifester Konflikte, angefangen von der „Affäre Marek“ über die schwebende Frage der Entschädigung der Altösterreicher (rund 40 000 Personen, die vor dem „Anschluß“ österreichische Staatsbürger waren), über diverse Grenzzwischenfälle und Luftraumverletzungen, über den diplomatischen Eklat, den Rudolf Kirchschräger auslöste, als er 1968, nach dem Einmarsch der Truppen des Warschauer Paktes in Prag, als damaliger Botschafter vielen Flüchtlingen – entgegen einer Weisung aus Wien – durch das unbeirrte Ausstellen von Sichtvermerken die Ausreise nach Österreich ermöglichte, bis hin zur Spionageaffäre Hodic. Beschönigt wird dabei nichts. Und nüchtern stellt der Autor fest, daß, verglichen mit den bilateralen Beziehungen zu Ungarn oder Jugoslawien etwa, „die Sensibilitäten und die Bereitschaft zur Konfrontation extrem hoch“ gewesen seien. Erst mit dem Herbst 1989 seien „die Grundlagen für ein völlig neues Beziehungsgeflecht“ zwischen den beiden Staaten gelegt worden. Daß auch diese neuen Beziehungen nicht völlig ungetrübt sind, darüber berichten Thomas Samhaber, Franz Pötscher und Niklas Perzi. Anhand von Auswertungen der im Rahmen des Projektes vorgenommenen repräsentativen Umfragen aus den Jahren 1991 und 1994 wird die Entwicklung des österreichisch-tschechischen Verhältnisses seit der Grenzöffnung in den Kategorien Euphorie, Enttäuschung und Normalisierung beschrieben. Bewerteten die tschechischen Befragten die zukünftige Entwicklung der Region im Jahr 1994 noch mit 65 % optimistisch, so waren es auf österreichischer Seite nur mehr 36 % (gegenüber 52 % im Jahr 1991). Dabei spielt bei den Österreichern die Angst, den Arbeitsplatz an einen tschechischen Nachbarn zu verlieren, die größte Rolle. Die Autoren sehen die Gefahr, daß wie zuvor schon die „tote“ Grenze nun auch die geöffnete „als monokausales Erklärungsmodell für die wirtschaftlichen Probleme der Peripherie Waldviertel“ erhalten müsse.

Dem vielfältigen wirtschaftlichen Beziehungsgeflecht sowie der „materiellen Kultur“ der Region sind zahlreiche Beiträge gewidmet. Hana Jordánková und Ludmila Sulitková beschreiben die wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen der Brüner Patrizier im 16. Jahrhundert, die sich bis weit nach Italien und Griechenland erstreckten. Brünn wird als ein offener Handelsplatz beschrieben. Stoffe und – besonders

beliebt – Brüner Hüte wurden exportiert, „Mandeln, Feigen, Orangen, Kapern, Zitronen, Rosinen, Maroni ..“, dazu griechischer Wein (die Liste liest sich wie das Sortiment eines modernen Feinkostgeschäftes) importiert. Diesorgfältig ausgewerteten Quellen: Mautbelege, Register der Ratsrechnungen, Geschäftsbücher belegen, daß die Aktivitäten der Kaufleute und Handwerker der „mährischen königlichen Stadt Brünn in der Zeit vor der Schlacht am Weißen Berg einen kosmopolitischen Charakter“ verliehen. Jan Janák zeigt in seinem Beitrag über die ökonomische und demographische Entwicklung Südmährens, daß sich die Unterschiede zwischen den Regionen durch die forcierte industrielle Entwicklung seit Mitte des 19. Jahrhunderts noch verstärkten. Südböhmen gehörte zweifellos zu den „Stiefkindern der Industriellen Revolution“. Die spärlichen Ansätze einer südmährischen Industrie (vor allem Zuckerindustrie) entwickelten sich schon bald nach ihrer Entstehung rückläufig, die Bevölkerung wanderte erst nach Wien und später nach Brünn ab, so daß Südböhmen schon in den 1860er Jahren zu den entvölkerten Regionen gehörte, ein Prozeß, der sich in den achtziger Jahren noch verstärkte.

Den bedeutenden Beitrag der Juden zur mährischen Wirtschaft und Kultur über tausend Jahre hinweg würdigt Helmut Teufel. Juden, so der Autor, lebten in Mähren bei allen ihnen auferlegten Beschränkungen unter ungleich günstigeren Bedingungen als etwa in Böhmen oder dem übrigen Österreich. Die traditionell größere Liberalität in Mähren habe weniger wirtschaftliche Einengung und ungestörtere Religionsausübung zur Folge gehabt. Der Josephinismus, der den Juden schrittweise die formale Gleichberechtigung brachte, habe allerdings auch eine allmähliche Entvölkerung der mährischen Judengemeinden zur Konsequenz gehabt.

Im Abschnitt über „Regionale Identität“ ragt der Beitrag von Marie Janečková und Alena Jaklová über die sprachlichen Charakteristika der südböhmischen Region heraus. Spannend lesen sich ihre Ausführungen über das Budweiser Deutsch. In Budweis, wo jahrhundertlang deutsch- und tschechischsprechende Bewohner nebeneinander lebten, entstand eine Mischsprache, deren Grundlage zwar das Deutsche, deren Syntax und Intonation jedoch so ausgeprägt tschechisch waren, daß Deutsche aus anderen Regionen es gewöhnlich für Tschechisch hielten. Das sogenannte Budvajzertum (als sprachliches Beispiel wählten die Autorinnen den schönen Satz: „Das Lébn ist lajdr kajne Wuršt nicht, es hat núr ain Ende“) fiel nach 1918 dem Sprachpurismus der Tschechoslowakischen Republik zum Opfer.

Im Kapitel über Kunst zeigt Friedrich Polleroß – analog zu den wirtschaftlichen Beziehungen – die wechselseitigen künstlerischen Einflüsse der Zentren Prag, Linz, Brünn und Wien. Daneben aber existierte auch ein „kleiner Grenzverkehr“ der Künste, von den Werkstätten für „Schöne Madonnen“ in der südböhmischen Region im 15. Jahrhundert bis hin zu den heutigen „Kunstschmieden“ des Waldviertels, das seit den siebziger Jahren zu einem Rückzugsgebiet für Künstler, Intellektuelle und „Aussteiger“ jeder Spielart wurde. Als einer dieser im Waldviertel verorteten Intellektuellen befaßt sich Wolfgang Müller-Funk mit den Schwierigkeiten einer Literaturgeschichtsschreibung in regionalen Räumen. Diese Situierung von Literatur sei methodisch deshalb problematisch, weil, wie der Autor bemerkt, Literatur erst im urbanen Raum öffentlich wird. Das Zwischenland (der böhmisch-mährisch-[nieder]-österreichische Grenzraum) versorge die Metropolen mit literarischen und intellektuellen

Talente, was eindeutige Zuordnungen erschwere. So habe Max Brod in seinem Buch „Der Prager Kreis“ auch Autoren berücksichtigt, die dem mährischen Raum entstammten (Ernst Weiß, Ludwig Winder), wohl deshalb, weil Prag das stärkere Gravitationsfeld war. Auf der anderen Seite wird ein Autor wie Milan Kundera, der seit langem in Frankreich lebt, kaum mehr mit der mährisch-schlesischen Region in Verbindung gebracht. Im ganzen ergibt sich für Müller-Funk „ein verwirrend vielfältiges Bild von Autoren, die in irgendeiner, vielleicht losen, zugleich aber auch nicht abweisbaren Art mit dieser mitteleuropäischen Grenzregion verbunden sind, mit einer Grenze, die niemals eine rein geographische war, sondern immer auch eine vertikale innergesellschaftliche“. Angesichts der Heterogenität von Autoren, Stilen und Sprachen weist der Autor „jedwede monolithische Vorstellung vom ‚Geist‘ einer Region“ zurück. Als Perspektive für eine (zu schreibende) Literaturgeschichte dieses Raumes biete sich die topologische an. Literatur würde hier wie eine Landkarte gelesen werden, die sich auf ein kulturell markiertes Territorium bezöge. Literarische Topographie habe mit den Geschichten und Mythen zu tun, die in einer bestimmten Region in Umlauf sind – etwa der u. a. von Grillparzer verarbeitete Mythos der „Libussa“. Literaturgeschichte in regionaler Absicht sei allerdings nur dann ein sinnvolles Unternehmen, wenn sie den „Terror des engen Kontextes“ vermeide. Ein aus der Sicht des Autors begrüßenswertes Projekt sei etwa, die existierende tschechische und deutsche Literatur über das „schmerzhaft verbindende Thema“ Vertreibung zu vergleichen, wie es der Brüner Germanist Zdeněk Mareček unlängst vorschlug. Wolfgang Müller-Funks Beitrag ist einer (noch ausstehenden) „transnationalen Kulturgeschichte“ verpflichtet. Spuren einer solchen transnationalen Perspektive finden sich in einigen der besprochenen und in anderen (aus Platzgründen) hier nicht besprochenen Arbeiten des vorgelegten Forschungsbandes „Kulturen an der Grenze“ – Spuren, die einen Weg zu einer gemeinsamen europäischen Geschichtsschreibung weisen könnten.

Wien

Hanna Burger

Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa. Hrsg. v. Kurt D r ö g e.

R. Oldenbourg, München 1995, 278 S. (Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte 5).

Unter der Fragestellung „Renaissance einer ostdeutschen Volkskunde?“ fand vom 29. September bis zum 1. Oktober 1994 in Oldenburg eine volkswissenschaftliche Tagung statt, deren Beiträge im vorliegenden Band veröffentlicht wurden. Unter den drei Kapiteln 1. Integration und kultureller Wandel, 2. Zur Geschichte der deutschsprachigen Volkskunde im östlichen Europa und 3. Historische Alltagskulturen im Wandel werden zeitlich und geographisch weit auseinanderliegende Themengebiete behandelt. Vier (der insgesamt achtzehn) Aufsätze betreffen die Deutschen in bzw. aus der Tschechoslowakei.

Während Andrea Rönnecke unter dem Titel „Zu einigen Fragen der Ansiedlung des Gablonzer Spezialhandwerks nach dem Zweiten Weltkrieg im Harzvorland“ lediglich einen kurzen Vorbericht über ihre sich in Bearbeitung befindende Dissertation gibt,

liefern die Ausführungen von Elisabeth Fendl wertvolle Ergebnisse, vor allem für die Auseinandersetzung mit der Herausbildung eines besonderen „Vertriebenenbewußtseins“ nach dem Zweiten Weltkrieg. Sie führte für ihren Beitrag „Rückschau der Zufriedenen. Das Erzählen vom Anfang“ Interviews mit Vertriebenen durch, die die Gründergeneration der 1951 zur selbständigen Gemeinde erhobenen Stadt Neutraubling darstellten. Neutraubling entstand auf dem Gelände eines im Dezember 1945 von US-Truppen zerstörten Flugplatzes in der Nähe von Regensburg, das zur Ansiedlung von Heimatvertriebenen freigegeben worden war. Fendl fragte diese Neutraublinger Pioniere nach der Zeit des „Anfangs“, mit dem Ziel, die Neutraublinger „Wahrheit“ über diese Zeit zu erforschen und zu zeigen, welche Bedeutung das „Erzählen vom Anfang“ für die Neutraublinger in den letzten Jahren wiedergewonnen hat. Nach Fendls Ergebnissen wird die Zeit des „Anfangs“ heute geradezu mythologisiert. Sie werde als Zeit der Abenteuer beschrieben, mit häufigem Zitieren des Beispiels Amerika. Es habe ein sehr guter Zusammenhalt bestanden. Die damals aufgetretenen Konflikte zwischen Einheimischen aus der Umgebung und den Neutraublingern würden entweder negiert oder belustigt erzählt, die Aufbauerefolge auf das Zusammenspiel von aus der Heimat mitgebrachten Eigenschaften und großer Schaffenskraft zurückgeführt. „Das Reden von atavistischen Erlebnissen,“ erklärt Fendl, „das Reden von der Stunde Null beinhaltet das Beschwören einer Situation, in der man, entlastet durch das Zurücklassen des Alten, die Chance zum Neubeginn hatte, zum Neubeginn und zur Reinigung. Durch diese Anfangs-Abenteuer, durch den am Anfang erlebten Mangel scheint der spätere „Wohlstand“ gerechtfertigt“ (S. 34). Weiterfragen könnte man nach dem identitätsstiftenden Moment dieser Mythen vom „Anfang“. Hier beschränkt sich Fendl leider auf die Feststellung, daß die Neutraublinger Pioniere diese Mythen erzählten und verteidigten, weil sie „durch sie und in ihnen definiert sind“ (S. 39). Fendls Ausführungen scheinen indes auch die Schlußfolgerung zuzulassen, daß die Neutraublinger Pioniere d. h. die nach Neutraubling gekommenen Vertriebenen, die nach Fendls Angaben zu etwa 60% aus dem „Sudetenland“, zu 30% aus Schlesien und 10% aus den übrigen Vertreibungsgebieten kamen, bezogen auf ihr gemeinsames Erleben des „Anfangs“ eine neue gemeinsame Identität herausgebildet haben.

Für ihre Untersuchung „Familiale Traditionen in der Betrachtung über mehrere Generationen – ein Vergleich zwischen Einheimischen und Vertriebenen“ führte auch Karen Görner Interviews durch; dies in Bayreuth mit 15 Einheimischen und mit 27 Vertriebenen, die aus dem „Sudetenland“, aus Schlesien, aus Ost- und Westpreußen, aus der Mark Brandenburg und aus Siebenbürgen stammten. Görner beschreibt Traditionen der Heimatvertriebenen sowie der Einheimischen und stellt bezüglich deren Wandel verschiedene Beobachtungen dar; so etwa, daß insbesondere in der Nachkriegszeit Wert auf die Berufsausbildung der Kinder gelegt worden sei, dies vor allem bei den Vertriebenen, weil eine qualifizierte Berufsausbildung die einzige Möglichkeit gewesen sei, in der neuen Heimat Fuß zu fassen. Heirateten die Vertriebenen einen Einheimischen, hätten sie in vielen Bereichen dessen Tradition übernommen. Die Traditionen der Vertriebenen seien hingegen fast nicht zum Tragen gekommen. Jedoch scheint Görner Hemmungen gehabt zu haben, aus den Ergebnissen der wenigen Interviews allgemeingültige Schlüsse zu ziehen, denn sie relativiert

ihre Beobachtungen mit der zusammenfassenden Feststellung, „daß weder eine einseitige vollständige Assimilation und Akkulturation der Vertriebenen erfolgt ist, noch durch Vermischung und gegenseitigen Ausgleich von Traditionen und Bräuchen neue Lebensformen entstanden sind“ (S. 78–79).

Einer anderen Thematik widmet sich Walter Dehnert in seinem Beitrag „Volkskunde an der deutschen Universität Prag 1918–1945“. Das 1919 an der Prager Universität eingerichtete Ordinariat „für deutsche Sprache und Literatur“ wurde zuerst durch Adolf Hauffen besetzt, nach Dehnert war er der Begründer der wissenschaftlichen Volksskunde in Böhmen. Für Hauffen bestand das Ziel der Volksskunde darin, die „wissenschaftliche Formel für den Begriff Volksseele zu finden“, wobei er unter einer Volksseele die „gemeinsamen hervorstechendsten inneren Eigenschaften eines Volksstammes“ verstand (S. 198). Dehnert stellt die Entwicklung der Studienmöglichkeiten des Faches Volksskunde sowie die Einrichtung zusätzlicher Institutionen dar. Im Jahre 1930/31 übernahm Gustav Jungbauer Hauffens Nachfolge und Dehnert zeigt die Bemühungen der Volksskunde in den dreißiger Jahren auf, das Bestehen einer „sudetendeutschen Volksgemeinschaft“ zu postulieren. Nachdem die Prager Universität am 1. September 1939 offiziell in die Verwaltung des „Großdeutschen Reiches“ übergang, wurden parallel zum „Seminar für deutsche Volksskunde“ weitere Institutionen gegründet, so zum Beispiel ein „Institut für Sozialanthropologie und Volksbiologie“. Dehnert liefert einen detaillierten Überblick darüber, wer was wann las, und konstatiert insgesamt für den von ihm untersuchten Zeitraum eine „Ideologisierung des Faches und eine starke Hinwendung zur Rassenkunde“ (S. 211). Mit der Bewertung dieser Entwicklung der Volksskunde tut sich Dehnert etwas schwer; seiner Meinung nach ließen „selbst Vorlesungsthemen, die ideologisch klingen“, nur „vorsichtige Schlüsse auf den Inhalt zu“ (S. 212). Abschließend urteilt er dennoch pauschal, daß Volksskundler „Unverständnis, Unwillen und Haß“ zwischen Deutschen und Tschechen gefördert hätten und „statt Versöhnung Konflikt“ (S. 212).

Zürich

Susanne Mauer-Horn

Wandel durch Repräsentation – Repräsentation im Wandel. Entstehung und Ausformung der parlamentarischen Demokratie in Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei und der ehemaligen DDR. Hrsg. von Uwe Thaysen und Hans Michael Kloth.

Nomos, Baden-Baden 1992, 221 S.

Der Sammelband enthält Beiträge einer internationalen Konferenz des deutschen Bundestages, die im November 1991 in Zusammenarbeit mit der ungarischen Nationalversammlung von der Deutschen Vereinigung für Parlamentsfragen organisiert wurde. Wie Rita Süßmuth in ihrer einleitenden Stellungnahme deutlich machte, sollte die Konferenz vor allem eine „Bestandsaufnahme der Demokratisierung und Parlamentarisierung“ (S. 23) in Ostmitteleuropa sein und damit konkrete Hilfestellungen für die Politik leisten. Die Zielsetzung war also politisch-praktischer Natur, was sich in den einzelnen Artikeln des Sammelbandes deutlich widerspiegelt: Im Mittelpunkt des Interesses standen Zustand und Funktionsweise parlamentarischer Körperschaften sowie der Ausbau der repräsentativen Demokratie als Garant eines friedlichen

Systemwandels in Ostmitteleuropa. Es wurde herausgearbeitet, welche Bedeutung die parlamentarische Repräsentation in Ostmitteleuropa sowohl für die Gesellschaft insgesamt als auch für diejenigen hat, die sich an der parlamentarischen Arbeit beteiligen. Eine zweite Leitfrage konzentrierte sich darauf, welche „Repräsentationsleistungen“ von den einzelnen Parlamenten in Zukunft erwartet werden. Aspekte wie die Integrierung gesellschaftlicher Interessenkonflikte, parlamentarische Verfahrensordnungen, Formen parlamentarischer Konfliktregelung sowie die Rolle der Parteien wurden in einzelnen länderspezifischen Analysen untersucht.

Der Diskussion dieser komplexen Fragen kam vor allem zugute, daß sich der Teilnehmerkreis fast ausschließlich aus politischen „Praktikern“ rekrutierte. Die meisten haben aktiv zur Systemtransformation beigetragen und viele Referenten wie z. B. Jan Lityúski oder Imre Pozsgay beteiligten sich auch zum Zeitpunkt der Konferenz noch am parlamentarischen Leben. So liegt die Stärke dieses Bandes gerade in den Innenansichten des politisch-institutionellen Transformationsprozesses. Der Leser erhält aus erster Hand Informationen über die „Runde-Tische-Phase“, über Ziele und politische Strategien der Opposition 1989/90 sowie über parlamentarische Konflikte in der Zeit nach der „Wende“. Diese Authentizität macht den Band, obwohl die Publikation schon einige Jahre zurückliegt, für jeden, der sich mit der Anfangsphase der Transformation beschäftigt, ausgesprochen lesenswert.

Aus den insgesamt 15 Beiträgen und der Abschlufdiskussion ergibt sich folgendes Fazit: Die besondere Aufgabe der parlamentarischen Repräsentation in Ostmitteleuropa besteht in der permanenten Selbstkorrektur der Politik. (Es bestand ein weitgehender Konsens darüber, daß gerade die Unfähigkeit zur politischen Selbstkorrektur wesentlich zum Sturz der zentralverwalteten Systeme beigetragen hat). Der Parlamentarismus muß entscheidend auf die friedliche konsensgebundene Lösung von Konflikten, die Stabilisierung der Politik und deren Transparenz hinwirken. Ziel dabei ist es, auch eine allgemeine Loyalität gegenüber den neuen Verfassungsordnungen und damit letztlich auch deren politisches Überleben zu ermöglichen. Um diese Aufgaben erfüllen zu können, darauf wies abschließend Kurt Sontheimer hin, müssen ernstzunehmende Hemmnisse wie die wirtschaftlichen Probleme oder die Labilität der politischen (Parteien-)Struktur überwunden werden, wobei nicht zuletzt auch der Westen und seine vielfältigen materiellen und ideellen Unterstützungsmöglichkeiten gefragt sind.

Oldenburg

Eva Tenzer

Osteuropa im Umbruch. Alte und neue Mythen. Hrsg. v. Clemens Friedrich und Birgit Menzel.

Peter Lang, Frankfurt/M.-Berlin-Bern u. a. 1994, 200 S.

Der marx'sche Begriff der Ideologie als eine in einem historischen Moment notwendig sich einstellende Täuschung ist durch den Marxismus selbst diskreditiert worden; ob aber die Fahrt auf dem bunten Karussell des Mythos besser bekommt und einer Analyse zuträglicher ist, läßt sich nach der Lektüre des „Konzepte und Methoden“ über-schriebenen Einleitungsteils des vorliegenden Buches, das aus einer Tagung des

Graduierten-Kollegs am Osteuropa-Institut der FU Berlin im Dezember 1992 hervorgegangen ist, klar beantworten: Sie ist es nicht. Der Titel der Berliner Tagung lautete „Transformationsprozesse in Ost- und Südosteuropa in den 1980er Jahren und ihre historischen Voraussetzungen“; Titel und Untertitel der Publikation sind gefälliger, dafür aber bekamen, so scheint mir, die Beiträger den Untertitel – Mythos – als Vorgabe.

Der Beitrag von Clemens Friedrich, der „den theoretischen Rahmen für die Anwendung des Mythosbegriffes auf die Analyse gegenwärtiger Umbruchprozesse in Osteuropa“ (S. 10) abstecken soll, unterläßt dies in eklatanter Weise: Friedrich schwadroniert zwar durch philosophische, ethnologische, soziologische und politologische Arbeiten über den Mythos, vermischt dabei Mythos, Mythen, mythisches Denken und auch den „Mythus“ (S. 27) Carl Schmitts (der übrigens, ebenso wie Georges Sorel – S. 27 u. 57, im Personenregister fehlt) und läßt den Leser in ein definitionsloses Kaleidoskop blicken. Das mag für Mythos-unerfahrene Leser Lektüre-Anstöße geben, sonst aber trägt Friedrich weder etwas zur Diskussion um den Mythos noch zur Analyse von Lebensbewältigung und Sinngebung in Mittel- und Osteuropa bei. Denn die knappe Passage zu Osteuropa – Südenbock – basiert zudem auf einer Fehldeutung des Kronzeugen René Girard. „Eine Krisis ist Ausgangspunkt des Opfers“ (S. 26) schreibt Friedrich, während es bei der Analyse Girards die Opferinstitution als solche ist, die in die Krise geraten ist¹.

Der zweite theoretische Beitrag, „Nation und Mythos“ von Klaus Hübner, führt einen tapferen Windmühlenkampf gegen konturlos bleibende Gegner, die irgendwie der „Aufklärung“ verpflichtet sind: Es „sei noch kurz auf den so geläufigen, an das Mythische gerichteten Vorwurf eingegangen, dieses sei *irrational* (Sperrung i. O., S. 38), oder „daß man auf Schwächen einer Staatsidee hinweist, die in einseitigem aufklärerischem (!) Verständnis, alles Nationale am liebsten verschwinden lassen möchte“ (S. 39). Der Versuch der Rettung des staatspolitischen Denkens der deutschen Romantik ist sicher notwendig, aber nicht gegen idealtypische aufklärerische Gegner, zumal wenn verschwiegen wird, daß „Nation“ dem Denken der Aufklärung als „Staatsnation“, als Begriff also, der weder ethnisch noch linguistisch, sondern rein staatsbürgerlich geprägt ist, keineswegs fremd ist.

Im theoretischen Teil hilft einzig Katrin Mattusch dem Leser hinsichtlich des Mythos in Mittel- und Osteuropa; sie stellt den erzählerischen Charakter des Mythos heraus, die Notwendigkeit der Menschen, sich in einer undurchschaubaren Wirklichkeit Orientierung und Sinn zu verschaffen. „Politische Mythen ‚erzählen‘ die Geschichte politischer Systeme.“ (S. 56.)

Die kollektiven „Erzählungen“ über Zusammenbruch eines Systems und den Aufbau eines neuen stehen so zwangsläufig in der bei Friedrich abgrenzungslos gelassenen Nähe von „Vorurteil, Illusion, Ideologie, Täuschung, Religion, Ideal, Irrtum“ (S. 17), aber wieviel dabei – trotz manchen Abquälens am Mythos – an Wissenswertem und Interessantem für westliche Leser geboten werden kann, zeigen die thematischen Beiträge, deren Anordnung jedoch nicht klar wird. So hätten die durchweg kenntnis-

¹ Girard, René: Das Heilige und die Gewalt. Zürich 1987, 62 ff., besonders 76 f.

reichen und fundierten Aufsätze von Karla Hielscher über den Eurasismus, von Anett Juraba über das „heilige Rußland“, von Rosalinde Sartori über die Sowjethelden, von Birgit Menzel über Solschenizyn und Juri Lewada über den „Homo sovieticus“ durchaus zusammengehört. Es zeigen sich aus verschiedenen Perspektiven die Schwierigkeiten, welche Rußland und die Sowjetunion mit dem westlichen Lebensmodell hatten und welche eigenständigen Alternativideen entstanden. Liest man Hielscher auf dem Hintergrund von Juraba bekommt der Eurasismus (die Nähe zur Ideologie des deutschen Faschismus ist mitunter frappant) eine andere Dimension. Die Funktion der Literatur für das Selbstbild des russischen Menschen zeigt Menzel am Beispiel der Entmythologisierung Solschenizyns. Die Erschütterung über die Demontage der Sowjethelden am Beispiel der jungen Frau Soja Kosmodemjanskaja erweist, wie tief „Heldinnen und Helden“ eingepreßt sind.

Die Geschichte der „Einheit der Partei“, des „Demokratischen Zentralismus“ als Realität und Pseudomythos legt Hannelore Horn dar. Christiane Brenners knappe, aber klare Untersuchung des DDR-Antifaschismus zeigt die Hilflosigkeit einer staatlich verordneten Geschichtstheorie vor den eigentlichen Problemen im Umgang mit dem Faschismus. Die Abkehr vom Plan und die Hoffnungen, die – bei völlig anderer Ausgangsposition als im Westen – auf den Markt gesetzt werden, illustriert Sabine Zimmer. Alena Janatková's fein ziselierte Arbeit über die Gestaltung neuer Lebenswelt als museales Konzept und dessen architektonisches Scheitern ist ein Lehrstück über den sozialistischen Umgang mit dem „Erbe“. Veronika Ambros befaßt sich mit dem „kleinen tschechischen Menschen“ am Beispiel von Arbeiten von Němcová, Hašek und Havel; eine Hinzuziehung von Jan Patočkas „Was sind die Tschechen?“² hätte der Studie soziologische Tiefe geben können. Der literarische Text von Richard Wagner „Der Nationaldichter und sein Stammtisch“ überzeugt durch Prägnanz und stilistische Sicherheit. Er hätte einen guten Endpunkt des Bandes abgeben.

Prag

Karl Braun

² Patočka, Jan: Ausgewählte Schriften. Bd. V: Schriften zur tschechischen Kultur und Geschichte. Stuttgart 1992, 29–106.

Kollektive Identitäten in Ostmitteleuropa: Polen und die Tschechoslowakei.

Edition Temmen, Bremen 1994, 205 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Gesellschaft im östlichen Europa 2).

Was für die historische Forschung seit längerem von Interesse ist, wird es zunehmend auch im Hinblick auf aktuelle politische Entwicklungen in Ostmittel- und Osteuropa: die Herausbildung unterschiedlicher Identitäten und Loyalitäten. Der Transformationsprozeß seit 1989 bedeutet nämlich nicht nur eine ökonomische, rechtliche und soziale Zäsur, sondern hat vor allem auch die Neubestimmung überbrachter kollektiver Identitätsmuster zur Folge. Eine pluralistische Identitätsbildung blieb Ostmitteleuropa bis in die achtziger Jahre hinein weitgehend versagt, denn politische Dogmen erschwerten die Herausbildung von Partikularidentitäten; die Identifikation mit der „sozialistischen Völkerfamilie“ entzog sich jeder Hinterfragung. Gerade die

Intellektuellen erkannten jedoch die Diskrepanz zwischen kommunistisch- bzw. sozialistisch-internationalistischen Bekenntnissen (als Zementierung sowjetischen Hegemonialstrebens) einerseits und eigenen nationalen und regionalen, diesem Internationalismus oft widersprechenden historischen Traditionen andererseits. So ist es nicht erstaunlich, daß seit Ende der achtziger Jahre im Zuge der „samtenen Revolutionen“ an die Stelle der alten dogmatischen Identitätsmuster rasch neue traten: Wie die politische Kultur generell fächerte sich auch die Suche nach kollektiver Identität in ein pluralistisches Spektrum auf; der Weg wurde frei für die Herausbildung lokaler, regionaler, nationaler und suprastaatlichen Identitäten.

In Ostmitteleuropa sind neben der Hinwendung zum Nationalismus (in unterschiedlicher Ausprägung) auch andere Formen kollektiver Identitätsbildung zu beobachten. Ihrer Darstellung widmet sich der von der Bremer Forschungsstelle Osteuropa herausgegebene Sammelband *Kollektive Identitäten in Ostmitteleuropa*. In vier Einzelbeiträgen wird die Desintegration alter und die Entstehung neuer kollektiver Identitäten zu Beginn der neunziger Jahre untersucht. Der zeitliche Schwerpunkt liegt dabei auf dem Jahr 1992. Im Mittelpunkt stehen politische und kulturelle Identitäten, denen ein „integrativer, sich nicht gegen andere Werte und Traditionen richtender und niemanden ausgrenzender Ansatz“ zugrunde liegt (S. 11).

Melanie Tartur untersucht ausgehend vom „moralischen Fundamentalismus“ (S. 15) der *Solidarność*-Bewegung (polnische Gesellschaft versus unmoralischen kommunistischen Staat) die politische Selbstreflexion der politischen Elite sowie der polnischen Gesellschaft und kommt zu dem Schluß, daß zum einen die ursprüngliche Identität der *Solidarność* in unterschiedliche kulturelle Milieus zerfiel (intellektueller Dissens, Arbeiterschaft, politischer Katholizismus). Zum anderen fanden seit Beginn der neunziger Jahre die ideologischen Identifikationsangebote der Politik eine nur noch geringe Resonanz in der Bevölkerung: Statt einem nur symbolischen Konsens über die kulturelle und politische Identität gewannen vielmehr Formen der sozialen Integration an Bedeutung, die die Vermittlung gesellschaftlicher Interessen zu regeln imstande sind, nämlich „intermediäre gesellschaftliche Organisationen und korporatistische Institutionen“ (S. 72). Daß die Suche nach kollektiver Identität nicht unbedingt die Ethnie zum Ausgangspunkt nehmen muß, zeigen die Artikel von Wolfgang Schlott und Ivo Bock. Sie widmen sich dem, was Theodor Schieder als „historische Landschaftsindividualitäten“ und Stanisław Ossowski als „privates Vaterland“ bezeichnete, nämlich dem Regionalismus und Lokalismus als Formen kollektiver Identitätsfindung. Schlott untersucht diese Ansätze anhand des Kulturlebens und der regionalen Kulturpolitik Niederschlesiens. Er stellt die Beschäftigung der Kulturzeitschriften mit den polnisch-deutschen und polnisch-tschechischen kulturgeschichtlichen Beziehungen sowie die Behandlung regional und lokal bezogener Themen dar und zeigt die „infrastrukturellen Bedingungen und Gefährdungen dieser Entwicklung. Bock untersucht den raschen Ausbau der regionalen kulturellen Infrastruktur (Verlagswesen, Theater, Galerien) und den Diskurs über „die mährische Frage“ sowie dessen Bedeutung für die Herausbildung der kulturellen Regionalidentität. Er zeigt die „kulturelle Renaissance“ (S. 162) Mährens im Spannungsfeld zwischen Nationalismus und Staatsbürgerprinzip. Abschließend widmet sich Ján Bunčák dem Zusammenhang von Geschichtsdenken und dem Entstehen einer nationalen Identität sowie verbreiteten Positionen über die natio-

nale Frage in der Slowakei. Im Mittelpunkt stehen dabei Angstformen in der Gesellschaft im Hinblick auf die nationale Zukunft und deren Entstehungszusammenhänge.

Der Band stellt eine exemplarische, keine systematische Behandlung des Themas dar und teilt damit eine Hauptschwäche vieler Sammelbände: in diesem Fall den fehlenden Rückbezug auf eine (explizit gemachte) Matrix von Erscheinungsformen und Entwicklungsmustern kollektiver Identität. Bei einem so komplexen und im Hinblick auf den Transformationsprozeß zu großen Teilen noch unbeackerten Feld hätte sich der Leser nicht nur eine präzisere Begriffsdefinition gewünscht, sondern einleitend auch eine facettenreiche Typologisierung verschiedener Ansätze bei der Bildung von kollektiver Identität. Dies hätte vor allem auch angesichts der sehr unterschiedlichen Herangehensweisen an das Thema in den einzelnen Artikeln eine vergleichende Betrachtung und Einschätzung der dargestellten Phänomene erleichtert. In einer solchen Typologisierung hätten dann auch Erscheinungsformen Platz gefunden, die in dem vorliegenden Band unterbelichtet bleiben, für den Leser jedoch von Interesse sind und außerdem eine komparative Perspektive ermöglichen, wie die Herausbildung einer europäischen, supranationalen Identität in Kreisen der politischen und kulturellen Elite. Auch die Formierung einer spezifisch mitteleuropäischen (urbanen Kultur-) Identität in den Visegrád-Staaten, wie sie von György Konrád, Milan Kundera und anderen Intellektuellen vertreten wird, also Ansätze zu einer kulturellen Positionsbestimmung zwischen den „Blöcken“ der westlichen EU einerseits und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion andererseits, hätten dabei stärker berücksichtigt werden können.

Insgesamt tragen die Beiträge des Sammelbandes aber zu einem besseren Verständnis existentieller Befindlichkeiten und politischer Verhaltensweisen in Ostmitteleuropa zu Beginn der neunziger Jahre bei und stellen somit eine wichtige Hilfestellung bei der Erklärung von (bisweilen vordergründig nichtrationalem) politischem Verhalten dar. Das Verdienst gerade der Darstellung über den Regionalismus besteht darin, daß sie einer verbreiteten Stereotypenbildung über Ostmittel- und Osteuropa entgegenwirken, wonach sich die Identitätssuche in diesen Ländern insbesondere um den Begriff der Nation bzw. der Ethnie herum kristallisiert, also durch Rückgriffe auf das Nationale bestimmt wird. So werden gängige Dichotomien durchbrochen, denenzufolge im Westen ein – in der Regel positiv besetztes – Modell der supranationalen Integration praktiziert wird, während im Osten ein – negativ konnotiertes – Modell der Ethnisierung und Nationalisierung vorherrscht. Diese Sichtweise führt nicht selten zu Abqualifizierungen, wonach das in seiner Nationbildung „rückständige“ Osteuropa das Heil der Identität eben vornehmlich im Nationalismus sucht. Zwar hat diese Perspektive angesichts der Auflösung mehrerer Staaten, zum Teil im Rahmen gewaltsamer Konflikte, durchaus eine gewisse Berechtigung, ihre Überbetonung verstellt jedoch den Blick auf abweichende und sogar gegenläufige Entwicklungen, worauf gerade Historiker und Politologen wie Jan Křen oder Piotr Wandycz wiederholt hingewiesen haben. Vor allem den im journalistischen Tagesgeschäft häufig anzutreffenden Negativdarstellungen osteuropäischer kollektiver Identitätssuche als Bedrohung für den Westen wird Wind aus den Segeln genommen, indem man um friedlichen Konsens bemühte Spielarten der kollektiven Identitätsfindung aufzeigt.

L'Allemagne Vue D'Ailleurs. Hrsg. v. Michel Korinman.

Edition Balland, Paris 1992, 366 S.

Nach Erscheinen seiner Werke „Quand l'Allemagne pensait le monde: grandeur et décadence d'une géopolitique“ (1990) und „Continents perdus: les précurseurs de la géopolitique allemande“ (1991) hat der französische Spezialist für deutsche Fragen, Michel Korinman, Anfang 1992 sechzehn Autoren unterschiedlicher Nationalität gebeten, sich mit der Thematik „Deutschland in Europa“ auseinanderzusetzen. Das Wiederaufbrechen alter Ängste und Stereotypen in Frankreich in der Zeit zwischen dem Fall der Mauer und der Wiedervereinigung Deutschlands ließ ihn auf die Notwendigkeit schließen, Deutschland neu, d. h. in einem europäischen Kontext, zu denken. Er macht sich in diesem Buch zur Aufgabe, über die Achse Paris-Bonn hinaus neue europäische Perspektiven zu erschließen. Zu diesem Zweck stellt jeder Autor die Beziehungen seiner eigenen Heimat zu Deutschland dar. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der neuen europäischen Konstellation nach der Wiedervereinigung; es bleibt aber freigestellt, wie weit die gemeinsame Geschichte zurückverfolgt wird. Dadurch ergibt sich ein vielschichtiges Bild, das weniger über Deutschland selbst als über dessen Wahrnehmung in anderen europäischen Staaten aussagt. Die Ausgangsfrage wird so zum Aufhänger, der die Autoren das Selbstverständnis der eigenen Nation analysieren läßt.

Leider bleibt unklar, nach welchen Kriterien die vorgestellten Nationen ausgewählt wurden (so fehlen zum Beispiel fünf direkte Nachbarn Deutschlands). Korinman gliedert sie in drei Teile: „l'Occident“ (mit Beiträgen von Steven R. Ekovich für die Vereinigten Staaten, Roger Morgan für das Vereinigte Königreich, Lucio Caracciolo für Italien, Ilan Greilsammer für Israel und dem Herausgeber selber für Frankreich), „l'Europe centrale“ (mit Beiträgen von Alfred Missong für Österreich, Endre Gömöri für Ungarn, Jan Křen für die böhmischen Länder und L'ubomír Lipták für die „Slowakei“, wobei beide Regionen noch einen Staat bilden, Andrej Mitrovic für Serbien, Drago Roksandic für Kroatien, Alexandra Laignel-Lavastine für Rumänien und Antony Todorov für Bulgarien) und „l'Europe de l'Est“ (mit Beiträgen von Alexei Salmine für Rußland, Jean-Claude Famulicki für Polen, Charles Urjewicz für die Ukraine und Alfredas Blumblaukas für Litauen). Es wäre müßig, die ewig währende Diskussion wieder aufzugreifen, welche Staaten denn nun zu „West-“, „Mittel-“ oder „Osteuropa“ gehören – von unterschiedlichen Standpunkten aus betrachtet lassen sich auch unterschiedliche Antworten finden. Zu bemerken bleibt dennoch, daß dieser Aspekt in einem Band, der doch Multiperspektivität anstrebt, gar nicht erwähnt wird.

Der populärwissenschaftliche Charakter des Buches ist offensichtlich: es wendet sich bewußt an ein möglichst breites Publikum. Die Autoren bestehen aus Professoren, freien Wissenschaftlern und Journalisten, und als Quellen dienen ihnen häufig Presseberichte oder Statistiken, seltener historische oder politikwissenschaftliche Arbeiten. Die Darstellungen beschränken sich fast ausschließlich auf die politisch-wirtschaftlichen Beziehungen des 20. Jahrhunderts. Die Perzeption der Wiedervereinigung Deutschlands wird hauptsächlich mit Hilfe von Meinungsumfragen wiedergegeben. Die Vereinigten Staaten und Israel fallen als einzige nicht-europäische Staaten

ein wenig aus dem Rahmen. Ihre Rolle in der europäischen bzw. deutschen Geschichte rechtfertigt aber diese Aufsätze. Dort, wo ein Artikel weiter in die Vergangenheit zurückreicht, wird eine Schwierigkeit offenbar, die sich aus der Komplexität der deutschen Geschichte ergibt: was heißt eigentlich „deutsch“? Besonders aus süd-osteuropäischer Sicht läßt sich für die Zeit vor 1918 oft schwer auseinanderhalten, ob Wien oder Berlin, die Habsburger oder die Hohenzollern gemeint sind. Die Beiträge aus Serbien, Kroatien und Ungarn vermitteln sehr gut dieses ambivalente Verhältnis zu „Deutschland“.

Es lassen sich schwer Vergleiche ziehen zwischen den Darstellungen der einzelnen Nationen, da sie alle durch ihre individuelle Beziehungsgeschichte geprägt sind. Wie ein roter Faden zieht sich aber durch viele Artikel das schwierige Verhältnis zu Deutschland hindurch, zu dieser Nation, die einerseits Bewunderung hervorruft und sogar Modellcharakter annimmt, andererseits aber immer wieder alte Ängste aufleben läßt. Diese zweispältigen Gefühle lassen sich vor dem Hintergrund der gelungenen Wiedervereinigung und der neuen weltpolitischen Stellung Deutschlands auf der einen Seite sowie der Instabilität oder gar der Desintegration vieler mittel- und ost-europäischer Staaten auf der anderen Seite verstehen. In einer Zeit, da die Ereignisse sich überstürzen, muß das Buch in seinen zeitlichen Kontext eingeordnet werden – sicherlich würden nicht alle Artikel heute genauso verfaßt werden. Dies gilt zum Beispiel für Serbien und Kroatien, aber ebenso für die Tschechische und die Slowakische Republik, die zu diesem Zeitpunkt noch in einem Staat vereinigt waren.

Schon läßt sich aber der Zerfall der Tschechoslowakei in zwei Teile absehen, und so werden den „Pays tchèques“ und der „Slovaquie“ denn auch zwei unabhängige Artikel in diesem Band eingeräumt. Jan Křen bezieht sich in seinem Aufsatz aber in der Regel noch auf die Tschechoslowakei, die als Staat noch bis zum 1. 1. 1993 existiert. Sein Abriss der deutsch-tschechoslowakischen Beziehungsgeschichte steht unter dem Motto der gemeinsamen Geschichte – „l'histoire commune“ – und reicht von den Münchener Abkommen bis zum deutsch-tschechoslowakischen Nachbarschaftsvertrag vom 27. 2. 1992.

München und die Besetzung von Böhmen und Mähren, die Greuelthaten der Nazis während des Krieges und die der tschechoslowakischen Bevölkerung nach Kriegsende haben das deutsch-tschechische Verhältnis seiner Meinung nach so nachhaltig beeinflußt, daß darin noch immer die Ursachen für viele spätere Vorkommnisse und Probleme gesehen werden können. Da die Beschäftigung mit der „deutschen Frage“ – d. h. sowohl die Beziehungen zur Bundesrepublik Deutschland als auch die Bewertung der Rolle der deutschen Bevölkerung in der Geschichte der tschechischen Länder und der Slowakei – in der Tschechoslowakei nie über einen kleinen Kreis von Oppositionellen hinausgegangen sei, sei die Öffentlichkeit auf die Ereignisse von 1989/90 nicht vorbereitet gewesen. Trotz eines offensichtlichen Optimismus bezüglich der Kooperation mit Deutschland innerhalb der Europäischen Union sei die Angst vor den Deutschen in der tschechischen Bevölkerung immer noch deutlich zu spüren.

Křen hinterleuchtet nun einige Aspekte des deutsch-tschechoslowakischen Verhältnisses, vor allem die Frage der Sudetendeutschen und die des deutsch-tschechoslowakischen Nachbarschaftsvertrags von 1992. Im großen und ganzen habe die Diskussion um die Sudetendeutschen sowohl in der Tschechoslowakei als auch in Deutsch-

land an Schärfe verloren, sie sei heute bestimmt von der Suche nach Einvernehmen. Einzig die Landsmannschaften, unterstützt von der bayerischen CSU, verfolgten noch eine harte Linie und stellen übertriebene Forderungen, was zu Mißverständnissen führe und eine endgültige Aussöhnung verhindere. Was den deutsch-tschechoslowakischen Nachbarschaftsvertrag angehe, so sei er das Kernstück der neuen Verständigung. Zwar seien nicht alle Punkte geklärt worden, wie zum Beispiel das Problem der Entschädigungszahlungen für tschechische Opfer des Nationalsozialismus oder die Frage nach der möglichen Rückiedlung der Sudetendeutschen in ihre alte Heimat. Enttäuschung über das Mißlingen der Verhandlungen in diesen Bereichen sei auf beiden Seiten zu spüren, aber der Vertrag bilde den ersten Schritt in Richtung einer Aussöhnung.

Die Angst in der Tschechoslowakei, dieses Mal zwar nicht militärisch, dafür aber wirtschaftlich von Deutschland unterdrückt zu werden, lasse sich mit dem auffälligen Ungleichgewicht der beiden Staaten erklären: Deutschland sei reich und nehme eine Weltmachtstellung ein, die Tschechoslowakei dahingegen arm, klein und im Moment weder in politischer noch in wirtschaftlicher Hinsicht stabil. Der böse Geist von einem neuen „Mitteleuropa“ unter deutscher Vorherrschaft sei durch einige diplomatische Ausrutscher heraufbeschworen worden und trage nicht zur Verbesserung des Klimas bei. Die einzige Möglichkeit, diese Ängste zu bannen, sei die Integration beider Staaten in die Europäische Union. Sicherlich sei es schwierig, eine Annäherung dieser Nationen herbeizuführen, deren Geschichte nicht nur von gegenseitiger Bereicherung, sondern auch von vielen Konflikten geprägt sei. Eine Chance der Verständigung biete sich jedoch auf dem gemeinsamen Wege der Demokratisierung und Europäisierung.

Die Notwendigkeit der Erschließung einer europäischen Perspektive war Korinmans Prämisse, und somit überrascht Křens Schlußfolgerung auch nicht weiter. Fast alle Autoren halten ein Plädoyer für Europa – vor allem deshalb, weil sie hier die Schranken zu finden glauben, in die sie Deutschland weisen wollen. Die Angst, Deutschland könne seine neue Rolle überschätzen und wieder eine Hegemonie in Europa anstreben, ist allgegenwärtig. Das Nachwort des Deutschen Iring Fetscher, bewußt subjektiv gefärbt, wirkt beschwichtigend: eine sehr selbstkritische, europabejahende Haltung nimmt den mahnenden Stimmen den Wind aus den Segeln.

Es fällt auf, daß „Deutschland“ immer mit „Westdeutschland“ und „Europa“ fast immer mit „Europäischer Union“ gleichgesetzt wird. Besonders für die mittel- und osteuropäischen Staaten scheint es zum Beitritt zur Europäischen Union – oder zumindest zur Kooperation mit ihr – kaum eine Alternative zu geben. Und das Zugpferd der Europäischen Union, so lassen alle durchblicken, ist Deutschland. Damit wird auch eine Frage beantwortet, die Korinman in seiner Einleitung scheinbar am Rande stellt: welche Rolle spielt Frankreich eigentlich noch in diesem neuen Europa? Muß es sich nicht auch endlich der Tatsache stellen, daß die Karten neu verteilt worden sind? Oder, wie Korinman sagt: „La réunification allemande ne sanctionne-t-elle pas la fin d'une certaine idée de la France, de l'Allemagne, de l'Europe?“ Dieses Buch ist auch als Zeichen eines Umdenkens und eines neuen Bewußtseins in Frankreich zu verstehen.

Deutschlandbilder in Polen und Rußland, in der Tschechoslowakei und in Ungarn.
Hrsg. v. Hans Süßmuth.

Nomos, Baden-Baden 1993, 315 S.

Im medialen Diskurs der Bundesrepublik gehört es zu den gut gepflegten Autostereotypen, daß die Deutschen wenig anderes so sehr interessiere, als in Erfahrung zu bringen, wie sie selbst (als Kollektiv ‚die Deutschen‘) in anderen Ländern gesehen werden. Tatsächlich werden dann vornehmlich die Fremdbilder der Nachbarstaaten in bezug auf Deutschland intensiv beobachtet. Affirmativ verbunden ist damit die Hoffnung, möglichst viele der von den Deutschen selbst als positiv erachteten Eigenschaften oder ‚Tugenden‘ wiederzufinden. Findet diese Zuschreibung wie gewünscht statt, fühlt man sich bestätigt und geschmeichelt. Findet diese nicht statt, oder weist das Fremdbild wesentlich andere, als negativ bewertete Bestandteile auf, reagiert man mit Verstörung und Betroffenheit: Handlungsbedarf entsteht. Folgt man der begründeten Annahme, daß Autostereotypen eine wichtige Quelle für Erkenntnisse über aktuelle mentale Einstellungen gegebener Gemeinschaften darstellen, würde eine Analyse dieses kontinuierlichen bundesrepublikanischen Eigenstereotyps interessante Ergebnisse erwarten lassen. In dem hier vorzustellenden Sammelband der Referate der Tagung „Deutschlandbilder in Polen und Rußland, in der Tschechoslowakei und in Ungarn“, ausgerichtet vom 16.–19. Dezember 1992 von der Paul-Kleinewefers-Stiftung, Krefeld, und dem Historischen Seminar VII der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf in Zusammenarbeit mit Fritz Pleitgen, wird dem insofern Rechnung getragen, als daß zwei Beiträge (S. 57–100) auch das „Selbstbild der Deutschen“ zu thematisieren versuchen. Dabei überzeugt die subjektive „ostdeutsche Schrägsicht“ Friedrich Schorlemmers mehr als der auf vorgeblich objektiven demoskopischen Daten beruhende Beitrag Edgar Piels. Vorangestellt sind diesem Teil zwei Grundsatzreferate der Publizisten Horst Teltschik und Adam Krzemiński zum aktuellen Stand der Beziehungen Deutschlands zu Osteuropa und *vice versa* (S. 31–86). Die übrigen Themenkomplexe gliedern sich auf in die Bereiche Polen und Deutsche (Beiträge von Witold Molik, Tomasz Szarota, Hubert Orłowski, Adam Krzemiński, Hans-Adolf Jacobson), Russen und Deutsche (Hans Hecker, Dmitri Pogorschelski, Andrej Gurkow), Tschechen und Deutsche (Hans Lemberg, Jan Křen, Bedřich Utitz) sowie Ungarn und Deutsche (Gábor Erdödy, Gerhard Seewann, József László, Kathrin Sitzler). Den abschließenden Teil bilden kurze Statements und Thesen zum Einfluß von Politik, Kultur und Wirtschaft auf Länderimages von Janusz Reiter, Jiří Gruša, Cornelia Schmalz-Jacobsen, Karl Lamers, Konrad Weiß, Franz Schoser, Peter Heinacher und Klaus-Dieter Schmidt. Bevor den Referaten zur deutsch-tschechischen Beziehungsgeschichte nähere Betrachtung geschenkt werden wird, soll kurz der einleitende Beitrag Hans Süßmuths zu Wahrnehmungsmustern und Imagebildung als theoretischer Grundlage der Erforschung von Deutschlandbildern im Ausland (S. 11–29) vorgestellt werden. „Objektive Realität“ und „wahrgenommene Realität“, so Süßmuth, können nicht deckungsgleich sein, stets besteht, bedingt durch selektive Verarbeitung von Information, eine Differenz zwischen Bild und realer Situation. Süßmuth geht daher davon aus, daß ein Länderimage sich bei gelungener Perzeption den ‚Realitäten‘ eines Landes annähern kann, ebenso wie es bei Fehlperzeption zu einem

verzerrten Abbild kommt. Ziel der Images-Forschung müsse es ebenso sein, Kenntnisse über die Genese von Länderimages zu erlangen, wie auch zum Abbau der Unkenntnis über Nachbarvölker beizutragen. Bestehende Fremdbilder sollen so beseitigt werden. Unter Berufung auf Walter Lippmann sieht Süßmuth Stereotypen in ihrer Funktion als Orientierungsinstrumente für Individuen und Gesellschaften zur Verarbeitung der wachsenden Menge von Informationen als zentralen Gegenstand der Images-Forschung. Ein Länderbild entstehe in Kommunikationsprozessen, wobei beim Einzelnen erworbene Stereotypen als Filter funktionieren: Sie konstruieren die Wirklichkeit mit, die dann Grundlage für unsere Wertungen, Entscheidungen, Problemlösungen und Handlungen werde. Für Kollektive können Stereotypen durch ihren Anteil bei der Produktion von Mythen und Symbolen als Steuerungsinstrumente von Verhaltensmustern funktionieren. Sie seien Bestandteil des „kulturellen Systems“ und jeder moderne Staat bediene sich ihrer zur nationalen Sinnstiftung. Der individuellen und kollektiven Doppelfunktion von Stereotypen innerhalb einer Gesellschaft entspreche ihre Bedeutung für die Abgrenzung nach außen: „Nationale Stereotypen sind solche Mythen und Symbole zur Erklärung der eigenen historisch-gesellschaftlichen Existenz, für sich (Autostereotyp) und im Verhältnis zu anderen Gesellschaften (Heterostereotyp)“ (S. 17).

Das Individuum im Kommunikationsprozeß ist in ein kompliziertes prozessuales Geflecht von Wertvorstellungen, Interessenlagen, politischen Dispositionen und gesellschaftlichen Orientierungen verwoben, über die eine Analyse „stereotyper Systeme“ (Reinhold Bergler) wichtige Aufschlüsse liefern kann. Die dabei ausgewerteten Quellen müssen (und können) aus vielen unterschiedlichen Bereichen des öffentlichen Diskurses stammen. Da Länderimages als sich entwickelnde dynamische Gebilde keine abschließend fixierte Größen darstellen, ist die Beziehungsgeschichte zweier Staaten – neben anderen – ein wichtiger Bedingungsfaktor für die Bildung der Länderbilder. Diesen Bereich der Erforschung des „Deutschlandbildes“ stellt Hans Lemberg in den Mittelpunkt seiner Darstellung von „Deutschen und Tschechen in der gegenseitigen Wahrnehmung“ (S. 207–221). Sie erstreckt sich auf die Zeit von der deutschen Reichsgründung 1871 bis in die Gegenwart. Lemberg betont, daß sich das Verhältnis des deutschen Nationalstaates zu den tschechischen Nachbarn anders als die Beziehung zu den Polen auf politischer Ebene meist nur als „Problem zweiter Ordnung“ darstelle und daß das Interesse des öffentlichen Bewußtseins nach einzelnen kurzen „Konjunkturphasen“ rasch wieder erlahmte. Eine bemerkenswerte Situation, an der sich trotz der wissenschaftlichen Beschäftigung im Rahmen der Bohemistik und (möglicherweise auch wegen) zahlreicher Vertriebenengemeinschaften der „Sudeten-deutschen“ bis auf den heutigen Tag in der Bundesrepublik wenig geändert hat.

Nehme man einen Perspektivwechsel vor, so biete sich ein anderes Bild: Für die Tschechen spiele ihr Verhältnis zu „den Deutschen“ seit dem Beginn ihrer Nationalbewegung als Massenbewegung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle. Das Kollektivsingular „Deutsche“ sei hierbei in drei maßgebliche Kategorien zerfallen: „unsere Deutsche“, „Wien“ und „Berlin“. Diese unterschiedlichen funktionellen Zuschreibungen verlangten jede für sich eine differenzierte Betrachtung bei der Analyse des „Deutschlandbildes“ in der tschechischen Wahrnehmung, ebenso wie verschiedene innerböhmische Unterschiede Beachtung zu finden hätten (etwa die

differenzierende Betrachtung vom multiethnischen Standpunkt einer Stadt wie Prag aus). Nach 1918/19 sei der Alltag zwischen Tschechen und Deutschen von einem paradoxen Verhältnis geprägt gewesen, das als „fremde Nähe“ bezeichnet werden könne. Eine ernsthafte Auseinandersetzung sei auf beiden Seiten durch Feindbilder behindert worden, erste Ansätze zu ihrer Behebung Mitte der dreißiger Jahre seien zu spät gekommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg hätten die Erinnerung an deutsche Verbrechen und die Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei die deutsch-tschechischen Beziehungen dominiert, die zudem den Gegebenheiten des West-Ost-Gegensatzes und der verordneten Freundschaft sozialistischer Bruderstaaten untergeordnet gewesen seien. Nach der „samtenen Revolution“ von 1989 habe eine euphorische Bereitschaft zum gewissenhaften Neuanfang in den deutsch-tschechischen Beziehungen bestanden: Präsident Václav Havel wurde „zu einer Art von deutschem Nationalhelden“ (S. 218). Die großen Hoffnungen hätten sich allerdings nicht erfüllt, obwohl die Zahl von kulturellen Kontakten rasch anstieg und auch in einem Vertrag über Freundschaft und Nachbarschaft mündeten. Heute stellen sich für Lemberg im medialen Diskurs die deutsch-tschechischen Beziehung fast ausschließlich nur als „Problem“ dar – was nicht heißen soll, daß nicht tatsächlich ein solches besteht. Es scheint, daß nur eine Politik der kleinen Schritte auf metapolitischer Ebene eine Verbesserung herbeiführen könne.

Jan Křen untersucht in seinem Beitrag „Deutschlandbilder bei den Tschechen“ (S. 222–233) das komplexe Wechselverhältnis von deutsch-tschechischer Beziehungsgeschichte und den dabei vorherrschenden „Bildern der Deutschen“. Er beschränkt sich dabei auf die Wahrnehmung der außerböhmisches und außerösterreichischen Deutschen, die erstmals in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als ein politisches Ganzes innerhalb der tschechischen Nationalbewegung wahrgenommen wurden. Entlang der Konstante der „mißtrauischen Ambivalenz“ der tschechischen Vorstellungen über die Deutschen werden die sich je nach politischer Situation veränderten Bilder bis zur Machtübernahme Hitlers dargestellt (i. w. nach den Aussagen über Deutschland und Deutsche in den Zeugnissen führender Politiker). Bei der tschechischen Bevölkerung setzte sich danach die „Triade“ (Václav Kural) einer antifaschistischen, antihitlerischen und antideutschen Einstellung durch, die die Entwicklung der Nachkriegszeit maßgeblich geprägt hat. Für die Zeit des Kalten Krieges, des „Prager Frühlings“ und der nachfolgenden Restauration liegen nur sehr wenige unabhängige Forschungen zur Perzeption der Bundesrepublik und der DDR vor; hier besteht (wie sicherlich auch in zahllosen anderen Bereichen der tschechisch-deutschen Beziehungsgeschichte) großer Nachholbedarf. Eine erste Untersuchung der öffentlichen Meinung in bezug auf das „Bild der Deutschen“ unter Tschechen Anfang 1992 habe zwar, so Jan Křen, ergeben, daß eine Eskalation der antideutsch gefärbten nationalistischen Stimmungen kaum drohe, daß auf der anderen Seite jedoch die bekannten, historisch entstandenen Ressentiments in wenig veränderter Form von einer Generation zur nächsten weitergegeben worden seien. Křen fordert daher an dieser Stelle in erster Linie seine Landsleute auf, zusammen mit den Deutschen die Chancen, die sich aus den Ereignissen des Jahres 1989 auf beiden Seiten ergeben haben, zu einer Wende in den Beziehungen der beiden Völker zu nutzen.

Zwar hat Bedřich Utitz selbst noch die vielzitierte tschechisch-deutsch-jüdische Symbiose im Prag der Zwischenkriegszeit erlebt, in seinem Beitrag „Das aktuelle Deutschenbild der Tschechen“ (S. 234–240) geht der Publizist jedoch vornehmlich nicht auf historische, sondern auf gegenwärtige Aspekte des tschechisch-deutschen Verhältnisses ein. Neben den verschiedenen schwierig zu lösenden Problemen, die Utitz kompetent und realitätsnah beschreibt, gebe es doch auch einfache Dinge, die schnell und mit ein bißchen gutem Willen zu verändern wären: Warum, so fragt der Verfasser, kennt das deutsche Publikum aus den Medien nur den tschechischen Schriftsteller *Kohut*, obwohl *Kohout* doch ebenso leicht auszusprechen wäre wie *home* oder *road*, und aus welchem Grund heißt der Präsident dieses Landes in Deutschland *Watschlaf Haaf*l?

Insgesamt bewertet, zeichnet sich der vorliegende Tagungsband vor allem durch die konsequent beibehaltene Multiperspektivität in bezug auf ein bisher wenig erforschtes und schwieriges Thema aus – weitergehende kooperative Forschungen in internationaler Perspektive sollten folgen. Das Einbeziehen von Blickwinkeln aus verschiedenen Disziplinen liefert zudem einen Eindruck der Zahl von Dimensionen, die eine fundierte *Images*-Forschung berücksichtigen müßte und zeigt deutlich, wie notwendig ein interdisziplinärer Ansatz hierbei ist.

Oldenburg

Michael Imhof

KURZANZEIGEN

Bažant, Jan: Pražské vily pod křídly Mílka. Eseje o české renesanci druhé poloviny 19. století [Prager Villen unter den Schwingen Amors. Essays zur böhmischen Neorenaissance der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts]. KLP-Koniasch Latin Press in Zusammenarbeit mit dem Ústav pro klasická studia AV ČR, Praha 1994, 130 S., 41 Abb.

Am Fallbeispiel der Prager Untermervillen untersucht der Antikenforscher verschiedene ideen-, kunst- und kulturgeschichtliche Aspekte des Klassizismus und des Historismus. Das Hauptaugenmerk der fundierten Spekulation gilt der Frage nach den Gründen für die überragende identitätstiftende Rolle der Antike bei der Entstehung und Differenzierung der bürgerlichen Gesellschaft bis heute und den Wandlungen ihrer jeweiligen Interpretation.

Benčík, Antonín: Operace „Dunaj“. Vojáci a Pražské jaro 1968. Studie a dokumenty [Operation „Donau“. Die Militärs und der Prager Frühling 1968. Studie und Dokumente]. Praha 1994, 266 S. (Sešity Ústavu pro soudobé dějiny 18).

Die Abhandlung analysiert und dokumentiert die in der ersten Aprilhälfte 1968 beginnenden Vorbereitungen der militärischen Führungen der Warschauer Paktstaaten für die militärische Intervention in der ČSSR unter besonderer Berücksichtigung der Rolle, die der tschechoslowakische Generalstab in der Operation „Donau“ spielte, beschreibt den Verlauf der Intervention im August 1968 und stellt ausführlich die Moskauer Verhandlungen (23.–26. August 1968) dar, die mit der Annahme des Moskauer Protokolls endeten, das die Rahmenbedingungen der „Normalisierung“ und die Stationierung sowjetischer Truppen in der Tschechoslowakei festlegte.

Bobková, Lenka: Územní politika prvních Lucemburků na českém trůně [Die Territorialpolitik des ersten Luxemburger auf dem böhmischen Thron]. Acta Universitatis Purkynianae, Philosophica et Historica I. Studia Historica Monographiae I. Ústí nad Labem 1993, 318 S., Kartenbeilage.

Es geht um die Territorialpolitik Johann von Luxemburgs und Karls IV. Zur Debatte steht also der Ausgriff ins böhmische Umfeld zu einer Machterweiterung, wie sie schon die letzten Přemysliden erprobt hatten und die ersten Luxemburger fortführten, mit weit größerem Erfolg. Das Egerland, Plauen und das Vogtland, die Oberlausitz und schließlich ganz Schlesien waren der Gewinn des Vaters, nach schwierigen und letztlich erfolglosen Versuchen, die bis nach Kärnten, Oberitalien und Tirol ausgriffen; die Oberpfalz und Franken, das Egerland und wiederum Plauen und das Vogtland band danach Karl IV. einige Zeit an die böhmische Krone, ehe er die Markgrafschaft Brandenburg für seine Dynastie erwarb und eine territoriale Erbschaft

hinterließ, wie kein anderer in der Geschichte des römisch-deutschen Königums. Bemerkenswert ist die Sorgfalt, mit der in dieser Arbeit Besitzverzeichnisse und Karten geliefert werden, und die subtile Zusammenstellung der staats- und reichsrechtlichen Bedeutung von Karls Inkorporationspolitik. Den Untergang der großen Konzeption, aus dem allein sich die Lausitzen bis ins 17., die schlesischen Herzogtümer bis ins 18. Jahrhundert, behaupteten, stellt die Autorin in Zusammenhang mit der bekannten europäischen Krise nach dem Tod Karls IV.

Církevní komise ÚV KSČ. Edice dokumentů I. Církevní komise ÚV KSČ („Církevní šestka“) duben 1949 – březen 1950 [Die Kirchen-Kommission des ZK der KPTsch. Eine Edition von Dokumenten I. Die Kirchen-Kommission des ZK der KPTsch („Kirchen-Sechsergruppe“) April 1949 – März 1950“]. Praha-Brno 1994, 505 S.

Die mit einer thematischen und einer editorischen Einleitung sowie einem umfangreichen und außerordentlich detaillierten textkritischen Apparat versehene Edition dokumentiert, vornehmlich anhand der Protokolle der Sitzungen der Kirchen-Kommission des ZK der KPTsch, den Machtkampf zwischen der KPTsch-Führung und der katholischen Kirche in den böhmischen Ländern wie in der Slowakei.

Dvě desetiletí před listopadem 89. Sborník [Zwei Jahrzehnte vor dem November 89. Sammelband]. Praha 1993, 109 S. (Historia nova 3).

Der Sammelband enthält Beiträge von Milan Otáhal über die erste Phase der Opposition gegen die „Normalisierung“, von Martin Palouš über den Generationskonflikt in der Charta 77, von Bedřich Loewenstein über seine Vermittlertätigkeit zwischen der Opposition in der ČSSR und dem Ausland, speziell der BRD, von František Cigánek über das tschechoslowakische Parlament zwischen 1969 und 1989, Überlegungen von Zdeněk Vašíček zu den Menschenrechten und der „gestohlenen Geschichte“ sowie eine Darstellung der Vorgänge in Pilsen im November 1989 von Miroslav Vaněk.

Dvořáková, Vladimíra/Kunc, Jiří: O přechodech k demokracii [Übergänge zur Demokratie]. Sociologické nakladatelství, Praha 1994.

In diesem Buch stellen die Autoren den zeitgenössischen Diskurs über die sogenannte Transitologie vor: politikwissenschaftliche Modelle der letzten zwei Jahrzehnte, die die Übergangsprozesse von autoritären zu demokratischen politischen Systemen zu analysieren suchen. Anhand dieser Modelle und anhand komparativer Analysen werden dann die osteuropäischen Reformprozesse, die zu demokratischen Systemen geführt haben, in den Kontext der vor allem südeuropäischen und lateinamerikanischen Demokratisierungsentwicklungen gestellt. Mit diskursiv analytischer Bescheidenheit wird im Schlußkapitel die Entwicklung in der Tschechoslowakei bzw. in der Tschechischen Republik beschrieben, stets mit Betonung der nach wie vor starken Dynamik. Den Autoren ist es dabei gelungen, zum einen die Unzulänglichkeit des bisher verbreiteten Begriffsinstrumentariums deutlich zu machen (z. B. des Begriffs

„Totalitarismus“ als einer inadäquaten Beschreibung des kommunistischen Regimes), und zum anderen die Erfahrungen der postkommunistischen tschechischen Gesellschaft aus dem Rahmen der national-historisierenden Perspektive herauszuholen und in das Licht moderner Massengesellschaften zu stellen.

Gebauer, František / Kaplan, Karel / Koudelka, František / Vyhnálek, Rudolf: Soudní perzekuce politické povahy v Československu 1948–1989 (Statistický přehled) [Politische Justiz in der Tschechoslowakei 1948–1989 (Statistische Übersicht)]. Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, Praha 1993, 234 S.

Dieses Buch gliedert sich in drei Teile: ein Essay von Karel Kaplan über die „Politische Verfolgung unter dem kommunistischen Regime in der Tschechoslowakei“ (S. 6–52), eine juristische Abhandlung über die „Grundsätze des Gesetzes Nr. 119/1990 über die Gerichtliche Rehabilitation“ von František Gebauer (S. 53–56) und eine „Statistische Übersicht“ über den Stand der Rehabilitationsverfahren zum 1. 10. 1992 von František Koudelka (S. 57–232), ergänzt um eine Zusammenfassung in englischer Sprache. Die umfangreichen „Statistischen Blätter“ sind Unterlagen der tschechoslowakischen Staatsanwaltschaft entnommen und geben Auskunft darüber, wie viele in den Jahren 1948–1989 gerichtlich verurteilte Personen entsprechend einzelnen gesetzlichen Bestimmungen in einzelnen Regionen des Landes rehabilitiert wurden. Damit wird hier lediglich bisher unaufgearbeitetes statistisches Material zu einer hier noch nicht vorgenommenen statistischen Analyse der „politischen Verfolgung in der kommunistischen Tschechoslowakei“ zur Verfügung gestellt. Darüber hinaus machen die Autoren auf die Vorläufigkeit der gebotenen Materialien aufmerksam und illustrieren diese am Beispiel der Anzahl von Menschen, die ihr Leben verloren: Sie selbst kommen auf eine Zahl von 148 Hingerichteten, während der Verband Politischer Häftlinge am 16. 2. 1991 in *Lidové noviny* ein Namensverzeichnis von 233 Personen veröffentlichte, die hingerichtet wurden. Insgesamt werden, wie aus den vorläufigen Ergebnissen hervorgeht, rund 250 000 Personen nach dem Fall des Kommunismus als dessen Opfer rehabilitiert.

Gerlich, Peter / Plasser, Fritz / Ulram, Peter A. (Hrsg.): Regimewechsel. Demokratisierung und politische Kultur in Ost-Mitteleuropa. Böhlau Verlag, Wien-Köln-Graz 1992, 483 S.

Die umfassenden empirischen Forschungen zum Politik- und Demokratieverständnis der Bürger in der Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Slowenien und in der ehemaligen DDR werden hier durch länderübergreifende Betrachtungen der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung ergänzt. Mitgearbeitet haben an diesem von Wien aus geleiteten Projekt 21 Autoren aus sieben Ländern, und sie trugen eine schier unüberschaubare Fülle von Zahlen zusammen. Die Erkenntnisse, die sie selbst herauslesen, sind manchmal überraschend: z. B. wenn wir über die Polen, die in jahrzehntelanger Anstrengung nach und nach das kommunistische Regime in ihrem Land beseitigten, in stark emotional gefärbtem Vokabular lesen, daß sie überwiegend „den politischen Akteuren und Institutionen mit apathischer Distanz und einem gerüttelten Maß an öffentlichem Zynismus gegenüberstehen“ (S. 17); manchmal überraschen sie

durch den vielleicht nur dem „Fachmann“ offenkundigen Sinn, wenn es etwa über die Tschechen heißt, daß sie vom Parlament „gegenwärtig vor allem legislative Tätigkeiten“ erwarteten, die „Handlungen“ ihrer Minister mit großem Interesse verfolgten und sich „über die problematischen Möglichkeiten der Opposition im klaren“ seien (S. 186). Insgesamt ergab die Studie, daß eine auf „empirische Indikatoren abgestützte Beurteilung der politischen Lage in den neuen Demokratien“ zur Jahresmitte 1992 „ein überaus widersprüchliches, hochgradig unscharfes Bild“ ergibt (S. 396). Ein Empirisches Quellenverzeichnis (S. 405 f.), ein Technischer Anhang (S. 407–449) und eine Dokumentation (S. 450–461) ergänzen das Buch.

Hnutí za občanskou svobodu 1988–1989. Sborník dokumentů [Bewegung für bürgerliche Freiheit 1988–1989. Eine Sammlung von Dokumenten]. Hrsg. von Růžena Hlušíčková und Blanka Císarovská. Praha 1994, 281 S. (Historia nova 4).

Die Edition enthält 130 Dokumente der Dissidentengruppe „Bewegung für bürgerliche Freiheit“, deren Gründungsmanifest am 15. Oktober 1988 in Prag, Brünn und Bratislava verbreitet wurde. Zu den führenden Mitgliedern der Gruppe, die für politischen Pluralismus und parlamentarische Demokratie eintrat und im wirtschaftlichen Bereich eine auf verschiedenen Eigentumsformen beruhende „Mischökonomie“ bevorzugte, gehörten Rudolf Battěk, Jan Čarnogurský, Jiří Ruml, Václav Benda, Jaroslav Šabata und Milan Šimečka.

Husitství-Reformace-Renesance. Sborník k 60. narozeninám Františka Šmahela [Hussitismus-Reformation-Renaissance. Festschrift zum 60. Geburtstag von František Šmahel]. Hrsg. von Jaroslav Pánek, Miloslav Polívka und Noemi Rejchrtová. Historický AV ČR, Praha 1994, 779 S. in 2 Bänden.

Hier sind 53 Beiträge namhafter Historiker aus der ganzen Welt zur böhmischen Geschichte bis ins 17. Jahrhundert vereinigt, die zu Ehren des Direktors des Historischen Instituts der Prager Akademie der Wissenschaften herausgegeben wurden. Meist handelt es sich um kleine Detailstudien fachlich bewährter Forscher, und es würde eines Historikers von Šmahels Format bedürfen, sollte ihr Beitrag zur Historiographie der böhmischen Länder angemessen bewertet werden. Für den „gewöhnlichen“ Leser empfiehlt sich das Blättern und Aussuchen von Beiträgen zu seinem jeweiligen Fachgebiet – mit der Gewißheit, daß jeder das Seine findet.

Kincl, Vladimír/ Skřejpek, Michal: In memoriam Jaromír Kincl (30. 5. 1926, † 15. 4. 1993). Vzpomínky přátel a výběr z literární pozůstalosti [In memoriam J. K. Erinnerungen der Freunde und Auswahl aus dem literarischen Nachlaß]. Acta Universitatis Carolinae – Iuridica 4/1993, 107 S.*

Die Gedächtnisschrift ist einem Rechtshistoriker gewidmet, dessen Lebenswerk größtenteils den Rechtsordnungen frühgermanischer Staaten gewidmet ist. Kincl schrieb eine Geschichte von Staat und Recht im germanisch-römischen Burgund, Abhandlungen über die *Leges barbarorum* oder die Testamente in merowingischer

Zeit, vor allem aber hat er in zahlreichen Arbeiten die Rechtsstellung der Unfreien, Halbfreien und Freigelassenen untersucht, etwa nach dem *Breviarium Alaricianum*, in seinem umfangreichen Werk über die Slaven im fränkischen Reich im 6. bis 8. Jahrhundert oder in seiner Abhandlung über die Rechtssubjektivität des Sklaven bei Römern und Germanen. Kincl, der 42 Jahre lang an der Prager Karls-Universität gewirkt hat, gab 1983 (mit einer Reihe von Mitarbeitern) das Hochschullehrbuch der allgemeinen Staats- und Rechtsgeschichte für die Universitäten der Tschechoslowakei heraus. Die Gedächtnisschrift enthält neben biographischen und bibliographischen Angaben und Erinnerungen seiner Kollegen und Schüler auch Ausschnitte aus seinem literarischen Nachlaß.

Kovrig, Bennett: Of Walls and Bridges. The United States & Eastern Europe. New York-London 1991, 425 S.

In dieser umfassenden Darstellung der diplomatischen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der USA zu dem vom Kommunismus beherrschten Teil Europas seit Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Fall der kommunistischen Regime bietet der Verfasser eine handbuchartige Sammlung markanter Ereignisse, wie sie ein fleißiger Zeitungsleser im Laufe der Jahrzehnte erfuhr. Der in den Jahren 1987–88 als Direktor der Forschungsabteilung von Radio Free Europe tätige und seither an der Universität Toronto lehrende Politologe zeigt mit beeindruckendem publizistischem Stil, wie die Geschichte der kommunistischen Länder von Washington aus wahrgenommen wurde, und sein Buch ist gerade heute von höchster Brisanz, weil es eine heute nach wie vor – oder vielleicht heute mehr als zuvor – politisch und historisch einflußreiche Sichtweise dokumentiert. Für einen Osteuropahistoriker ist das nahezu vollständig fehlende Interesse an den autochthonen, in den einzelnen Ländern selbst stattfindenden Entwicklungsprozessen auffallend: Osteuropa erscheint in dieser Perspektive wie ein Spielbrett mit Holzfiguren, die sich immer wieder nach Spielregeln bewegen, die undurchschaubar bleiben. Für den amerikanischen Betrachter dieser Art bleiben die eigentlichen osteuropäischen Partner verborgen, worin, wenn sie diese Art Desinteresse für sich selbst zu nutzen verstehen, allerdings auch ihre eigenen politischen Gestaltungsmöglichkeiten und Spielräume verborgen liegen; heute mehr denn je zuvor.

Mácha, Karel/Drews, Peter (Hrsg.): Aspekte kultureller Integration (Festschrift zu Ehren von Prof. Dr. Antonín Měšťan). Minerva, München 1991, 358 S.

Die Festschrift gilt dem sechzigsten Geburtstag des akademischen Lehrers und Forschers, der sich in der Bohemistik, in der Polonistik und in den deutsch-slawischen Wechselseitigkeiten ausdrückliche Verdienste erworben hat. Sie skizziert seinen wissenschaftlichen Weg und verzeichnet, Stellungnahmen der allgemeinen Publizistik eingeschlossen, bis 1990 nicht weniger als 3911 Arbeitstitel. 22 Autoren aus den USA, aus Spanien, Italien, den Niederlanden und Großbritannien, aus Polen, der Tschechischen Republik und vornehmlich aus Deutschland kennzeichnen den weitgespannten Wirkungskreis des Jubilars.

Madrý, Jindřich: Sovětská okupace Československa, jeho normalizace v letech 1969–1970 a role ozbrojených sil [Die sowjetische Okkupation der Tschechoslowakei, die Normalisierung des Landes in den Jahren 1969–1970 und die Rolle der Streitkräfte]. Praha 1994, 169 S. (Sešity Ústavu pro soudobé dějiny 16).

Schwerpunkt der Darstellung sind die Methoden und Ziele der sowjetischen Okkupationspolitik in der Tschechoslowakei im ersten Halbjahr 1969, das Scheitern der mit Dubček verbundenen politischen Gruppierungen, die vom Militär und dem Apparat des Sicherheitsdienstes getroffenen Maßnahmen zur Unterdrückung der Opposition insbesondere nach den Streiks und Unruhen im August 1969 und die unter dem Druck Moskaus durchgeführten Massensäuberungen, die die Etablierung des Husák-Regimes begleiteten und ermöglichten.

Měšt'an, Antonín: Německá bohemistika v posledních desetiletích [Die deutsche Bohemistik in den letzten Jahrzehnten]. Kritický sborník Nr. 2, Praha 1992, 65–67.

Es handelt sich um eine Übersicht der literaturwissenschaftlichen deutschsprachigen Bohemistik für den Zeitraum 1945–1991. War die deutsche Bohemistik vor dem Zweiten Weltkrieg fast ausschließlich sprachwissenschaftlich ausgerichtet, so überwiegt nach 1945 die literaturwissenschaftliche Problematik. Seit Mitte der sechziger Jahre wird in erster Linie zeitgenössische tschechische Literatur interpretiert, wobei sich die Analysen meistens an tschechischen strukturalistischen Werkanalysen der sog. Prager Schule orientieren.

Měšt'an, Antonín: Exil a literatura [Das Exil und die Literatur]. Listy (1993) Nr. 1, 55–58.

Der Verfasser beschäftigt sich mit der auffallenden Tatsache, daß in der tschechischen Exilliteratur zwischen 1948 und 1989 vor allem Lyrik produziert wurde, weniger Prosa und fast gar keine Dramen. Dies hängt sicher mit der Exilsituation zusammen: Es ist leichter und billiger, einen Gedichtband zu veröffentlichen als einen dicken Roman. Für eine Inszenierung tschechischer Theaterstücke gab es fast keine Möglichkeiten. Die wenigsten Werke behandeln die Realität der zeitgenössischen Tschechoslowakei – entweder kehren sie zurück in die Zeit vor dem Weggang der Autoren aus der Heimat oder sie beschäftigen sich mit dem Leben der Tschechen in den Gastländern.

Měšt'an, Antonín: Česká literatura v exilu [Die tschechische Literatur im Exil]. In: Exil a domov. Praha 1993, 23–26.

Dargestellt werden die Grundzüge der tschechischen Exilliteratur für die Zeiträume 1914–1918, 1939–1945 und 1948–1989. Nach dem 17. Jahrhundert gab es erst im 20. Jahrhundert wieder eine tschechische Exilliteratur. Im Ersten Weltkrieg erschienen fünf bis sieben nennenswerte Werke dieser Literatur, im Zweiten Weltkrieg ungefähr 15, in den Jahren 1948–1989 mindestens 150. Das antikommunistische Exil der „ersten Welle“ (1948–1968) war eine Verlängerung des literarischen Lebens der drei-

ßiger und vierziger Jahre in der Heimat. Nach 1968 („zweite Welle“) dominierten diejenigen Autoren, die die Entwicklung der sechziger Jahre fortsetzten. Bei vielen von ihnen handelt es sich um ehemalige Kommunisten.

Měšt'an, Antonín: K.k. Beamte in den böhmischen Ländern als deutsche und tschechische Schriftsteller. In: Strelka, Joseph P.: „Im Takte des Radetzky marsches ...“. Peter Lang, Bern-Frankfurt/M. 1994, 94–107.

Der Beitrag liefert eine Übersicht der Thematik vom Ende des 18. Jahrhunderts bis heute. Beamte (u. a. Brod, Kafka, Stifter) zählten zu den berühmtesten deutschsprachigen Schriftstellern in den böhmischen Ländern. Bei den Tschechen war es nicht anders. Der letzte k.k. Beamte war J. Karásek ze Lvovic, der noch 1946 einen Gedichtband herausgegeben hat. Zum Gegenstand der künstlerischen Darstellung wurde das Beamtentum weder bei den Deutschen noch bei den Tschechen; die Beamten schilderten fast nie das Leben der Berufsgruppe, der sie angehörten.

Míšková, Alena/Neumüller, Michael (Bearb.): Společnost pro podporu německé vědy, umění a literatury v Čechách (Německá akademie věd v Praze). Materiály k dějinám a inventář archivního fondu / Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen (Deutsche Akademie der Wissenschaften in Prag). Materialien zu ihrer Geschichte und Inventar des Archivbestandes. 1891–1945. Archiv Akademie věd České republiky, Praha 1994, 444 S. (Práce z dějin České akademie věd/Studia historiae Academiae scientiarum bohemicae B/7).

Der umfangreiche Archivbestand der ehemaligen Deutschen Akademie der Wissenschaften in Prag (nahezu die gesamte Registratur) wurde 1989 vom Historischen Institut der ČSAV dem Zentralarchiv der Akademie, dem heutigen Archiv der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik, übergeben und dort in den Jahren 1991–1994 bearbeitet. In dem vorliegenden Archivinventar sind rund 1400 Personen und Institutionen aufgeführt, die mit der Gesellschaft bzw. Akademie in Verbindung standen oder ihr als Mitglieder angehörten, sowie die Akten der allgemeinen Registratur wie Statuten, Geschäftsordnungen, Sitzungsberichte, Haushaltsakten etc. Anhand dieses Materials und anderer Quellen wurde zum ersten Mal ein vollständiges Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft/Akademie erstellt, das 528 Personen umfaßt. Ferner enthält der Band eine Geschichte des Archivbestandes (A. Míšková) und einen Überblick über die Geschichte der Gesellschaft/Akademie mit einem Verzeichnis ihrer Veröffentlichungen (M. Neumüller). Der Band, der durchgehend zweisprachig verfaßt ist, wird in Deutschland vom Sudetendeutschen Archiv in München vertrieben, das die Herausgabe und den Druck unterstützte.

Parker, R. Alastair: Chamberlain and Appeasement. British Policy and the Coming of the Second World War. London 1993, 388 S.

Der Autor argumentiert, daß Chamberlain irrte, als er annahm, Großbritannien habe keine Alternative zur „appeasement“-Politik gegenüber dem Dritten Reich besessen. Chamberlain habe zwei Chancen nicht wahrgenommen, durch deren Nutzung

das Münchener Abkommen 1938 und vielleicht auch der Zweite Weltkrieg hätten vermieden werden können: die Schaffung einer britisch-französischen Allianz als Nukleus einer gegen Hitler gerichteten Mächtegruppierung und die (von Chamberlain nie ernsthaft verfolgte) Möglichkeit, die Sowjetunion in die Front gegen Hitler hineinzuziehen.

Prelošek, Damjan: Josef Plečnik 1872–1957. Architectura perennis. Residenz-Verlag, Salzburg-Wien 1992, 337 S., 348 Abb.

Das Buch ist die erste umfassende Monographie des slowenischen Architekten, der im Auftrag Masaryks die Prager Burg zu einem Denkmal der tschechoslowakischen Staatlichkeit umgestalten sollte. Leben und Werk werden auf Quellengrundlage detailliert in chronologischer Folge beschrieben, ebenso die Entwicklung von Plečniks spezifischem Stil, der volkstümliche slawische Elemente mit der humanistischen Tradition zu einer modernen Synthese zu verbinden trachtet. Wenig Berücksichtigung finden die politischen und ideengeschichtlichen Hintergründe von Plečniks gleichwohl stets politisch verstandener Kunst.

Sládek, Oldřich: Ve znamení smrtihlava. Nacistický protipartyzánský aparát v letech 1944–1945 [Im Zeichen des Totenkopfs. Nationalsozialistische Partisanenbekämpfung 1944–1945]. Naše vojsko, Praha 1991, 395 S.

Diese detaillierte und anhand gründlicher Archivstudien ausführlich dokumentierte Studie bietet eine umfassende Übersicht über die nationalsozialistische Bekämpfung des Widerstandes auf dem Gebiet der Tschechoslowakei in der letzten Phase des Zweiten Weltkriegs. Da sich, nach Meinung des Verfassers, die Partisanenbewegung in den böhmischen Ländern bis zum Sommer 1944 „nur sehr langsam entwickelte“, machte ihr rasches Anwachsen vor allem in den an die Slowakei grenzenden nordmährischen Gebieten (siehe die Karte über den Einsatz von Sondereinheiten in der zweiten Aprilhälfte 1945, S. 331) eine Umstrukturierung der nazistischen Sicherheitseinheiten und ihrer Kommandostrukturen erforderlich. Dies rekonstruiert die vorliegende Studie mit penibler Sorgfalt ebenso wie den brutalen Einsatz dieser Kräfte. Damit entsteht auch eine detaillierte und regional spezifizierte Bilanz der Opfer in der letzten Kriegsphase sowohl in der Slowakei als auch im Protektorat. Das Buch bietet damit erstaunlicherweise zumindest bisher wenig rezipiertes Material zu der heute in der tschechischen Öffentlichkeit wiederholt diskutierten Frage nach Umfang und Wirksamkeit des tschechischen Widerstandskampfes.

Sládek, Oldřich: Přicházeli z nebe [Sie kamen vom Himmel]. Naše vojsko, Praha 1993, 268 S.

Hier handelt es sich um ein Buch, das schon Ende der sechziger Jahre in Prag gedruckt werden sollte, aber aus politischen Gründen nicht erscheinen durfte. Es beschäftigt sich mit der Geschichte der per Fallschirm auf dem Gebiet der Tschechoslowakei abgesetzten Widerstandskämpfer während des Zweiten Weltkriegs. Der Autor erweist sich als profunder Kenner der tschechischen und deutschen Archivalien

dieser Zeit. Er geht dabei nicht nur dem Schicksal der Heydrich-Attentäter nach, wie es in der Literatur bisher meist der Fall war, sondern legt eine umfassende Untersuchung zum Widerstandskampf „vom Himmel“ vor. Besondere Aufmerksamkeit widmet er dabei den Abwehrmaßnahmen der Besatzungsmacht. Da alle Aktivitäten der Fallschirmspringer in engster Zusammenarbeit mit dem politischen Exil in London stattfanden, bietet der Band außerdem neues, wertvolles Material zur politischen und militärischen Strategie der tschechoslowakischen Exilregierung.

Slovensko v politickom systéme Československa. Materiály z vedeckého sympózia. Časť 11.–13. novembra 1991 [Die Slowakei im politischen System der Tschechoslowakei. Materialien eines wissenschaftlichen Symposions. Časť 11.–13. November 1991]. Bratislava 1992, 235 S.

Der Tagungsband enthält 29 Referate, die das Thema der Tagung vor allem unter den folgenden Gesichtspunkten behandeln: die staats- und verfassungsrechtliche Problematik der ČSR im Hinblick auf das tschechisch-slowakische Verhältnis, die slowakischen, tschechischen und ungarischen Parteien und ihre Vorstellungen zur staatsrechtlichen Stellung der Slowakei in der ČSR, die Slowakei in der tschechoslowakischen Außenpolitik, die Leistungen bzw. Defizite des tschechoslowakischen Parlaments als integrativer Faktor des tschechisch-slowakischen Verhältnisses und die slowakische Autonomieproblematik in der Politik der slowakischen politischen Rechten in den dreißiger Jahren.

Sommer, Karel: UNRRA a Československo [Die UNRRA und die Tschechoslowakei]. Slezský ústav AV ČR, Opava 1993, 112 S.

Mit diesem Band liegt eine umfassende und informationsreiche Übersicht über Umfang und Begleitumstände der Hilfsleistungen der *United Nations Relief and Rehabilitation Administration* in der Nachkriegs-Tschechoslowakei vor. In einem einleitenden Kapitel wird die Geschichte dieser Organisation erläutert, besondere Aufmerksamkeit wird dann einer Bestandsaufnahme der Transportwege und der technischen Abwicklung der Hilfsmaßnahmen für die ČSR gewidmet. In einem Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit der regionalen Verteilung der Hilfsleistungen in der ČSR und in weiteren Einzelkapiteln werden die Bereiche Industrie, Verkehr- und Transportwesen, Landwirtschaft, Lebensmittelversorgung und Gesundheitswesen vorgestellt. Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich mit den UNRRA-Aktivitäten in der Slowakei. Eine Bibliographie und mehrere Abbildungen runden das Buch ab.

Staatskunstwerk. Kultur im Stalinismus. Hrsg. von Péter György und Hedwig Turai. Corvina Kiadó, Budapest 1992, 147 S., mit Abb.

In zwölf Beiträgen untersucht der Band auf der Grundlage visueller und schriftlicher Dokumente, wie im Ungarn der Rákosi-Ära die Implementierung des stalinistischen Menschen- und Gesellschaftsbildes betrieben wurde. Schwerpunkt liegen auf ikonographischen Strukturen, des weiteren auf der Rezeption sowjetischer Muster und, unter dem Aspekt der „Ästhetisierung der Politik“, auf den Parallelen zum Nationalsozialismus.

Státník, Dalibor: Sankční pracovní právo v padesátých letech. Vládní nařízení o opatřeních proti fluktuaci a absenci č. 52/1953 Sb. Studie [Arbeitsrechtliche Strafandrohungen in den fünfziger Jahren. Die Regierungsverordnung über Maßnahmen gegen Fluktuation und Absentismus Nr. 52/1953 Sb. Studie]. Praha 1994, 176 S. (Sešity Ústavu pro soudobé dějiny 17).

Die Verordnung der tschechoslowakischen Regierung Nr. 52/1953 Sb gegen Fluktuation und Absentismus in der Industriearbeiterschaft ist nicht nur im Kontext der politischen Disziplinierung der Arbeiterschaft zu sehen, sondern stellte auch den Versuch dar, die Voraussetzungen für die Verwirklichung des schwerindustriellen Programms im Rahmen des ersten Fünfjahresplans durch die rigide Einschränkung der sozialen und demographischen Mobilität des Arbeitskräftepotentials sicherzustellen. Entstehung und Durchführung der Verordnung bezeichnen zugleich die Phase der endgültigen Unterordnung der Gewerkschaftsführung unter den KPTsch-Apparat.

Svědectví o duchovním útlaku 1969–1970. Dokumenty. „Normalizace“ v kultuře, umění, vědě, školství a masových sdělovacích prostředcích [Zeugnisse der geistigen Unterdrückung 1969–1970. Dokumente. Die „Normalisierung in der Kultur, Kunst, Wissenschaft, im Schulwesen und in den Massenmedien]. Hrsg. von Milan Otáhal, Alena Nosková und Karel Bolomský. Praha 1993, 148 S. (Historia nova 2).

Die in dem Band zusammengestellten Dokumente zur Politik der „Normalisierung“ unter dem Husák-Regime im gesamten kulturellen Bereich informieren nicht nur detailliert über die programmatischen Zielsetzungen dieser Politik, sondern halten vielfach auch in statistisch/tabellarischer Form die Ergebnisse der Massensäuberungen fest, die das wichtigste Instrument dieser Politik darstellten. Die Dokumente stammen vorwiegend aus der Tätigkeit der ideologischen Kommission des ZK der KPTsch.

Svobodová, Jana: Zdroje a projevy antisemitismu v českých zemích 1948–1922. Studie [Quellen und Äußerungen des Antisemitismus in den böhmischen Ländern 1948–1922. Studie]. Praha 1994, 90.S. (Sešity Ústavu pro soudobé dějiny 19).

Als einleitende Studie zu einem größeren Forschungsprojekt interpretiert dieser Band tschechische antijüdische Tendenzen unter kommunistischer Herrschaft trotz ihres deklarierten politischen Begründungszusammenhanges als Fortwirken traditioneller antisemitischer Strömungen. Gezeigt wird dies an den politischen Prozessen der fünfziger Jahre mit ihrer antizionistischen Stoßrichtung, an einzelnen Werken der „offiziellen“ Literatur in der Phase der „Normalisierung“ und schließlich – unter grundlegend anderen politischen Rahmenbedingungen – an Formen des Judenhasses nach dem November 1989.

Vaněk, Miroslav: Veřejné mínění o socialismu před 17. listopadem 1989. Analýza výsledků výzkumů veřejného mínění prováděných ÚVVM od roku 1972 do roku 1989 [Die öffentliche Meinung über den Sozialismus vor dem 17. November 1989. Eine Analyse der Ergebnisse der Erforschung der öffentlichen Meinung durch das Institut

zur Erforschung der öffentlichen Meinung von 1972 bis 1989]. Praha 1994, 59 S. (*Historia nova* 5).

Nach einer einleitenden Untersuchung der Technik der Meinungsumfragen unter dem Kommunismus analysiert der Verfasser die Ergebnisse von Umfragen zur führenden Rolle der KPTsch und zum sozialistischen System überhaupt. Den noch im Dezember 1989 sehr geringen Anteil derjenigen, die sich in Meinungsumfragen für die Einführung des Kapitalismus in der Tschechoslowakei aussprachen (drei Prozent), erklärt der Verfasser aus der jahrzehntelangen „Dämonisierung“ des Kapitalismus durch die kommunistische Propaganda bzw. damit, daß sich die befragten Personen über das Ausmaß der Krise des Sozialismus täuschten.

Villa Lanna – Antika a Praha 1872. Sborník příspěvků ze symposia uspořádaného v Praze ve dne 23.–24. září 1992 Ústavem pro klasická studia ČSAV [Villa Lanna – Antike und Prag 1872. Sammelband der Beiträge aus dem vom Institut für klassische Studien der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften veranstalteten Symposium am 23.–24. September 1992 in Prag]. Bearb. von Jiří Šubr t. KLP – Koniasch Latin Press, Praha 1994, 160 S.

Die 1872 vollendete klassizistische Prager Villa des deutsch-böhmischen Industriellen, Sammlers und Kunstförderers Adalbert Lanna (1805–1866) gab den Anlaß zu einer Tagung über Neohumanismus und Neorenaissance in Prag und in der tschechischen Gesellschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Das ansprechend gestaltete Bändchen enthält neue Beiträge mit deutschen Resümées und im Anhang die Transkription von Lannas eigenhändigem Lebenslauf (mit der Betonung seines mäzenarischen und caritativen Engagements) sowie Briefe, die er 1874–1896 dem Archäologen Otto Benndorf schrieb. Die Referate gelten der Rolle der Antike im Geistesleben der tschechischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts (Josef Zmr), dem Unterricht in den klassischen Sprachen zur Zeit von Lannas Gymnasialstudien um 1850 (Martin Svatoš), Lannas Aufenthalt im Isar-Athen München 1860 (Alena Frolíková), Josef Zítek und der Neorenaissance (Jan Bouzek), Lannas Antikensammlungen (Marie Dufková, Iva Ondřejová), der Antike als gesellschaftlichem Element am Beispiel großbürgerlicher Villen (Jan Bažant), dem Verhältnis des Förderers und Sammlers Lanna zur Kunst (Roman Prah) sowie der Frage nach der Wechselwirkung von Freimaurerei und Mäzenatentum (Helena Lorenzová).

SUMMARIES

BOHEMIAN OLD CHURCH SLAVONIC LITERATURE IN THE 10TH AND 11TH CENTURIES

John M. Clifton-Everest

In the early medieval Bohemian "Slavonic" liturgy one must distinguish between the kernel of the Mass, that is the celebration of the Eucharist, and the non-sacramental part (the pericopes). Whereas according to contemporary sources the use of Slavonic was not allowed for the sacramental part, it was actually required for the marginal sections of the liturgy and other edifying purposes. This mainly oral usage led to the rise of a sparse Slavonic literature. This is evidenced by philological enquiry and a few extant texts. As a comparison with the contemporary German Empire shows, the period we are dealing with was extremely unfavourable for the evolution of vernacular writing. In Bohemia conditions were particularly unpropitious for its survival (eg. the absence of libraries). For these reasons the original dimensions of Bohemian Old Church writing, which died out in the eleventh century, are impossible to gauge.

ROYAL FESTIVALS IN MEDIEVAL BOHEMIA

František Šmahel

In medieval Bohemia, as in neighbouring countries, royal festivals not only represented a public expression of a ruler's majesty but also an exclusive and unforgettable experience for contemporaries. Firstly, the festival strengthened social connections and, secondly, by interrupting the rhythms of everyday life, fulfilled a constant need for spectacle in human existence. The author considers these two aspects of royal festivals and at the same time offers an overview of questions and answers for a broad comparative study. With the exception of the regulations governing the Bohemian coronation ceremony, the *ordines* have not survived, a gap one can bridge with the help of other sources. The close geographic proximity between Bohemia and Germany exercised a strong influence on the entire spectrum of royal festivals in the thirteenth century but later French, Hungarian and Polish stimuli are also evident. Prague and its environs constituted the focal point of most royal festivals, although they were occasionally celebrated in other larger Bohemian and Moravian towns (for example, Jihlava in 1436, Olomouc in 1469 and Kutná Hora in 1471). While the coronation

and funeral ceremonies involved changes in royal incumbency, the other court festivals such as royal progresses, the assembly of the diet, the reception of foreign dignitaries and banquets made the ruler at once visible and present to his subjects. For those readers with no knowledge of the Czech language this article provides a thorough survey of previously unpublished sources and also of the status of current research.

THE OLD EMPERORS: NEW IMPULSES IN LATE MEDIEVAL RESEARCH

Ferdinand Seibt

This study is concerned with new approaches to the interpretation of history. If one considers the possibilities and limits of electronic media, then exhibitions offer a way of linking the demonstration of sources in written as well as in material form with their interpretation and with more exact verbal explanation. Historical exhibitions have been attracting a large public interest in Germany since the Charlemagne anniversary of 1965. At that time the Aachen art historian Wolfgang Braulfels and his collaborators set new standards in the scope of the themes and the form and extent of the catalogue, standards which are still valid today. Striking also is the close connection between history and art history, which, through the choice of exhibits, has led to an interdisciplinary collaboration necessary for progress in modern research to be made, but which – apart from in team work – is still deficient in most exhibitions.

Anton Legner's 1972 Cologne exhibition "Between the Rhine and the Maas" had a great deal to offer us about western Europe. "The Parlers and the Beautiful Style" by the same author took – with what became a five-volume catalogue – the connection between the representation of art and the analysis of history to its highest point to date. This exhibition corresponded to the contemporaneous biographical show about the Emperor Charles IV at the imperial castle of Nuremberg. "The Middle Ages in the Ruhr Region" sought to present the medieval past of a region known today only for its celebrated industrial landscape. Even the special phenomenon of the Hanse Towns had their own highly instructive show. More commonly, however, biographical or dynastic themes are sought in connection with historical anniversaries. And so after the Charlemagne exhibition, there followed ones on the Staufer, and the Wittelsbachs, and the Charles IV exhibition was followed by one about the Emperor Sigismund (Budapest, 1987). Through such exhibitions, biographical perspectives have found their circuitous way back into historiographical enquiry despite being superseded by sociological issues in the postwar period. From this premise, the author turns to the biographies of four medieval rulers which have recently been published, seeking by their example to elucidate the desire and possibility of biographical insights while – in his opinion – exhibitions and interdisciplinary issues are especially useful to the modern biographer.

WOMEN, JEWS AND GERMANS:
 OUTSIDERS IN THE OLD CZECH *UNGUENTARIUS*

Alfred Thomas

Jarmila F. Veltrusky's *Mastičkář. A Sacred Farce from Medieval Bohemia* (1985) represents the most detailed study of the two extant fragments of the Latin-Czech medieval drama *Unguentarius (Mastičkář)* from c. 1340. Veltrusky is surely correct to maintain that the *Unguentarius* reconciles the comic potential of farce with the religious power of spiritual drama. According to Veltrusky, obscenity assumes the bakhtinian form of universal mockery of all social categories whereas Alfred Thomas discerns a distinction between an unmarked and unmocked Czech-speaking ethnic majority (of noblemen and peasants) and a mocked category of outsiders (prostitutes, old women, Germans and Jews). These outsiders are conflated metonymically through the denigrated sexual and scatological imagery of lower bodily parts (anus, male and female genitalia) which are implicitly contrasted with the sacred bodily parts of the head (the locus of anointing), the chest and the arms. Analogously, the play distinguishes between the denigrated discourse of the outsiders and the elevated discourse of the sacred characters, a distinction which goes beyond the Latin-vernacular dichotomy to encompass German and even mock-Hebrew. Whereas for Veltrusky obscenity functions as a means of subverting social control from below, for Thomas there is a collusion between the author and his audience in oppressing the powerless outsiders for the benefit of the majority. Finally, Thomas discusses the prevalence of the same mode of exclusion in contemporary popular culture as manifested in television and cinema, seeing *inversion* both as the defining trope of exclusion and the ideological link between medieval forms of obscenity and their modern secular equivalent.

MARTIN LUTHER IN THE LIBRARIES OF BOHEMIAN
 BURGHERS C.1600: TOWARD THE RECEPTION AND
 INFLUENCE OF LUTHER'S TEACHING

Olga Fejtová and Jiří Pešek

In the religiously tolerant climate of the Bohemian townships in the second half of the sixteenth and beginning of the seventeenth centuries, the great confessional history played a far less significant role than the local and, above all, individual lives of particular burghers. The authors of this article have analysed 1364 wills of the burghers of Prague and Louny between 1550 and 1620 where they discovered 519 inventories of personal libraries. Luther's works are prominent in sixteen percent of these libraries; these are predominantly in German, seldom in Latin and very rarely in Czech. Luther was amongst the most widely read authors in Prague and Louny, more popular than John Hus and other Bohemian writers. Most numerous are his postils, his catechism, his sermons and, of course, his German translation of the Bible. Even his collected works were owned in Prague. Not present, however, are his most important writings

on Church politics. After 1600 the number of his works in library inventories notably declines and after 1620 they disappear altogether, although more up-to-date Lutheran authors continued to be read until the end of the seventeenth century.

INTEGRATION AND INTEGRITY:
THE BOHEMIAN LANDS AND THE "IMPERIAL" IDEA
IN ADALBERT STIFTER'S *WITIKO*

Wolfgang Müller-Funk

This new reading of Adalbert Stifter's novel *Witiko* (originally published in three volumes between 1865 and 1867) reveals an interpretation of topical significance. In the context of central Europe integration and integrity become the decisive polar opposite concepts which determine the relationship between the medieval Bohemian Kingdom and the universalism of the German Empire. The events narrated in Stifter's *Witiko* provide a foil for those problems which arose in the nineteenth century: the contradiction between national emancipation and the universalism of the (Habsburg) Empire. Stifter's position, which occludes the problems of linguistic difference, is ironically conciliatory. His novel presents the attempt to integrate the Other into the collective memory of the German-speaking peoples, while he – conversely – recognizing the Bohemian desire for their own integrity – makes a plea for integration in the name of equal rights. Just as Stifter treated the problems of his time in the guise of medieval events (including the problem of rights, justice and democracy), so can his novel be understood today as a historical model for topical issues which in the consciousness of a long European line of continuity are still pressing – especially after 1989.

MARCH 4, 1919
TOWARD THE FORMATION OF A SUDETEN GERMAN
IDENTITY

Karl Braun

The events of March 4, 1919, the Bohemian German general strike called by the Social Democrats and its bloody suppression (with almost sixty dead) have received almost no research from scholars. The present essay attempts to provide the first survey of the historical circumstances and to represent their differing significance for Czechs and Germans: the German reaction to the foundation of the Czechoslovak state, the occupation of the German regions and the introduction of Czechoslovak currency as well as the events of March 4 in individual towns (Eger, Karlsbad, Kaaden and Sternberg). March 4 has had a particularly strong psychological and historical impact on the Germans: on the one hand, it drove home to the Bohemian Germans, who before 1918 had simply seen themselves as Germans in the cisleithan part of the

Habsburg Monarchy, the shocking realization that they now belonged to a minority within a Czech-dominated state; on the other hand, the events strengthened their inner sense of solidarity. Around the mythology of March 4, 1919, the identity of the Bohemian Germans was crystallized for the first time as *Sudeten German* and even today it has continued to exercise – albeit on a unconscious level – an important influence on the Sudetengermans' understanding of themselves.

TOWARD A "POSTMODERN" MIDDLE AGES: ON NEW WAYS OF READING OLD TEXTS

Jelko Peters

The present article explores the applicability of innovative, postmodern methods for the study of the Middle Ages with reference to the examples provided by the so-called "New Philology" and the first two volumes of Peter Czerwinski's *Habilitationschrift* "Examples from the History of Perception." After a short introduction concerning the necessity, problems and issues of transdisciplinary approaches, the author reports on the two main theses of the "New Philology." These consist of the assumption that, firstly, the question of the medieval author is not justified and that, secondly, every manuscript has equal value in the science of editing. Furthermore, editing according to the principle that some manuscripts are more important than others must be seen as a scientific anachronism; instead, new ways ahead will be forged with studies of the history of textual transmission and new medial techniques. Finally, a transdiscipline approach is demonstrated with the example of Czerwinski's study. This new approach points to the historicity of our modern concept of signs and the aggregative perception of time and space in the Middle Ages. Further, the author highlights the contradictions which Czerwinski's work has uncovered in established research.

GERMAN SCHOOLS FOR BACKWARD CHILDREN IN THE BOHEMIAN LANDS: AN EXEMPLARY ASPECT OF SCHOOL POLICY

Herwig Baier

The system of schooling backward German children in the Bohemian lands has at best received only cursory treatment. In each of the three stages of development, with their differing state authorities (Austria-Hungary, the Czechoslovak First Republic and the *Reichsgau Sudetenland* as part of Nazi Germany), there is a typical pattern of inception and development, especially as far as the system of schooling backward children is concerned. Although the first such schools were set up for exclusively pedagogic and didactic reasons, very soon this special kind of school became an object of political and even ideological influence and argument. Conservative circles rejected special schools for backward children out of hand, socialist groups supported them.

Under Nazi rule, the schools for backward children were retained for the single reason that the *Bürgerschule* (citizen school) was elevated to the status of a six-form elementary school performing a selective function, and the schools for backward children, on the other hand, in this situation served as a kind of dump for children with hereditary defects. What is noteworthy is the cooperation between German and Czech teachers at special schools not only in matters of professional politics. The build-up of the German network of special schools for backward pupils in the Bohemian lands was until 1938 closely related to the personality of the chairman of the Association of German schools for backward children in the Czecho-Slovak Republic, Rolf Marschas.

TOMÁŠ STANĚK ON THE GERMANS IN THE BOHEMIAN LANDS AFTER 1948

Otfrid Pustejovsky

In 1993 Tomáš Staněk, the author of a fundamental examination of the Germans' living conditions in Czechoslovakia and their expulsion from the country after the end of World War II (see BohZ 34/1993, 399), published an extensive study of those Germans remaining in Czechoslovakia. In his exhaustive report on this study Otfrid Pustejovsky offers an informative overview of the history of these Germans under communist dictatorship and in the present-day Czech Republic.

DISCUSSION

The book about Prague by Christoph Bartmann, published in 1994 under the German title *Insider-Lexikon*, has caused heated debate. This is why the editorial board of *Bohemia* asked two "insiders" to acquaint our readership with their opinion. In her appraisal entitled "If only the author ..." Růžena Fořtlová explains why she thinks Bartmann's book is superficial, and Václav Maindl presents his thoughts on "Our images of the others".

In the second contribution to "Discussion", Jaroslav Kučera looks critically at the newest study of Fritz Peter Habel on the numbers of victims among the Germans in postwar Czechoslovakia.

RÉSUMÉS

LA LITTÉRATURE SLAVE AU X^e ET XI^e SIÈCLE EN BOHÈME

John Clifton-Everest

Au début du Moyen Age en Bohème, il faut, dans «la liturgie slave», faire la différence entre le noyau central de la messe, c'est-à-dire la célébration de l'Eucharistie, et la partie qui ne relève pas des sacrements (Péricope etc.). Alors que, d'après des sources contemporaines, l'utilisation du slave n'était pas permis pour la partie des sacrements, son usage en était même encouragé pour les domaines en marge de la liturgie et autres buts édifiants. Cette utilisation principalement orale a contribué à l'édification d'une modeste littérature slave. Des recherches philologiques et quelques rares textes conservés en témoignent. Cependant, dans presque tout l'espace européen, les temps, comme surtout une comparaison avec l'Empire germanique le montre, n'étaient pas du tout favorables au développement de l'écriture en langue populaire. De plus, en Bohème, les conditions pour en assurer la survie (bibliothèques etc.) n'étaient pas présentes. C'est pourquoi il est impossible aujourd'hui d'estimer quelle a été l'ampleur d'origine de la littérature religieuse en vieux tchèque qui était déjà morte à fin du XI^e siècle.

FÊTES ROYALES DANS LA BOHÈME MOYENAGEUSE

František Šmahel

Dans la Bohème du Moyen Age, comme dans les pays voisins, les fêtes royales étaient plus qu'une représentation publique de la majesté du souverain: pour les gens de l'époque, elles constituaient un événement unique et inoubliable. Cela renforçait tout d'abord les liens sociaux et cela permettait aussi, en rompant la routine quotidienne, de combler un besoin constant de contacts humains. L'auteur de cet essai tient compte de ces deux aspects mais il offre aussi en même temps une vue d'ensemble des questions et des problèmes pour une vaste étude comparative. Les lecteurs qui ne maîtrisent pas le tchèque trouveront là une vue d'ensemble détaillée des sources jusqu'à-ici publiées et seront informés sur l'état actuel de la recherche. A l'exception des ordonnances de couronnement, on n'a pas conservé en Bohème les *ordines*. On peut néanmoins combler cette lacune à l'aide des sources historiques et d'autres sources. Au XIII^e siècle, le voisinage bohème-allemand eut une très forte influence sur les fêtes royales bohèmes, plus tard ce furent les influences françaises, hongroises et polonaises qui laissèrent leur empreinte. Le centre de la plupart des festivités royales se trouvait à Prague et dans les environs; quelquefois, on fêtait aussi dans de plus grosses villes de Bohème

et Moravie comme par exemple à Jihlava en 1436, à Olomouc en 1469, à Kutná Hora en 1471. Tandis que les couronnements et les enterrements royaux apportaient des changements au niveau de la succession sur le trône, les autres fêtes de la cour telles que les voyages du monarque, les diètes, les réceptions d'invités étrangers ou les festins permettaient au peuple de voir leur souverain «en chair et en os».

LES ANCIENS EMPEREURS:
NOUVELLES IMPULSIONS DE LA RECHERCHE
SUR LE BAS MOYEN AGE

Ferdinand Seibt

Cet essai s'appuie sur les nouvelles manières de transmettre l'histoire. Si on renonce aux possibilités et aux limites des médias électroniques, alors les expositions sont un moyen pour lier des sources écrites et matérielles avec leur interprétation et avec des explications orales plus exactes. Depuis l'année commémorative sur Charlemagne en 1965, les expositions historiques ont attiré un public nombreux. A l'époque, l'historien de l'Art d'Aix la Chapelle, Wolfgang Braunfels, et ses assistants ont établi un tel niveau dans la palette des thèmes, la présentation et le volume du catalogue qu'ils sont depuis toujours pris en compte. Dequies, les liens, qui existent entre l'histoire et l'histoire de l'art, sont restés très étroits et au travers du choix d'objets exposés cela a conduit par la force à une collaboration interdisciplinaire (comme on l'encourage toujours quand il s'agit de la recherche moderne mais qui fait défaut la plupart du temps en dehors du travail d'équipe pour organiser une exposition). Parfois, les problèmes soulevés par une région d'art et de culture font autorité, comme ce fut le cas avec l'exposition «entre Rhin et Maas» d'Anton Legner en 1972, qui contribua beaucoup à élargir notre vision d'une «Europe centrale occidentale». L'exposition «Les Parler et le Beau Style» du même auteur avec un catalogue en cinq volumes ont conduit en 1978 à faire le lien entre la représentation artistique et l'analyse de l'époque à un niveau jusqu'à ici non égalé. Cette exposition avait été organisée de concert avec une autre sur Charles IV (portant sur la même époque) dans le château impérial de Nuremberg. En 1990, au travers de l'exposition «Le Moyen Age dans la Ruhr», on a essayé de représenter «les temps oubliés» d'une région qui est seulement connue pour ses industries. Même une exposition sur la Hanse en tant que phénomène historique spécial a été richement documentée. La plupart du temps, ce sont des thèmes biographiques ou dynastiques qui sont recherchés, liés à des jubilés. C'est ainsi qu'après Charlemagne, les Staufer, les Salier, les Wittelsbach, après Charles IV et l'empereur Sigismund (à Budapest, en 1987), des perspectives biographiques ont retrouvé leur place, grâce au détour des expositions, dans la représentation historique que dans l'exubérance des problèmes sociologiques dans les premières années de l'après-guerre, on avait crue une fois pour toutes dépassée. A cette condition, l'auteur se consacre à des biographies récemment publiées de souverains et cherche à partir de leur exemple à expliquer les buts et les possibilités de la compréhension biographique. Selon lui, les synthèses d'exposition et les problèmes interdisciplinaires sont de très grande utilité aux biographes modernes.

FEMMES, JUIFS ET ALLEMANDS:
LES PERSONNAGES MARGINAUX DANS LE
UNGUENTARIUS EN VIEUX TCHÈQUE

Alfred Thomas

A *Sacred Farce from Medieval Bohemia* (1985) de Jarmila F. Veltrusky est jusqu'à aujourd'hui l'étude la plus détaillée sur les deux fragments uniques en latin et en vieux tchèque de la pièce de théâtre, écrite vers 1340, *Unguentarius* (*Mastičkář*). Mme Veltrusky a sûrement raison sur le fait que le *Unguentarius* réunit le potentiel comique d'une farce avec le pouvoir religieux du drame religieux. Pour Mme Veltrusky, l'obscénité apparaît sous la forme à la Bakhtine de la farce universelle qui se moque de toutes les catégories sociales, tandis que M. Thomas fait la différence entre une majorité ethnique non marquée et non ridiculisée qui parle tchèque (nobles et paysans) et une catégorie de gens marginaux (femmes, Allemands et Juifs) qui est tournée en dérision. Au cours de la pièce, ces personnages marginaux sont représentés de manière comique avec leurs défauts anatomiques et leur sexualité dangeureuse. Pour Mme Veltrusky, l'obscénité fonctionne comme un agent de subversion du contrôle social, tandis que pour M. Thomas, c'est la ruse finale de l'auteur du *Unguentarius* de savoir, comment l'obscénité est utilisée pour opprimer les sans-pouvoir et pour appuyer les puissants.

MARTIN LUTHER DANS LES BIBLIOTHÈQUES
DES BOURGEOIS BOHÈMES VERS 1600:
COMMENT L'ENSEIGNEMENT DE LUTHER FUT REÇU
ET QUELLE FUT SON INFLUENCE

Olga Fejtová et Jiří Pešek

Dans les villes de Bohême de la deuxième moitié du XVI^e et du début du XVII^e siècle, où régnait la tolérance religieuse, la «grande» histoire confessionnelle a joué un rôle moins important que les conditions de vie locales et surtout individuelles de chaque bourgeois. Les auteurs ont analysé 1364 inventaires de succession de bourgeois de Prague et Laun des années 1550–1620 dans lesquels ils ont trouvé en tout 519 registres de bibliothèques. Dans 16 % des bibliothèques de Prague et de Laun, il y avait des œuvres de Luther, principalement en allemand, plus rarement en latin, et très rarement en tchèque. Luther était dans ces villes, l'un des auteurs les plus lus. Il était plus aimé que Jan Hus et que d'autres écrivains bohèmes. Dans les bibliothèques, on trouve surtout ses sermons, son catéchisme, ses prêches et également bien sûr sa traduction allemande de la Bible. A Prague, on a trouvé aussi ses œuvres complètes. Néanmoins, il manquait ses principaux écrits politiques religieux. Après 1600, le nombre des œuvres de Luther dans les inventaires se réduit considérablement, après 1620, elles disparaissent complètement, bien que, à Prague, on continue à lire les auteurs luthériens récents et ce jusqu'à la fin du XVII^e siècle.

INTÉGRATION ET INTÉGRITÉ:
LES PAYS BOHÈMES ET L'IDÉE DU «REICH»
DANS LE WITIKO DE ADALBERT STIFTER

Wolfgang Müller-Funk

L'interprétation du roman *Witiko* de Adalbert Stifter développe une manière de lire basée sous des signes actuels. L'intégration et l'intégrité sont représentés dans le roman comme étant, dans le contexte de l'Europe centrale, des pôles de tension fondamentaux qui déterminent la relation du royaume bohème moyenâgeux à l'universalisme du «Reich». Les événements de *Witiko* reflètent déjà selon Stifter les problèmes qui se sont posés au XIX^e siècle, à savoir la contradiction entre l'émancipation nationale et l'universalisme (habsbourgeois) du Reich. La position de Stifter, qui ne traite pas les problèmes de différences de langues, a un ton de conciliation irénique. Son roman essaie d'intégrer d'une part ce qui est étranger, différent, dans la mémoire collective dans l'espace germanophone et d'autre part, au contraire, il plaide, tout en reconnaissant la volonté bohème d'intégrité, pour une intégration sous le signe de l'égalité. Sous le couvert d'événements se passant au Moyen Age, Stifter a traité avec son roman historique et historisant des problèmes de son époque, comme par exemple les problèmes de droit, de justice et de démocratie. Ainsi son roman peut être aujourd'hui pris comme modèle historique pour les problèmes actuels qui – dans le sens d'une ligne de continuité européenne ancienne et durable – de nouveau depuis 1989 et de manière renforcée se trouvent à l'ordre du jour dans l'espace européen.

LE 4 MARS 1919
AU SUJET DE LA FORMATION DE L'IDENTITÉ
SUDÈTE ALLEMANDE

Karl Braun

Les événements du 4 mars 1919, à savoir la grève générale des Allemands des pays bohèmes appelée par les Sociaux-Démocrates et son issue sanglante (près de 60 morts), ont été peu étudiés. Le présent essai s'efforce de représenter autant les circonstances historiques (réaction des Allemands à la fondation de la ČSR, occupation des régions allemandes, introduction d'une monnaie tchécoslovaque) que les événements du 4 mars dans différentes villes (Eger, Karlsbad, Kaaden, Sternberg) à la fois globalement et aussi dans la signification différente qu'ils ont eus pour les Tchèques et les Allemands. Pour ces derniers spécialement, le 4 mars est devenu une réalité historique dans les mentalités. En effet, les Allemands, qui avant 1918 se ressentaient comme étant simplement des Allemands de la partie cisleithanienne de la monarchie habsbourgeoise, ont tout à coup réalisé qui désormais ils étaient une minorité dans un état dominé par une majorité tchèque. Par ailleurs, ces événements ont pu imprégner dans son contenu ce nouveau sentiment d'appartenance à l'identité sudète-allemande.

L'identité des Allemands en pays bohèmes en tant que Sudètes Allemands se cristallise seulement autour du «mythologème» du 4 mars 1919 et elle est restée jusqu'à aujourd'hui, sans qu'on en ait été conscient, active dans la conscience sudète allemande.

LE MOYEN AGE POST-MODERNE: SUR LES NOUVELLES POSSIBILITÉS DE LIRE LES VIEUX TEXTES

Jelko Peters

Dans cet essai, l'auteur nous montre comment des méthodes innovatives nées de l'esprit post-moderne pour le médiévisme sont utilisées. Pour cela, il s'appuie sur les exemples de la «New Philology» et sur les deux premiers volumes de la thèse de doctorat d'État de Peter Czerwinski *Exemple d'une histoire de la perception*. Après une courte introduction sur la nécessité de s'attaquer aux problèmes et aux questions de manière transdisciplinaire, l'auteur nous expose les deux thèses principales de la «New Philology». Celles-ci consistent en l'acceptation, que premièrement la question sur un auteur ne rend pas justice à la réalité du Moyen Age, et que donc par conséquent, chaque manuscrit a droit à la même valeur dans la science de l'édition. Le fait de continuer à éditer d'après le principe du manuscrit principal doit être relevé comme étant un anachronisme scientifique. Au lieu de cela, on s'engagera sur de nouvelles voies avec des études historiques sur la tradition et les techniques nouvelles médiales. Enfin, à l'exemple de la recherche de M. Czerwinski, il montre ce à quoi peut ressembler une étude transdisciplinaire. Il met l'accent sur l'historicité de notre conception du signe ainsi que de la perception aggrégative du temps et de l'espace au Moyen Age. En outre, l'opposition que son œuvre a rencontré dans la recherche établie est décrite ici.

L'ÉCOLE DE SOUTIEN DANS LES PAYS BOHÈMES: UN CHAPITRE EXEMPLAIRE DE LA POLITIQUE ÉDUCATIVE

Herwig Baier

Dans les pays bohèmes, le système scolaire allemand de soutien, s'il arrive seulement qu'on le mentionne, n'est pas apprécié à sa juste valeur. Dans les trois époques de développement (en Autriche-Hongrie, dans la Première République Tchéque, dans le pays sudète du Reichsgau) se révèle un déroulement typique de fondement et de croissance surtout dans le système éducatif de soutien. Bien que les premières écoles de soutien ont été fondées d'après des considérations purement pédagogiques, ce système éducatif a été très rapidement pris dans le tourbillon des manipulations et des débats politiques et même idéologiques. Les cercles conservateurs refusèrent totalement l'école de soutien, les cercles socialistes, eux, l'encouragèrent. Lors de la domination national-socialiste, l'école de soutien retint l'attention pour la raison suivante: l'école civile

passa alors au rang d'école du secondaire avec six classes; elle avait pour fonction de sélectionner. L'école de soutien, par contre, fut dégradée et utilisée comme le «réceptacle» des enfants atteints de maladies héréditaires. La collaboration des éducateurs spécialisés allemands et tchèques est à signaler et cela pas seulement du point de vue professionnel. L'extension du système éducatif allemand dans les pays bohèmes est, jusqu'en 1938, étroitement liée au nom de Rolf Marschas qui fut le représentant de «l'Association des écoles de soutien dans la République tchéco-slovaque».

TOMÁŠ STANĚK AU SUJET DES ALLEMANDS DANS LES PAYS BOHÈMES APRÈS 1948

Otfrid Pustejovsky

Tomáš Staněk, l'auteur d'un important ouvrage sur les conditions de vie et la déportation des Allemands en et hors de Tchécoslovaquie après la fin de la deuxième Guerre mondiale, a publié en 1993 une vaste étude sur les Allemands qui sont restés en Tchécoslovaquie (voir BohZ 34/1993, 399). Dans son rapport détaillé sur cette étude, Otfrid Pustejovsky nous offre un large éventail riche en informations sur l'histoire de ces Allemands sous la dictature communiste qui n'ont pas été déportés et qui, jusqu'à aujourd'hui, vivent en République Tchèque.

DISCUSSION

Le «Insider-Lexicon» sur Prague de Christoph Bartmann, paru en 1994, a soulevé une vague de discussions passionnées. C'est pourquoi les éditeurs de *Bohemia Zeitschrift* ont demandé à deux «Insiders» de faire part de leurs pensées au sujet de ce livre aux lecteurs de *Bohemia*. Dans son essai intitulé «Si seulement l'auteur avait...», Růžena Fořtlová explique pourquoi elle trouve le livre de Bartmann superficiel. Václav Maidl, quant à lui, nous présente ses pensées «Sur les images des autres en nous».

Dans la deuxième contribution à la „discussion“, Jaroslav Kučera nous fait part de ses considérations critiques en ce qui concerne la dernière étude de Fritz Peter Habel au sujet du nombre des victimes parmi les Allemands dans la Tchécoslovaquie de l'après-guerre.

RESUMÉ

SLOVANSKÉ PÍSEMNICTVÍ 10. A 11. STOLETÍ V ČECHÁCH

John M. Clifton-Everest

V době raného středověku se musí v Čechách při „slovanské“ liturgii rozlišovat mezi jádrem mše, to znamená mezi eucharistickým obřadem, a její nesakramentální částí (perikopami). Zatímco podle soudobých pramenů používání slovanštiny v sakramentální části mše nebylo dovoleno, v okrajových částech liturgie, ale i pro jiné pobožné účely, byla slovanština dokonce doporučována. Toto převážně ústní využití obecného jazyka přispělo k vzniku skrovného slovanského písemnictví. O tom svědčí filologický výzkum a několik málo dochovaných textů. To byla ovšem doba, jak především srovnání s tehdejší německou říší ukazuje, téměř na celém území Evropy pro rozvoj písemnosti v obecném jazyce krajně nevýhodná. V Čechách navíc neexistovaly ani podmínky pro její přežití (knihovny apod.). Proto dnes nejsme v stavu původní rozsah staročeského církevního písemnictví, které už ke konci 11. století vymřelo, ani jen odhadnout.

KRÁLOVSKÉ SLAVNOSTI VE STŘEDOVĚKÝCH ČECHÁCH

František Šmahel

Ve středověkých Čechách, podobně jako v sousedních zemích, královské slavnosti nebyly jen veřejnou manifestací panovnického majestátu, ale i velkolepým, pro současníky ojedinělým a nezapomenutelným zážitkem. Prvé posilovalo společenské vazby, druhé vytržením z každodennosti naplňovalo konstantní potřebu lidského bytí. Autor k těmto obecným momentům přihlíží, současně však pro širší srovnávací studium nabízí přehled problémových okruhů. Čenářům neznalým češtiny se navíc dostává poučení o vydaných pramenech a o poznatcích domácího bádání. S výjimkou korunovačního řádu se dvorské *ordines* nedochovaly, tuto mezeru však většinou lze zacetit pomocí vyprávěcích a jiných pramenů. Silný vliv německého sousedství se ve 13. století projevil téměř v celém spektru českých dvorských slavností. V následujícím období se však uplatnily též podněty francouzské, uherské a polské proveniencie. Střediskem většiny královských slavností byla Pražská aglomerace, čas od času se jejich dějištěm stala i jiná velká města v Čechách a na Moravě (např. Jihlava 1436, Olomouc 1469, Kutná Hora 1471 apod.). Zatímco korunovace a královské pohřby vyznačovaly

personální změny na trůně, vjezdy králů, zemské sněmy, vítání cizích poselstev, slavnostní hostiny a jiné dvorské slavnosti zviditelňovaly panovníka a přibližovaly ho jeho poddaným.

STAŘÍ CÍSAŘI: NOVÉ IMPULZY VE VÝZKUMU POZDNÍHO STŘEDOVĚKU

Ferdinand Seibt

Príspevek se zabývá novými postupy ve zprostředkování dějin. Když necháme stranou možnosti i hranice elektronických médií, poskytují nám výstavy jednu z možností, jak spojit ukázky pramenů, písemných i objektových, s jejich interpretací a pokud možná přesným verbálním výkladem. Asi od pamětního roku Karla Velikého v r. 1965 přitahovaly historické výstavy v Německu početné publikum. Tehdy určil čášský historik umění Wolfgang Braunfels se svými spolupracovníky směr, jak utvářet i ohraničit téma, i co se rozsahu katalogu týče, a ten je od té doby chápán zjevně jako doporučení. Také těsné spojení historie a dějin umění udává i nadále charakter výstav a vede přes výběr exponátů nutně k interdisciplinární spolupráci, jak se jí pro moderní průběh výzkumných prací pořád dožadujeme, která však mimo oblast týmové práce při sestavování výstavy většinou selhává. Tu a tam se těšila pozornosti i problematika uměleckého a kulturního regionu, jak tomu bylo např. při výstavě „Mezi Rýnem a Másou“ od Antona Legnera v roce 1972 v Kolíně nad Rýnem, jež nám skvělým způsobem zprostředkovala obraz „západní střední Evropy“. Výstava „Parléřové a Krásný sloh“ od téhož autora, korunovaná pětisvazkovým katalogem, znamenala roku 1978 ve spojení uměleckého zobrazení a analýzy epochy vrchol výstavnické dovednosti. Tato expozice byla současně organizačně spojena s biografickou demonstrační občůzkou na norimberském císařském hradu. „Středověk v Porúří“ se pokusil roku 1990 představit nám „Zapomenuté časy“ krajiny, která je dnes známá jen jako průmyslová oblast. Také hanze jako zvláštnímu historickému fenoménu se dostalo poučného zpodobnění. Většinou jsou ale vyhledávána biografická nebo dynastická témata, která jsou spojena s jubilejními daty, a tak se po Karlu Velikém, rodech Štaufů, Saliů a Wittelsbachů, po Karlu IV. a císaři Zikmundovi (Budapešť 1987) oklikou přes výstavní sály dostaly zpět do historických pojednání opět biografické perspektivy, které byly v prvních poválečných letech pod náporom palčivých sociologických otázek pokládány za jednu provždy překonané a zastaralé. Na pozadí těchto předpokladů obrátil autor článku svoji pozornost na čtyři, před nedávnem vydané životopisy panovníků a na jejich příkladech se pokusil vysvětlit záměr a vymezit možnosti biografických poznatků, přičemž jsou pro moderního biografa podle jeho názoru výstavní syntézy a interdisciplinární výzkum problematiky obzvláště užitečnými.

ŽENY, ŽIDOVÉ A NĚMCI: OUTSIDEŘI VE STAROČESKÉM MASTIČKÁŘI

Alfred Thomas

Článek Jarmily F. Veltrusky „A Sacred Farce from Medieval Bohemia“ (1985) (Povátná fraška ze středověkých Čech) nám dodneška poskytuje nejpodrobnější studii

jediných dvou fragmentů latinsko-staročeské divadelní hry Unguentarius (Mastičkář) asi z roku 1340. Veltrusky má jistě pravdu v tom, že v Mastičkáři se smiřují dva kontrární póly: komický potenciál frašky s religiozní silou duchovního dramatu. Podle Veltrusky je obscenita v Mastičkáři prezentována ve smyslu Bachtina formou univerzálního posměchu nade všemi kategoriemi společnosti, zatímco Alfred Thomas vidí rozdíl mezi jazykově a stylisticky nevyčleněnou a nezesměšňovanou etnickou většinou česky mluvící šlechty a sedláků a mezi kategorií outsiderů, vystavenou posměškům, jimiž jsou ženy, Němci a židové. V průběhu hry jsou tito outsideri v důsledku své anatomicky závadné tělesnosti a nebezpečné sexuality postaveni prostředky komiky na stejnou rovinu. Podle Veltrusky vyplňuje obscenita vzhledem ke společenské kontrole funkci subverze, zatímco pro Thomase se tu jedná o rafinovanou lest autora, který ví, jak použít obscenity k potlačování slabých a podpoře mocných.

MARTIN LUTHER V KNIHOVNÁCH ČESKÝCH MĚŠŤANŮ OKOLO R. 1600: RECPCE A PŮSOBNÍ LUTHEROVA UČENÍ

Olga Fejtová a Jiří Pešek

V nábožensky tolerantní realitě českých měst 2. poloviny 16. a počátku 17. století hrály „velké“ konfesijní dějiny menší roli než lokální situace a hlavně než individuální zájmy jednotlivých měšťanů. Při výzkumu autoři analysovali 1364 inventářů měšťanských pozůstalostí z Prahy a Loun v období 1550–1620. V nich objevili celkem 519 soupisů knihoven. V 16% pražských a v 22% lounských knihoven byla zjištěna Lutherova díla, většinou v německých, méně již latinských a zcela výjimečně českých vydáních. Luther byl ve zkoumaných městech nejčtenějším autorem, oblíbenějším než Hus či jiní čeští spisovatelé. V knihovnách se objevuje hlavně jeho Postilla, Katechismus, kázání a ovšem překlad Bible do němčiny. V Praze jsou zjištěna i souborná vydání jeho spisů. Slavná Lutherova církevně politická díla však chybí. V inventářích po r. 1600 zastoupení Lutherova výrazně klesá, po r. 1620 pak zcela mizí, ač luteránští autoři mladších generací byli v Praze čtení až do konce 17. století.

INTEGRACE A INTEGRITA: ČESKÉ ZEMĚ A „ŘÍŠSKÁ“ IDEA V ROMÁNĚ ADALBERTA STIFTERA WITIKO

Wolfgang Müller-Funk

Interpretace románu Adalberta Stiftera Witiko nám umožňuje číst toto dílo i s ohledem na aktuální problematiku. Intergrace a integrita jsou v románu chápány ve středo-evropském kontextu jako rozhodující póly napětí, které určují vztah středověkého Českého království k univerzalizmu „říše“. Už i Stifter chápal děj ve Witikovi jako pozadí pro problémy, které v 19. století vyžadovaly řešení: rozpor mezi národní emancipací a univerzalizmem (habsburské) říše. Stifterova pozice, která úmyslně pomíjí problémy jazykové diference, je irénicky smířlivá. Jeho román představuje pokus, do kolektivní paměti německého jazykového prostoru integrovat to cizí, jiné, zatímco pod znamením rovnoprávnosti – i když chápe českou snahu po integritě – se

přimlouvá za integraci. Tak jako Stifter zahalil problémy své doby prostředky historického a historizujícího románu do roucha středověkých událostí (k tomu patří i problém práva, spravedlnosti a demokracie), je možno i dnes chápat jeho román jako historický model pro řešení aktuálních otázek, které ve smyslu dlouho působící linie evropské kontinuity jsou v rámci Evropy opět, a po roce 1989 ve zvýšené míře, na denním pořádku.

4. BŘEZEN 1919 UTVÁŘENÍ SUDETONĚMECKÉ IDENTITY

Karl Braun

Události 4. března 1919 – generální stávka Němců v českých zemích, svolaná sociální demokracií, a její krvavý závěr (téměř 60 mrtvých) – zůstaly ve výzkumu téměř bez povšimnutí. Předkládaná esej se pokouší podat první přehled jak historických dobových okolností (reakce Němců na založení ČSR, obsazení německých oblastí, zavedení československé měny), tak i vylíčit události 4. března 1919 v jednotlivých městech (Cheb, Karlovy Vary, Kadaň, Šternberk) a jejich odlišný význam pro Čechy a Němce. Obzvláště pro Němce měl 4. březen historické důsledky se zřetelem k vývoji jejich mentality: na jedné straně zprostředkovává toto datum Němcům v českých zemích, kteří se před rokem 1918 cítili být Němci předlitavské části habsburské monarchie, otřesným způsobem vědomí, že nyní patří k menšině ve státě, dominantním Čechy; na druhé straně pomohly události tohoto dne dát tomuto novému pocitu sounáležitosti i novou ideovou náplň. Teprve z mýtu 4. března 1919 se vykristalizovala identita Němců v českých zemích coby sudetští Němci a třebaže bezděčně, působí tento „mytologém“ na sudetoněmecké národnostní povědomí dodnes.

„POSTMODERNÍ“ STŘEDOVĚK: O NOVÝCH MOŽNOSTECH ČTENÍ STARÝCH TEXT Ů

Jelko Peters

V předkládaném příspěvku je nám na příkladech „New Philology“ a prvních dvou svazků habilitačního spisu Petra Czerwinského „Ukázky z dějin vnímání“ předvedena použitelnost inovačních metod v medievalistice, zrozených z ducha postmoderny. Po krátkém úvodu o nezbytnosti, zabývat se danou problematikou transdisciplinárním způsobem, jsou nám představeny obě hlavní teze „New Philology“. Vycházejí za prvé z předpokladu, že otázka autora nezodpovídá středověké skutečnosti a za druhé, že se má proto v edičních vědách dostat každému rukopisu stejného ocenění. Vydávat rukopisy i nadále na principu tzv. směrodatného textu je třeba označit za anachronismus; místo toho je nutné dát se cestou nové mediální techniky a studií, přihlížejících k historickým proměnám textu. V souvislosti s tím je na příkladě výzkumu Czerwinského ukázáno, jak by mohla transdisciplinární studie vypadat. Czerwinski odhaluje historickou podmíněnost našeho moderního pojmu „znak“ a poukazuje na agregativní vnímání času a prostoru ve středověku. Mimoto Peters líčí, na jaký odpor jeho dílo narazilo v tradičním výzkumu.

NĚMECKÁ POMOCNÁ ŠKOLA V ČESKÝCH ZEMÍCH: EXEMPLÁRNÍ KAPITOLA ŠKOLSKÉ POLITIKY

Herwig Baier

Jestliže se německé pomocné školy v českých zemích vůbec upomínají, obsahově se jim nedostává patřičné pozornosti. Ve vývojových etapách, rozčleněných podle státních útvarů (Rakousko-Uhersko, první Československá republika, Říšská župa Sudety) se projevuje typický průběh v zakládání a vývoji škol, zvláště škol pomocných. I když byly první pomocné školy zřízeny jenom z pedagogických důvodů, octla se tato forma zvláštních škol brzy ve víru politických, ba dokonce ideologických rozepří a stala se cílem politického ovlivňování. Konzervativní kruhy pomocnou školu naprosto odmítaly, socialistické ji podporovaly. Když se moci uchopili národní socialisté, dostalo se pomocné škole pozornosti jenom proto, že se občanská škola stala šestitřídní hlavní školou s výběrovou funkcí, jejíž společensko-vzdělávací renomé stouplo; pomocná škola coby sběrna dědičně nemocného dorostu zaznamenala oproti tomu nutně pokles své pedagogicko-vzdělávací hodnoty. Spolupráce českých a německých pedagogů zvláštních škol je hodná zmínky nejenom z hlediska politického ovlivňování této profese. Rozvoj německých zvláštních škol v českých zemích je do roku 1938 těsně spojen se jménem předsedy „Svazu Pomocná škola v Česko-Slovenské republice“, Rolfem Marschalem.

TOMÁŠ STANĚK O NĚMČÍCH V ČESKÝCH ZEMÍCH PO ROCE 1948

Otfried Pustejovsky

Tomáš Staněk, autor stěžejní studie o životních podmínkách Němců v Československu a jejich odsunu po ukončení druhé světové války (srov. BohZ 34/1993, 399), uveřejnil v roce 1993 obsáhlou práci o Němcích, kteří v Československu po válce zůstali. Ve své podrobné zprávě o této práci předkládá Otfried Pustejovsky informativní přehled dějin „neodsunutých“ Němců pod komunistickou diktaturou, kteří žijí v České republice i dodnes.

DISKUSE

Lexikon o Praze, nazvaný „Insider-Lexikon“ a vydaný v roce 1994 Christophem Bartmannem, vyvolal vlnu podrážděných diskusí. Z tohoto důvodu poprosili vydavatelé časopisu Bohemia dva „insidery“, seznámit čtenáře Bohemie se svými myšlenkami k této knize. Růžena Fořtlová vysvětluje ve svém příspěvku „Hätte nur der Autor ...“ („Kdyby jen ten autor ...“), proč pokládá Bartmannovu knihu za povrchní, a Václav Maidl nám předkládá své zamyšlení „Nad obrazy těch druhých v nás“ („Über die Bilder der anderen in uns“).

Ve druhém příspěvku rubriky „Diskuse“ se Jaroslav Kučera zamýšlí kriticky nad nejnovější studií Fritze Petera Habela o počtu obětí mezi Němci v poválečném Československu.

ABKÜRZUNGSVERZEICHNIS

AČ	Archivní časopis (Prag)
Acta UC	Acta Universitatis Carolinae (Prag)
AHY	Austrian History Yearbook (Minneapolis, Minn.)
AKBMS	Archiv für Kirchengeschichte von Böhmen-Mähren-Schlesien (Königstein/Taunus)
AR	Archeologické rozhledy (Prag)
AZ	Archivní zprávy ČSAV (Prag)
BohZ	Bohemia. Zeitschrift für Kultur und Geschichte der böhmischen Länder
BNGP	Bulletin Národní galerie (Prag)
CASS	Canadian-American Slavic Studies (Vancouver, B. C.)
CEH	Central European History (Atlanta, Georgia)
ČČH	Český časopis historický
ČL	Český lid (Prag)
ČMM	Časopis Matice moravské (Brünn)
ČMorM	Časopis Moravského muzea (Brünn)
ČNM	Časopis Národního muzea, řada historická (Prag)
ČSAV	Československá akademie věd
ČsČH	Československý časopis historický (Prag)
ČSM	Časopis Slezského muzea, vědy historické (Troppau)
CSP	Canadian Slavonic Papers (Ottawa)
ČSPSČ	Časopis Společnosti přátel starožitností českých
DArb	Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen (Prag)
Don	Der Donauraum. Zeitschrift des Forschungsinstituts für den Donauraum (Wien)
DVT	Dějiny věd a techniky (Prag)
ECE	East Central Europe (Salt Lake City, Utah)
EEQ	East European Quarterly (Boulder, Colo.)
FAZ	Frankfurter Allgemeine Zeitung
FHB	Folia historica bohemica
HČ	Historický časopis (Preßburg)
HHStA	Haus-, Hof- und Staatsarchiv (Wien)
Hist	Historica ČSAV (Prag)
HRG	Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte (Berlin)
HT	Husitský Tábor (Tabor)
HZ	Historische Zeitschrift (München)
JbGO	Jahrbücher für Geschichte Osteuropas (Wiesbaden)
JBoh	Judaica Bohemiae (Prag)
JbWG	Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte (Berlin)
JSbH	Jihočeský sborník historický (Budweis)
MGH	Monumenta Germaniae historica
MGSL	Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde (Salzburg/Stuttgart)
MIÖG	Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung (Wien)

MSI	Il Mondo Slavo (Padua)
MZČK	Minulostí Západočeského kraje
ÖOH	Österreichische Osthefte
ÖZG	Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften
PA	Památky archeologické (Prag)
PBoh	Postylla Bohemica (Konstanz-Bremen)
PHS	Právněhistorické studie (Prag)
PP	Památky a příroda
PKSČ	Příspěvky k dějinám KSČ (Prag)
RES	Revue des études slaves (Paris)
SbAP	Sborník archívních prací (Prag)
SbH	Sborník historický (Prag)
SbMM	Sborník Matice moravské (Brünn)
SbNM	Sborník Národního muzea v Praze, řada A-Historie (Prag)
SbPFFB	Sborník prací filozofické fakulty brněnské univerzity, řada historická (Brünn)
SEEJ	Slavic and East European Journal (Tucson, Ariz.)
SEER	The Slavonic and East European Review (London)
SIHS	Slovanské historické studie (Prag)
SOF	Südostforschungen (München)
SovSl	Sovetskoe slavjanovedenie (Moskau)
SR	Slavic Review (Cheshire, Conn.)
SSb	Slezský sborník (Troppau)
StJb	Stifter-Jahrbuch (München)
Umění	Umění (Prag)
UŘ	Umění a řemesla (Prag)
VČA	Věstník České akademie
VCC	Veröffentlichungen des Collegium Carolinum
VČSAV	Věstník ČSAV (Prag)
VfZ	Vierteljahrshfte für Zeitgeschichte (Stuttgart)
VKČSN	Věstník Královské české společnosti nauk
VPZM	Vědecké práce Zemědělského muzea (Prag)
VSWG	Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (Wiesbaden)
VVM	Vlastivědný věstník moravský (Brünn)
WS	Die Welt der Slaven (München)
ZBLG	Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte (München)
ZfG	Zeitschrift für Geschichtswissenschaft (Berlin)
ZfO	Zeitschrift für Ostforschung (Marburg/L.)
ZRG	Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte (Weimar)

MITARBEITER DES HEFTES

- Prof. Dr. Manfred Alexander, Leipziger Ring 11a, 50374 Erfstadt-Liblar
- Prof. Dr. Herwig Baier, Lehrstuhl Sonderpädagogik, Universität München, Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München
- Dr. Reinhard Baumann, Paganinstr. 21, 81247 München
- Anne Bazin, Cefres, Vyšehradská 49, CZ-120 00 Praha 2
- Dr. Christoph Boyer, HAIT, TU Dresden, Mommsenstr. 13, 01062 Dresden
- Prof. Dr. Detlef Brandes, Heinrich-Heine-Universität, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf
- Dr. Karl Braun, Na břevnovské pláni 57, CZ-16900 Praha 6
- Christiane Brenner, M. A., Finowstr. 8, 12045 Berlin
- Dr. Hannelore Burger, Rosenthalgasse 11A/7, A-1140 Wien
- Prof. Dr. John M. Clifton-Everest, Dept. of Germanic Studies A 18, University of Sydney, Sydney NSW 2006, Australien
- Prof. Dr. Wilfried Eberhard, Haarholzerstr. 24, 44797 Bochum-Stiepel
- Dr. Olga Fejtová, Institut für Europäische Geschichte, Alte Universitätsstr. 19, 55116 Mainz
- Prof. Dr. James Felak, Dept. of History, University of Washington, Box 353560, Seattle, WA 98195, USA
- Prof. Dr. Wilfried Fiedler, Am Löbel 2, 66125 Saarbrücken-Dudweiler
- Dr. Růžena Fořtlová, Zavadilova 29, CZ-160 00 Praha 6
- Ralf Gebel, M. A., Enggasse 7, 53127 Bonn
- Dr. Frank Hadler, Berliner Allee 45, 13088 Berlin
- Prof. Dr. K. A. Huber, Bischof-Kaller-Str. 1B, 61462 Königstein/Taunus
- Michael Imhof, Tannenstr. 29, 26122 Oldenburg
- Dr. Jaroslav Kučera, Boroví 198, CZ-252 28 Černošice 1
- Dr. Václav Kural, Kaštanova 66, CZ-251 01 Říčany
- Dr. Václav Maidl, Svornosti 33, CZ-150 00 Praha 5
- Dr. Michaela Marek, Blücherstr. 3, 80634 München
- Susanne Mauer-Horn, Samariterstr. 33, CH-8032 Zürich
- Prof. Dr. Antonín Měšťan, Kapplerstr. 49, 7800 Freiburg/Br.
- PD Dr. Wolfgang Müller-Funk, Hauptplatz 24, A-2095 Drosendorf-Stadt
- Doc. Dr. Jiří Pešek, Brdičkova 1918, CZ-155 00 Praha 5
- Jelko Peters, Carl-von-Ossietzky-Str. 5, 26129 Oldenburg
- Berit Pleitner, Historisches Seminar, Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte, Universität Oldenburg, 26111 Oldenburg
- Dr. Otfried Pustejovsky, Spitzingstr. 4, 83666 Waakirchen-Point
- Prof. Dr. Walter Schamshula, 30 EL Camio Real, Berkeley, CA 94705, USA
- Dr. Marin Schulze Wessel, Odenwaldstr. 16, 12161 Berlin
- Prof. Dr. Dr. h. c. Ferdinand Seibt, Joseph-Haydn-Str. 14, 85540 Haar
- Prof. Dr. František Šmahel, Historický ústav, Prosecká 76, CZ-190 00 Praha 9

Eva T e n z e r, Sträckerjanstr. 24, 26129 Oldenburg

Prof. Dr. Alfred Thomas, Dept. of Slavic Languages and Literature, Harvard University,
301 Boylston Hall, Cambridge, Mass. 02138, USA

Dr. Vladimir Ulrich, Georg-Herbst-Str. 33, 93049 Regensburg

Dr. Rudolf M. Wl a s c h e k, Eselweg 1b, 41068 Mönchengladbach